


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

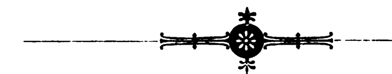




Gesammelte Schriften

von

C. H. Bitter,
Königlich preußischer Staatsminister.



Leipzig  Berlin.

Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. Hofbuchhandlung.
1885.

Vorwort.

Die nachfolgenden kleineren Arbeiten und Aufsätze gehören einer Zeit an, die zum Theil weit hinter mir liegt.

Die darunter befindlichen Reisebilder insbesondere sind Ergebnisse einer bewegten Vergangenheit. Sie sind fern davon, als wissenschaftliche Studien gelten zu wollen.

Sie treten vor den geneigten Leser ohne jeden anderen Anspruch heran, als den, die persönlichen Eindrücke der von mir geschilderten Tage wiedergeben zu wollen.

Einige Theile meines Buchs sind musikalisch ästhetischen Problemen gewidmet.

Mein Standpunkt zu diesen Fragen ist, wie ich voraussetzen darf, bekannt.

Ich lege diese Sammlung, aus der einige Arbeiten bereits früher veröffentlicht sind, hiermit der wohlwollenden Beurtheilung weiterer Kreise vor.

Berlin, 3. October 1884.

C. H. Bitter.

Inhalts-Verzeichniß.



Druckfehler.

S. 435.	Zeile	8	zweimal statt:	Catone lies: Latone.
„ 474.	„	21	statt:	mises lies: miser.
„ 474.	„	23	„	jostus lies: justus.
„ 474.	„	26	„	salvus lies: salvas.
„ 474.	„	32	„	sidisti lies: sedisti.
„ 474.	„	38	„	Aente lies: ante.
„ 475.	„	2	„	nubet lies: rubet.
„ 475.	„	8	„	bovas lies: bonus.
„ 475.	„	19	„	Gege ouram lies: Gere curam.
„ 475.	„	22	„	nesurget lies: resurget.
„ 475.	„	39	„	repraesentet lies: repraesentat.
„ 476.	„	1	„	olius lies: olim.
„ 476.	„	11	„	olius lies: olim.
„ 476.	„	25	„	touis lies: tollis.
„ 479.	„	23	„	was lies: wer.
„ 481.	„	17	„	Lornson lies: Lornsen.
„ 481.	„	18	„	Biele lies: Viele.

Lebensbilder

aus dem Jahre 1848.



Lebensbilder aus dem Jahre 1848.

I.

Die von Frankfurt a. d. O. nach Berlin führende Eisenbahn war am 19. März 1848 nur bis Cöpenik fahrbar. Zwischen Rummelsburg und der Hauptstadt waren die Schienen aufgerissen.

Die Aufregung war an allen Haltepunkten eine fieberhafte. Bestimmte Nachrichten aus Berlin fehlten ganz. Eine dumpfe zornige Stimmung war bei den an den Bahnhöfen zahlreich versammelten Personen erkennbar.

Von Cöpenik aus mußte der Weg bis Berlin durch tiefen Sand und durch aufgeweichte Bruchwege zu Wagen zurückgelegt werden. Er erforderte die halbe Zeit, deren man sonst für die ganze Strecke von Frankfurt nach Berlin bedurft hatte.

Die Augenblicke wurden auf diese Weise dem im Wagen sitzenden Reisenden, in welchem der geneigte Leser mit mir den Regierungsrath Albrecht begleiten wolle, zu Stunden. Ihn hatte ein sehr eiliger und wichtiger Auftrag des Regierungs-Präsidenten zu Frankfurt nach Berlin entsendet.

Der Kutscher, der ihn führte wußte zu erzählen, daß als er um 3 Uhr Berlin verlassen habe, der Kampf in den Straßen noch

nicht [illegible]. Man habe ihn am Vormittag [illegible] [illegible] das Volk habe an vielen Stellen di[e] [illegible]

[illegible]

[illegible] schlimm hergehen," rief er in de[n] [illegible] das Schießen?"

In der [illegible] Albrecht das ferne Knattern de[r] [illegible] und in ganzen Salven.

[illegible] der Kutscher, „nur daß di[e] [illegible]"

[illegible] der Stadt näher und näher. Endlic[h] [illegible] noch nicht beseitigten Thore still [illegible] Fragen über steuerba[re] [illegible] mit der ordnungsmäßigen Ruh[e] [illegible] Albrecht.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]. Die Regierung ha[t] [illegible]! In der That, di[e] [illegible] erschienen freilich unte[r] [illegible] unheimlich öde un[d] [illegible]

[illegible] Bahnhofes mußte A[lbrecht] [illegible] stehenden Barrikade[n] [illegible] Bis zur Mitte der Stad[t] [illegible] stille[n] [illegible] aus dem Centrum [illegible] Straßen die e[r] [illegible]. Auf dem [illegible] drängte sich eine [illegible] welche von [illegible] Unauf[illegible] [illegible] Freiheit!" [illegible] der Weg [illegible] an vielen [illegible] Auch in der

Königsstraße, auf dem Schloßplatz, und an der Schloßfreiheit war es öde und leer. Vor dem Königl. Schlosse, dem Zeughause, dem Palais des alten Königs und der Schloßwache waren die Posten anstatt mit Militär, von bewaffneten Bürgern besetzt. Tradition und Gewohnheit hatten seit ewigem Gedenken dort die militärischen Wachen unzertrennlich von der öffentlichen Ordnung und als nothwendige Zeugen des Glanzes königlicher Autorität erscheinen lassen; die Veränderung machte einen peinlich niederschlagenden Eindruck. Das Palais der Fürstin von Liegnitz, der zweiten Gemahlin Friedrich Wilhelms III. war illuminirt. Dort begegneten dem einsamen Wanderer zwei bewaffnete Männer, die dem Bürgerstande anzuhören schienen.

„Alles," schrie der eine, „für Freiheit und Vaterland! Nichts für diesen König!" Stand es so mit der frohen Stimmung in der Stadt, um derentwillen man illuminirt hatte? Albrecht sah dem wilden Freiheits-Enthusiasten in das von der Helle der Kerzen beleuchtete Gesicht. Die stechenden Augen, der schwarze Vollbart, die von roher Leidenschaft verzerrten Mienen berührten ihn unsympathisch. Ihm war, als seien ihm die Züge des Mannes bekannt. Was dieser laut gerufen, waren Worte, die noch vor wenigen Tagen nicht ungestraft öffentlich hätten ausgesprochen werden dürfen. Vor dem erleuchteten Palais des Prinzen von Preußen, an dessen Thüre mit Kreide die Worte „National-Eigenthum" angeschrieben waren, stand ein Haufe von Männern. Aus ihrer Mitte blickte düster eine schwarz-roth-gelbe Fahne hervor.

„Der ist gut als Kanonenfutter! Der muß fort!" rief es drohend aus der Mitte. Ein zustimmendes „Hurrah!" folgte diesen widerwärtigen Worten.

Die fast ganz menschenleeren Linden strahlten im feenhaften Glanze heller Beleuchtung; aber es war, als ob die Stille eines Kirchhofes über der menschenleeren breiten Allee lagerte. In Zwischenräumen von zwei bis zu sechs Häusern waren Becken und Schüsseln aufgestellt mit der Zuschrift: „Für die im Kampfe Verwundeten" Sie waren mit Geldstücken hoch aufgefüllt. Die wenigen Vorübergehenden legten ihr Scherflein hinzu. Nahe der Wilhelmstraße ergriff ein Mann in anständiger Kleidung den Regierungsrath beim Arme.

„Vergessen Sie über der Aufregung dieser ruhmvollen Tage," sagte er, „nicht die Größe und Schönheit der Natur. Sehen Sie die Mondfinsterniß!"

In der That hatte der Mond seinen hellen Glanz mit einem dunkelfarbigen Schleier bedeckt. Der Himmel aber blickte sternenklar auf die von der Revolution ergriffene Hauptstadt Preußens hernieder, wie er so oft in friedlichen und frohen Zeiten der ehemals treuen Stadt gethan.

So gelangte Albrecht in die Leipzigerstraße, in die ihn zunächst sein Weg führte. Er hatte die Stadt, in welcher die mächtigste Monarchie Deutschlands so tief erschüttert worden war, von einem Ende bis zum andern durchmessen. Keinen Laut des Jubels hatte er gehört. Alles glich der stillen Oberfläche eines Wassers, das von jedem Lufthauch zur stürmisch wogenden See aufgewühlt werden kann. Nicht ohne Antheil an dieser Ruhe mochte die Erschöpfung sein, die nach der Ruhe stürmischer Tage, die soeben vorübergebraust waren, ihr Recht forderte.

Er war zu Verwandten gegangen, die ihn mit Freuden empfangen hatten; in ihre Mitte zog ihn eine warme Empfindung, an der sein Herz vollen Antheil hatte. Die Schwester seiner Mutter mit ihrer, einer frisch aufblühenden Rose gleichenden Tochter hätte ihn gern länger zurückgehalten; aber nach kurzer Erholung trieb es ihn, die ihm ertheilten Aufträge zu erfüllen. Er war ein Mann, der wußte was er dem Dienste seiner Vorgesetzten, dem Dienste seines Königs schuldig war. Die Erfüllung dieser Pflichten war nicht ohne Schwierigkeiten. Es war bereits halb 12 Uhr geworden, und Niemand wußte ihm die Person des Ministers des Innern zu bezeichnen, an den man ihn zunächst gesendet hatte. Er beschloß, sich zuerst zu dem Kriegs-Minister zu begeben, für den ihm gleichfalls Aufträge zu Theil geworden waren. Der Portier versuchte es, ihn mit der Bemerkung abzufertigen, daß der Minister bereits zur Ruhe gegangen sei, aber Albrecht mußte augenblicklich empfangen werden und man öffnete. Die Depeschen wurden hineingesandt. Nach einiger Zeit brachte der Jäger sie ihm mit der Bemerkung zurück, daß er morgen Bescheid erhalten solle, da des Königs Wille darüber eingeholt werden muß. Dennoch ließ Albrecht sich einführen. Der etwa 70 Jahre alte Minister von Rohr empfing ihn im Bette. Das neben dem seinigen stehende leere Bett seiner

jungen und schönen Gemahlin schien eben verlassen zu sein. Er bedauerte, ihm nicht sogleich Bescheid ertheilen zu können.

Albrecht erwiderte ihm, daß er die Verantwortung in seine Hände legen müsse, da die Regierung diese nicht übernehmen könne. Es sei deren dringender Wunsch, daß das am Regierungssitze vorhandene Militär nicht unter die Waffen zu treten brauche, damit ein etwa eintretender Tumult hierdurch nicht eine bedenkliche Wendung nehme, und ein solcher Tumult sei in jedem Augenblicke möglich. Der Minister besann sich.

„Wenn ich auch dem Wunsche der Regierung entsprechen wollte, ich kann dies doch nicht ohne die Mitwirkung des Ministers des Innern.“

„Wer ist dies?“

Er antwortete: „Wir haben in diesem Augenblick keinen. Graf Arnim ist Ministerpräsident, Graf Schwerin Cultusminister. Das sind im Augenblick meine einzigen Collegen.“

„So werde ich zum Grafen Arnim gehen.“

„Thun Sie das! Wenn er einverstanden ist, will ich gern unterzeichnen. Wir haben hier schwere und traurige Tage gehabt. Die alte absolute Monarchie ist zu Grabe gegangen, wer weiß, wie es mit dem constitutionellen Königthum gehen wird. Das Militär hat Wunder von Hingebung, Tapferkeit, Treue und Ausdauer gethan! Die ältesten Garden des Kaiserreichs hätten nicht mehr leisten können. Unter den sicher treffenden Kugeln der Gegner haben sie ohne zu wanken die Barrikaden und die gefährlichen Gebäude in Sturm genommen. Aber sie sind demoralisirt durch den gestrigen Tag! ja, ich sage es ihnen, demoralisirt. Nach diesen glänzenden Proben von Muth und Tapferkeit hätte man die Truppen nicht in die Kasernen zurückziehen, sie nicht das Terrain aufgeben lassen dürfen, das sie siegreich gewonnen. Wollte der König denen, die ihm dazu gerathen haben, nachgeben, dann mußte er die Truppen aus der Stadt heraus und angesichts dieser sie ein Lager beziehen lassen. Aber diesen traurigen Abzug hatten die Soldaten wahrlich nicht verdient. Auf allen Straßen und Plätzen predigt man jetzt Communismus, Empörung, Republik. Die fremden Emissäre wiegeln die unteren Volksklassen in hundert Formen auf. Nach wenigen Tagen kann der Kampf von neuem beginnen. Gott allein weiß, wohin das führen wird. Ich fürchte

das Allerschlimmste. Ich werde meinerseits nicht mehr lange an meinem Platze sein. Ich muß ihn Anderen überlassen. Leben Sie wohl und thun Sie in Ihrem Kreise, was Sie können, um das Vaterland vor Anarchie und Pöbelherrschaft zu schützen."

„Ich bedaure noch einmal stören zu müssen, wenn ich den Minister Arnim gesprochen haben werde."

„So lange ich Kräfte besitze, will ich gern jeden Augenblick bereit sein. Fürchten Sie nicht, meinen Schlaf zu stören."

Es war halb 1 Uhr geworden. Die Kerzen der Illumination waren verloschen; aber der jetzt von dem Schatten der Erde freie Vollmond schien hell auf die leeren Straßen und begleitete Albrecht nach dem auf dem Pariser Platz belegenen Hotel des Grafen von Arnim. Dieser hatte so eben sagen lassen, daß er die Nacht über im Schlosse bleiben werde. Dorthin wendete Albrecht seine Schritte. Auf dem Wege gesellte sich ein Mann zu ihm, der der arbeitenden Klasse angehörte.

„Wir werden keine Ruhe behalten", sagte dieser. „Es sind zu viele, die das nicht wollen und sie finden so viel gläubige Ohren! Und der Prinz von Preußen — dem haben sie Böses zugeschworen, der Kartätschen-Prinz, wie sie ihn nennen. Einer muß immer an allem schuld sein. Nun ist es gerade dieser eine? Er habe den König bis zuletzt abgerathen nachzugeben."

„Und der König?" fragte Albrecht. „Ist man denn nicht zufrieden mit allem was er bewilligt hat?"

„Der König ist gut und man kann so eigentlich nicht verlangen, daß er mehr geben solle, als er gegeben. Aber, wer etwas erhalten hat, will doch immer mehr haben. Zufrieden ist Niemand!"

Er bog in die Friedrichstraße ab. Albrecht schloß sich einem verspäteten Bürger an, der denselben Weg mit ihm ging.

„Meinen Sie, daß die Ruhe erhalten bleiben wird?

„Gewiß," antwortete er; „das Bedürfniß ist zu dringend. Aller Verkehr, aller Erwerb stockt. Es darf so nicht bleiben. Wir Bürger sind fest entschlossen, die Ordnung aufrecht zu erhalten und haben uns dafür verbürgt. Man kann nicht mehr verlangen als gegeben ist. Wäre es einen Tag früher geschehen, wie viel Blut wäre erspart worden! Aber die Minister! Sie verstanden die Bedürfnisse der Nation nicht. Zu allem „ja" sagen was von

oben kommt, dazu hätte man ihrer nicht bedurft. Sie werden nicht auf Rosen gebettet sein."

Er ging in die Königswache hinein. Vor dem Zeughause stand ein Bürger unter dem Gewehr auf Posten.

„Gehen Sie nicht so kalt an mir vorüber, Bürger!" rief er Albrecht zu. „Reichen Sie mir Ihre Hand, Bürger! O, wir haben Großes vollbracht. Die Weltgeschichte wird davon reden! 14 Stunden haben wir uns in den Barrikaden siegreich vertheidigt! Das ist noch nicht dagewesen. Dreizehn Mann, dabei vier Offiziere haben wir getödtet, verwundet. Bürger! die neue Zeit beginnt. Der Ruhm, die Erhebung ist groß. Paris hat nie mehr geleistet, als wir gethan haben!"

Drei andre Männer traten hinzu: „Es ist abscheulich," riefen sie. „Die Gefangenen, die das Militär nach Spandau transportirt hat sind gemißhandelt worden. Einen, der nicht mehr fortkonnte, haben sie todtgeschossen. Andre haben sie mit Füßen getreten. Das verlangt Blut!"

Ihre Augen funkelten widerwärtig im Mondlicht.

„Ja, Bürger!" rief der Wachtposten wieder. „13 Mann, dabei 4 Offiziere haben wir niedergeschossen hinter unseren Barrikaden."

Der Haufe vermehrte sich. Einer der Wachtposten von des alten Königs Palais, dem Zeughause gegenüber, trat heran. „Meine Herren, wir haben uns für die Ordnung und Ruhe verbürgt; ich bitte Sie, sich zu entfernen." Albrecht wollte gehen. „Nein, Bürger", rief der Posten vor dem Zeughaus, „nicht so; erst reichen Sie uns die Bruderhand." Er ergriff Albrechts Hand, der den Haufen zu verlassen eilte.

„Das ist keiner von den ächten!" schallte es hinter ihm her.

Er trat unbehindert in den zweiten Schloßhof ein. An der Wendeltreppe wurde er aufgehalten; sie war von einigen Bürger-Schützen und bewaffneten Bürgern besetzt. Albrecht erklärte, daß er zum Minister von Arnim geleitet werden wolle. Man führte ihn die Treppe hinauf.

Wie war hier die Scene verändert! Ein Theil der Treppe und alle Räume, durch die er schritt, waren von Soldaten vollgepfropft, die unter dem Gewehre schliefen, ein vollständiges Bivouak, der ganze Schweizersaal so gefüllt, daß nur mit größester Mühe

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Unter diesen Erzählungen waren beide über die schlafenden Soldaten fortgestiegen. Der Jäger des Ministers war schwer zu ermuntern und begriff nicht, wie man seinen Herrn um diese Nachtstunde wecken könne. Endlich ging er hinein und Albrecht wurde nach einigen Minuten eingeführt. In einem großen saalartigen Zimmer hatte man dem Grafen Arnim ein Bett aufgeschlagen, in dem er den ihm bekannten späten Ankömmling begrüßte. „Ich kann", sagte er, „die Anträge der Regierung nur billigen. Ich werde sogleich schreiben." Aber das Schreiben im Bett war nicht so leicht. Albrecht bat ihn, ihm zu diktiren. Der Jäger brachte ein Schreibzeug mit blauer Dinte und eine Feder. Ein Tisch war nicht vorhanden. Albrecht mußte auf den Knien schreiben. Er fragte den Minister, als das Diktat beendet war, wie die Unterschrift lauten solle? Graf Arnim erwiderte: „Schreiben sie: Für den Minister des Innern: Ich habe kein Ressortministerium übernommen. Der König hat mir die Bildung des neuen Kabinets übertragen. Wie denkt man im Lande über das konstitutionelle System?"

Albrecht erwiderte, so viel er wisse, halte man dasselbe zur Zeit für die einzig mögliche Form der Regierung, welche die Garantie einiger Ruhe und einer sicheren Zukunft bieten könne. Sie müsse aber wirkliche und vollständige Rechte verleihen.

„Meinen Sie", fragte der Minister weiter, „daß die Aufregung sich legen wird, wenn man sieht, daß es der Regierung voller Ernst ist, die nothwendigen Freiheiten zu gewähren?"

„Allerdings hofft man das; doch giebt es Stimmen, die weitere Excesse für wahrscheinlich halten. Die Unruhe ist einmal in die Gemüther eingedrungen."

Der Minister erwiderte: „Ja; es ist alles zu unvorbereitet an den König herangetreten. Herr von Bodelschwingh (der bisherige Kabinetsminister) ist zurückgetreten. Er findet das konstitutionelle System mit seinen Grundsätzen, Ueberzeugungen, mit seinem bisherigen Wirken und Walten in zu scharfem Kontraste. Er hat dem König wiederholt versichert, daß er nicht für die jetzigen Verhältnisse passe. Ich denke anders. Umstände verändern die Sache. Die Zeitverhältnisse machen die konstitutionelle Regierungsform unvermeidlich. Ich halte dafür, daß man sich ihnen fügen muß. Der König beabsichtigt nicht, dem entgegen zu treten. Ich selbst

[illegible] nach [illegible] Bitte [illegible] [illegible] ausgeruhet [illegible]

[illegible] idealeren [illegible] Verständniß [illegible] ausgeruhet. [illegible] verhältnismäßig [illegible]

I.

[illegible] Sommer erstieg [illegible] Sommer [illegible]

[illegible] dieser [illegible] Eingang [illegible] Landes [illegible] einer [illegible] Besitz [illegible] Vertrag [illegible] Demut [illegible] Sache [illegible] Herrn [illegible] Nachbarn [illegible]

[illegible] Mutter [illegible] Gewalt [illegible] alten Zeiten [illegible]

[illegible] Benennung [illegible] Stroh [illegible]

die Linden, der Schloßplatz oder das Kastanienwäldchen vor der Singakademie, in der damals die preußische National-Versammlung tagte, der eigentliche Tummelplatz aller männlichen Thätigkeit sein dürfe. Diese Thätigkeit aber bestand darin, Neuigkeiten zu sammeln oder zu verbreiten, den phrasenhaften Redefluß der Volksbeglücker an den Straßenecken mit anzuhören, und in der sorgfältig genährten und daher von Tage zu Tage steigenden Begriffsverwirrung den Boden der klaren Ueberzeugungen und von dem, was Recht, Pflicht, Vaterlandsliebe und nationaler Stolz von jedem Einzelnen verlangen mußten, immer mehr schwinden zu machen. In den Werkstätten wurde kaum noch gearbeitet. Meister und Gesellen hatten Dringenderes zu thun. Die Fabriken standen theilweise still. Aller Verkehr, den Reichthum und Luxus zu verbreiten pflegen, hatte sich Gott weiß wohin, zurückgezogen. Das bürgerliche Element der Gesellschaft war neben dem Pöbelhaufen der Straße das äußerlich allein hervortretende. Aber es irrte unruhig und unwillig umher, getrieben von der ihm weithin überlegenen Macht des überhand nehmenden Proletariats und der Straßendemokratie. In bewegten Zeiten, wo das öffentliche Leben kocht und schäumt, da drängt sich eben jene Hefe der Bevölkerung an das Tageslicht hervor, welche sonst die hellen und breiten Straßen zu scheuen pflegt. Die wilden Gestalten, die trotzigen Erscheinungen berühren seltsam und antipathisch selbst da, wo Bangigkeit und Furcht nicht vorhanden sind. Ihr Element ist der Straßentumult, der Skandal um jeden Preis bei Tag und Nacht.

Es war am 16. Juni dieses Jahres, als in der von der Revolution durchwühlten Stadt eine fieberhafte Aufregung herrschte.

Vor dem Zeughause, der Hauptwache und unter den Linden, sowie in der Nähe der Sing-Akademie standen zahlreiche und lebhaft streitende Gruppen. Die Straßenecken waren mit Plakaten bedeckt. Außerhalb der Thore zogen starke Militär-Patrouillen hin und her und von der zu jener Zeit noch vorhandenen alten Stadtmauer durch den Thiergarten hindurch war eine fortlaufende Kette von Vorposten eines Infanterie-Regiments aufgestellt.

In der vorhergehenden Nacht hatte „das Volk von Berlin“ die Thore des Zeughauses erbrochen und einen großen Theil der dort aufbewahrten, auch der kostbaren historischen Waffen geraubt. Die Bürgerwehr, 25000 Mann stark und wohl bewaffnet, hatte

dem Raube des öffentlichen Eigenthums Gewehr bei Fuß zugesehen. Wohl hatten Bürgerwehrleute Feuer gegeben und einige aus dem Volke auf sie andringende Männer niedergeschossen, aber ein Befehl zur Vertheidigung des Zeughauses war nicht gegeben worden.

Dagegen hatte das im Innern desselben befindliche Militär-Commando durch Betrug und Verrath überlistet seinen Posten geräumt, ohne auch nur den Versuch der Vertheidigung zu wagen. Das Proletariat hatte über die öffentliche Ordnung in der Hauptstadt gesiegt. Es war die offene Anarchie, die ihre Herrschaft auszubreiten begann.

Freilich hatte das wenige in Berlin befindliche Militär im Sturmschritt kurz nachher Platz und Straßen am Zeughause gesäubert und die feige Bande der Ruhestörer verjagt. Aber doch war die Stadt in wachsender Besorgniß für das, was etwa der Abend bringen möchte. Unruhe und Angst hatten sich der Gemüther bemächtigt. Hie und da wurden drohende Reden gehalten und öfter und immer öfter schwirrte das Wort: Republik dazwischen hindurch. Republik aber war in jenen Tagen, in denen die Straßen-Emeute die Stadt beherrschte, für den Bürger- und Geschäftsmann das Symbol der allgemeinen Auflösung der Staatsgewalt und aller bestehenden Ordnung.

Wer hätte sich auch, selbst in jenen Tagen der Verwirrung und Verirrung Preußen ohne seinen König, ohne die Dynastie der Hohenzollern denken mögen! Hatten die Märzereignisse auch noch so sehr an den alten Traditionen gerüttelt, hatten auch freche Volksredner oft genug von dem Sturze des Königshauses gesprochen, die rosigste Zukunft unter der Herrschaft des Volks ausgemalt; im Ernst hatte doch niemand daran gedacht, daß dem Königthum von Gottes Gnaden sein Ende bevorstehen könne.

Nach dem Zeughaussturm fing so mancher an, an eine große Katastrophe zu glauben. Jedenfalls war der Schrecken ein allgemeiner. Die Straßen nach den Eisenbahnen waren mit hochbepackten Wagen gefüllt, welche die nach allen Seiten hin flüchtenden Familien fortführten. Gestalten, wie sie zu keiner Zeit in Berlin gesehen worden waren, wild und verwegen, mit von der Sonne gebräunten dunklen Gesichtern, in zerlumpter Kleidung, mit nackten Füßen und offener Brust, die schmierigen Hüte und Mützen mit rothen Federn geschmückt, durchzogen in hellen Haufen, oft in

geschlossenen Reihen die ganze Breite der Straßen absperrend die besten Theile der Stadt.

Und die Plakate an den Straßenecken? Etwa Verfolgung des geraubten National-Eigenthums? Mißbilligung der Schande, die auf die Hauptstadt Preußens gehäuft war? O nein! Untersuchung und strenge Strafe für diejenigen, die die Verwundung und den Tod jener Männer bei dem Sturme gegen das Zeughaus verschuldet hatten! Derselbe Staats-Anwalt, der die Beschimpfung der Deputation vor der National-Versammlung am 9. Juni dem Injurien-Prozeß überwiesen hatte, hatte kein Wort, um den Raub zu verfolgen, den Bruch des Gesetzes zu ahnden. Er hatte nur strenge Untersuchung gegen die, denen jene Tödtung zur Last zu legen war. Erst 14 Tage später gelangte man dazu, die Untersuchung auf diejenigen auszudehnen, welche den Angriff auf die Bürgerwehr unternommen hatten. Ob diese Vorfälle wohl jemals aufgeklärt worden sind? In die Oeffentlichkeit ist hierüber nichts gedrungen.

Von einer Thätigkeit der übrigen Behörden war nichts zu bemerken. Polizei und Gendarmen waren kaum noch dem Namen nach vorhanden; das Militär war aus der Stadt herausgezogen worden und die National-Versammlung hatte sich dem Volke von Berlin anvertraut, „das seine Besinnung wieder gefunden hatte". Wohl hatte der Präsident derselben an den Kommandanten der Bürgerwehr das Verlangen um Hilfe und Schutz ausgesprochen. Das Antwortschreiben aber, das er erhalten hatte, lautete:

„Nach Lage der Dinge bin ich nicht im Stande, irgend eine Garantie zu übernehmen. Zwar ist die Mannschaft bestellt worden, ob sie aber erscheinen wird, weiß ich nicht, noch weniger, ob sie ihre Pflicht erfüllen wird, nach den Erfahrungen von gestern."

Dies war nicht gerade Vertrauen erweckend. Doch glaubte das Kommando, späterer Mittheilung gemäß, daß auf das 4., 5. und 7. Bataillon, die sich freiwillig zur Besetzung des Hauses der National-Versammlung gemeldet hatten, gerechnet werden könne.

So glich Berlin einem Vulkan, in dessen Tiefen es kochte und glühte. Ein neuer Ausbruch konnte jeden Augenblick erfolgen. Er hätte kaum ernstlichen Widerstand gefunden, wenn kühne und entschlossene, zu großen organisatorischen Maßnahmen befähigte Männer vorhanden gewesen wären und sich der Bewegung bemächtigt hätten. Freilich war ein dauernder Sieg für die Volks-Emeute

nicht zu erwarten, desto mehr Unordnung, Unruhe und wilder Lärm.

Die Einberufung der Berliner Landwehr, welche einige Tage später erfolgte, war eine Maßregel von zweifelhaftem Werthe. Nur die Entfaltung einer großen Militärmacht unter fester Führung hätte die Ordnung wieder herstellen können. Wer aber hätte in jenen Tagen der Verwirrung und Schwäche den Muth gehabt, einen solchen Vorschlag zu machen? Wo wäre für eine so energische Maßregel die Zustimmung zu finden gewesen? Wer hätte für diese die Verantwortung übernommen?

III.

Am Abend desselben Tages saß im zweiten Stockwerk eines großen Hauses der Leipzigerstraße die Familie des Hofraths P. um den vor dem Kanapee stehenden, für die Abendmahlzeit sauber gedeckten runden Tisch. Die Familie war nicht zahlreich.

Mit ängstlicher Miene, unter dem hohen Bau seiner dunklen Perrücke stumm in sich hineingrollend, las der Hausherr die während des Tage erschienenen zahlreichen Plakate, während die blonde Tochter in ihre Arbeit vertieft mit ihren Gedanken weit abseits zu weilen schien. Nur hie und da hörte sie auf die fröhlichen Bemerkungen einer Freundin, die zum Besuche aus dem nicht zu entfernten Orte F. bei ihr eingetroffen, mit rothen Wangen und dem unter dem wolligen schwarzen Haare hervorblitzenden dunklen Augen die Begebenheiten des Tages und die unruhige Bewegung der Stadt zum Gegenstande humoristischer Bemerkungen machte, über welche der Hofrath die Stirn zu krausen Runzeln zusammenzog. Die Frau Hofräthin bereitete das Abendessen vor, während Wilhelm, der hoffnungsvolle Sohn des Hauses und Untertерzianer auf einem der Gymnasien der Stadt, mit leuchtenden Blicken der vorschreitenden Thätigkeit seiner Mutter folgte. Mobiliar und Ausstattung des geräumigen Zimmers zeigten von Wohlhabenheit und Ordnung und das Kochen und Singen des Wassers in dem silbernen Theekessel gab dem großen Raume einen Anstrich von Behaglichkeit und Frieden, wie man diesen in wohlhabenden Bürgerfamilien der Hauptstadt zu finden gewohnt war.

Die Noth der trüben Zeit hatte freilich der sonst in leidlicher Weise gesprächigen Hausfrau den gewohnten Redefluß gehemmt.

Sie erstickte auch auf den Lippen des Hofraths jene weisheitsvollen Reden, welche unter glücklicheren Verhältnissen die Bewunderung der Collegen in seinem Ministerial-Bureau und der Stolz der Familie gewesen waren. Endlich unterbrach der Hausherr die augenblickliche Stille des ihn umgebenden Kreises:

„Mein Freund ist nun doch nicht gekommen,“ sprach er. „Er hatte versprochen, hier zu sein, und es ist nun fast 8 Uhr.“

Diesen in bedeutsamem Tone gesprochenen Worte des Vaters folgte ein langgestreckter Seufzer, der sich den rosigen Lippen seiner blonden Tochter entwand und wie ein Geisterhauch über der weiblichen Gruppe am Kanapee zu schweben schien. Clara, die Freundin aus der Provinz, warf ihr einen theilnehmenden Blick zu und faßte ihre Hand mit freundlichem Druck. Sie war in die Geheimnisse der Familie eingeweiht. Die Mutter aber ließ mit liebevollem Ernst ihre Augen zu der Tochter herübergleiten. Die Stille wurde noch tiefer als vorher.

Den Hofrath, der eben einige Kraftstellen der vor ihm ausgebreiteten demokratischen Freiheitsblätter in einer Art von stummer Erregung in sich aufgenommen hatte, schien es zu verdrießen, daß seinen Worten eine Erwiderung nicht gefolgt war. Zwar unterdrückte er seine Betrachtungen, nachdem er einen langen und prüfenden Blick auf seine Tochter geworfen hatte, um sich wieder in seine Lectüre zu vertiefen. Als aber ein zweiter leiser Seufzer zu ihm herüber drang, legte er die Blätter bei Seite:

„Was giebt es denn wieder?“ so fragte er mit halbstrafendem Tone. „Wird das Geseufze und Geplärre nicht bald ein Ende nehmen?“

„Aber Vater!“ hauchte Emilie und war im Begriff aufzustehen. Aber die Mutter, die waltende verständige Hausfrau mit der schönen reichgetollten Haube auf dem Kopfe, verstand die Kriegskunst im Hause besser. Ein kurzes Räuspern verkündigte den Beginn der Operationen, welche zur Unterstützung der seufzenden blondlockigen Tochter bestimmt waren, deren Freundin mit großen Augen die Familie betrachtete, welche sich soeben anschickte, sich auf dem Kampfplatze zu messen.

Nicht ohne eine gewisse Schärfe in den Ton ihrer Stimme zu legen sprach die Hofräthin langsam und bedeutungsvoll:

„Ob nur Albrecht heut nicht kommen wird?“ Kaum waren

[illegible] weniger
[illegible] gut, was
[illegible] her. Da war
[illegible] wie sie nicht

oft gefunden werden. Freilich, mit Deinem neuen Freunde will er nichts zu thun haben und mir ist es auch sehr gleichgiltig, ob Der kommt oder nicht. Meinetwegen kann er ganz fortbleiben; aber was Albrecht betrifft, so ist es mir, als hätte ich ihn viel zu lange nicht gesehen."

„O, ich hab' ihn heut gesehen," rief Wilhelm, das enfant terrible der Familie dazwischen. „Er ging unter den Linden mit dem Rittmeister S. Ich habe den wohl erkannt, wenn er auch in Civil ging und sich den Bart kurz geschnitten hatte!"

„Da haben wir's!" fiel der Vater ein. „Der Mensch bringt uns noch Alle in das Unglück. Mit reaktionären Militärs geht er auf der Straße, hat kein Herz für das Volk, spottet über die Nationalversammlung, arbeitet im Ministerium des Innern, will vielleicht gar die Censur wieder einführen! Wißt ihr, was daraus werden kann? Raub, Brand, Verwüstung, Anarchie, Republik, Guillotine! Und solch ein Mensch soll in unser Haus kommen? Glaubt ihr, daß ich meinen Kopf gestohlen habe, daß das Volk keine Augen hat, daß es nicht sehen und wissen wird, wer hier bei uns ein- und ausgeht? Man wird mich für seinen Gesinnungsgenossen halten! Soll ich abwarten, bis man uns die Fenster einwirft, Katzenmusiken bringt, das Haus demolirt? Ist's nicht Unglück genug, daß die Leute sich einbilden, ich sei reich, besäße Schätze und Kapitalien und bei mir wäre was zu finden, wenn es ans Plündern geht? Wenn ich nicht der Vernünftigere wäre, mich mit den Leuten gut stellte, ihnen auf der Wache Bier, Kaffee und Punsch geben ließe und wenn nicht Herr Bernhard mein Freund wäre, wer weiß, was wir schon Alles erlebt hätten! Aber ich will diesen reaktionären Menschen nicht mehr im Hause sehen; das sage ich Euch ein für allemal!"

Bei dem Namen Bernhard hatte Clara hoch aufgehorcht. Sie war plötzlich mit glühendem Roth übergossen. Dem Blicke ihrer Freundin wich sie aus, indem sie sich tief über ihre Arbeit beugte. Der Hofräthin war dieser Zwischenmoment entgangen. Sie war zu sehr mit der emphatischen Rede ihres Gatten beschäftigt gewesen, dem sie mit großer Festigkeit erwiederte:

„Das wäre mir gerade recht! Dem Sohne meiner Schwester das Haus verbieten! Wie war es denn in den Märztagen, die ich freilich gern aus dem Kalender ausstreichen möchte. Damals,

als Albrecht plötzlich eines Abends [illegible] kommt. Da ist doch noch ganz anders! Da war nicht vom Volke, sondern von Rebellen und Demokraten die Rede. [illegible] Warum die [illegible] nicht alle gehängt und erschossen werden? [illegible] Albrecht [illegible] doch überall und von allen Seiten dem [illegible]: der Herr Regierungsrath! Freilich, da wußte deine Seele noch nichts von deinem jetzigen Busenfreunde, und wer da gesagt hätte, daß [illegible] königlicher Hofrath bist und den Orden hast" —

"Ich trage ihn schon lange nicht mehr!" stöhnte der Hofrath dazwischen.

"Und sollst ihn wieder tragen! Warst damals stolz genug darauf, als dein König ihn Dir beim Ordensfest auf dem Schloß oben hat anhängen lassen!" fuhr die Frau unbarmherzig fort. "Wer mir damals gesagt hätte, daß mein Mann jemals zum Demokraten werden und auf der Straße seine Freunde suchen sollte, er, der in dem Dienste seines Königs alt und grau geworden, den würde ich einen Lügner und Verläumder gescholten haben!"

"[illegible] uns," sagte der Hofrath kleinlaut, "wenn das Volk uns angreift? Wo ist die Polizei? Kein Militär in der Stadt, die einzige Bürgerwehr! Wenn Herr Bernhard nicht mein Freund wäre!"

[illegible] fuhr bei diesem Namen Clara zusammen. Emilie blickte sie mit großen Augen verwundert an. Aber die Hofräthin hatte [illegible] zu thun, als die dunkle Röthe auf den Wangen und der Stirn ihres Gastes zu bemerken. Sie rief:

"Schöne Bürgerwehr, das! die das Zeughaus plündern läßt und überall ist, nur nicht da, wo sie sein soll!"

Kaum hatte die erzürnte Frau in höchster Entrüstung diese Worte ausgesprochen, als von der Straße her die Unheil verkündenden Töne eines Trommelwirbels der Bürgerwehr in die aufgeregte Familienscene hineindrangen. Entsetzt sprang der Hofrath auf.

"Man schlägt Allarm! [illegible] was wird nun geschehen?"

"[illegible]" entgegnete die Frau, "wo ihr steht, [illegible] Compagnie wird sicher wissen, wo sie [illegible]."

"[illegible]!" rief der Hofrath vorwurfsvoll. "Dir wäre es schon recht, wenn wir alle zur Schlachtbank geführt würden."

Inzwischen hatte der Abend angefangen herabzudämmern. Auf den Straßen hatte ein [illegible] und Herlaufen begonnen.

ie solches in einer großen, volkreichen Stadt nothwendigerweise
ıtreten muß, wenn die Allarmsignale ertönen und die heftige Auf=
gung sich keine Rechenschaft darüber zu geben vermag, woher
ıd in welchem Maße neues Unheil zu dem alten hereinzubrechen
ohht. Schon schritt eine Abtheilung der Bürgerwehr an der näch=
n Ecke vorüber, die Läden wurden in Eile geschlossen und ein
ildes Rufen und Rennen wogte durcheinander.

Der Hofrath stand mit schwer besorgter Miene am Fenster,
s Wilhelm ihm das Infanterie=Gewehr, das er aus der Ecke
s Zimmers herbeigeholt hatte, in die rechte Hand drückte und die
eiße Binde mit der schwarzrothgelben Kokarde um den linken Arm
festigte. Seufzend ließ der gebeugte Hofrath dies geschehen. Noch
ne Weile irrten seine trüben Blicke von einem Familiengliede zum
ıdern, und wie keines ihm den ersehnten Rath ertheilen wollte,
ıheim zu bleiben und Bürgerwehr Bürgerwehr sein zu lassen, da
ßte er langsam den Calabreserhut, den sein hoffnungsvoller Sohn
jon bereit hielt, über die blonde Perrücke und schritt mit einem
ehmüthigen „Adieu! Wer weiß, wann ich wiederkomme!“ an
m eben hereinstürzenden Stubenmädchen vorüber durch das Vor=
mmer, die breite Treppe mit den hölzernen Stufen herab.

Das Stubenmädchen aber hatte sich, während des Hausherrn Tritte
ıch und nach verhallten, bemüht, all' ihre Neuigkeiten auszukramen.

„Ach Gott, Frau Hofräthin! Schon wieder Generalmarsch!
ſchon das vierte Mal heute! Was soll wohl daraus werden!
ch Gott, die Russen!“

„Die Russen?“ fragte die Hausfrau.

„Ach Gott ja! Daß sich Gott erbarme!“ antwortete das
Mädchen. „Wie ich heut Morgen über den Schloßplatz ging, hab'
h's ja selber gesehen!“

„Was hast Du denn gesehen, Caroline, so rede doch!“ rief
ie Hofräthin in steigender Erregung und Caroline fuhr fort:

„Da standen so viele Leute, wohl gegen die 300, und sahen
alle in die Höhe, in den blauen Himmel hinauf. Und ich sah
natürlich auch hinauf und es kamen immer mehr, die stehen blieben
und in die Höhe sahen; und wie ich nichts sehen konnte, da fragte
ich einen Mann, der auch dastand und sah, und der sagte mir:
Ja sehen Sie denn nichts? Nein, sagte ich, ich sehe nichts als
blauen Himmel! Da wies er mit der Hand hinauf und rief:

[illegible] sind Brieftauben, die [illegible] gebracht an den Kaiser. [illegible] — Das ist ja schrecklich! sagte [illegible] Tauben, das sind ja Dohlen! Er sah [illegible] Stimme: Nein doch, es sind Tauben! [illegible] Dohlen aus. Aber sagte ich wieder zu [illegible] der König ist gar nicht in Berlin und es wohnt [illegible] Wie kommen denn die Brieftauben dahin? — [illegible] sagte er und trat näher zu mir heran und [illegible] ins Ohr: Die Camarilla! Sehen Sie, [illegible] das war heut Morgen, so um 11 Uhr; und jetzt [illegible] und da sagte mir der Johann von [illegible] die Russen wären schon in Müncheberg. [illegible] Barrikaden in der Frankfurter Straße, ach [illegible] soll dorthin marschiren und die Stadt [illegible] Ach, wenn der Herr Hofrath nur in der Reserve [illegible]" —

Während Caroline, das Stubenmädchen, so klagte und ihre Phantasie zu den Russen schweifen ließ, deren Anmarsch während dieses Sommers von Zeit zu Zeit die Bevölkerung, nicht bloß von Berlin, sondern viel mehr noch in den Provinzen in Angst und Schrecken setzte, hatte ein anderes Geräusch die Aufmerksamkeit der Frauen in Anspruch genommen.

Diesmal war es aber nicht Besorgniß und Unruhe, sondern Freude und Beruhigung, welches die Tritte verkündeten, die durch die Thür, die der zu seinem schweren Amte abmarschirende Hofrath zu schließen vergessen hatte, von der Treppe herauf und immer näher tönten. Bald wurde die hohe Gestalt eines jungen Mannes sichtbar, der in das Zimmer trat und — indem er der hocherröthenden Emilie die Hand reichte, sich freundlich grüßend zu deren Mutter wendete.

„Wohin ist denn der Herr Hofrath gegangen?" fragte er. [illegible] das Gewehr auf der Schulter durch die [illegible] Ich hoffe doch nicht, daß er sich durch das Allarm[illegible] unterbrechen?"

[illegible] Wilhelm. [illegible] marschirt gegen die Russen!"

[illegible] sagt Wilhelm. [illegible] lange wird das dumme Zeug [illegible]



„Warum blasen sie denn aber Allarm?“ fragte die Hofräthin.

„Weil sie sonst nicht wissen, wie sie vernünftige und unvernünftige Menschen in steter Unruhe und Aufregung erhalten können. Die Stadt ist ganz ruhig und für heute nicht das geringste zu besorgen. Der Skandal der vorigen Nacht genügt den Pöbelführern zwar keineswegs; aber für Weiteres sind sie noch nicht genug vorbereitet und es kommt daher für den Augenblick nur darauf an, die Bevölkerung nicht zur Ruhe kommen zu lassen, um für ihre weiteren Pläne den Boden so weit als möglich zu unterwühlen. Daher all die dummen Märchen von den Brieftauben, dem Anmarsch der Russen, von dem Anzuge der polnischen Sensenmänner und was des Unsinns mehr ist, den kein vernünftiger Mensch glauben sollte.“

„Wie gut von Ihnen, daß Sie gekommen sind,“ sagte Emilie, deren Hand noch immer in der Albrechts ruhte; „es war uns allen recht schwer ums Herz! Der Vater ist seit einigen Tagen so sonderbar geworden!“

„Ich weiß es wohl,“ antwortete Albrecht. „Er ist gegen mich wie umgewandelt und weicht mir aus, wo er nur immer kann. Fast bin ich froh, daß ich ihn heut nicht zu Haus getroffen habe.“

„Der Papa sagt,“ rief Wilhelm dazwischen, „Sie sollten ihm nicht mehr in sein Haus kommen, Sie Reaktionär Sie!“

„Schweig, ungezogener Bube,“ fuhr die Hofräthin auf ihn ein, indem sie ihren wohlgerathenen Sohn mit Heftigkeit beim Arme ergriff, so daß dieser laut aufschrie. — Aber es war zu spät, das Wort war heraus und Albrecht hatte es in seiner vollsten Bedeutung verstanden. Er blieb einen Augenblick in unschlüssigem Schweigen stehen. Emilie blickte mit Thränen kämpfend vor sich nieder, indem sie ihr Taschentuch in den zitternden Händen zerdrückte, Clara stand still in sich gekehrt, wie vor einem Räthsel, Wilhelm hatte seine Aufmerksamkeit wieder dem Abendessen zugewandt und Caroline, das Stubenmädchen, hatte das Zimmer verlassen, um dem Johann von Geheimraths gegenüber mitzutheilen, daß die Russen heut noch nicht kommen würden. Die Hofräthin aber hatte die Schwierigkeiten der Lage mit schnell treffendem Blick erkannt. Sie war keine von den Frauen, die sich durch augenblickliche Eindrücke auf ihrem Wege beirren lassen. Sie kannte die Neigung ihrer Tochter zu ihrem Neffen und hatte ihre Freude daran.

Seien Sie unbesorgt", sagte sie ihm mit fester Stimme, sie ihre in Thränen ausbrechende Tochter fest an sich zog. Sie das Gewitter nur vorüberziehen. So lange Emiliens g mit Ihnen ist, soll die Verblendung meines Mannes Sie m ihr trennen."

Bei Gott, es sieht traurig genug aus", antwortete ihr t, indem er ihr dankbar die Hand drückte. „Der Sturm, t von dieser zerwühlten und verblendeten Stadt aus das nd durchtobt, wird sein Ende nehmen. Aber Gott allein wissen, ob wir nicht zu den Opfern gehören, die er noch wird. Ich kam her, um für einige Zeit Abschied von zu nehmen."

Abschied?" stammelte Emilie.

So ist es," erwiderte er. „Mir ist ein Auftrag nach aus- ertheilt worden, und ich muß morgen früh dorthin ab-

O mein Gott!" rief Emilie. „Sie verlassen uns gerade n unglücklichen Tagen?"

Sie werden," entgegnete Albrecht, „ruhig und unangefochten und meiner, wie ich hoffe, in Liebe gedenken."

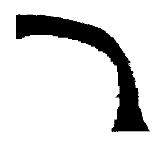
Und der Vater?" hauchte Emilie. „Seit zwei Tagen spricht während von diesem Bernhard, rühmt ihn unaufhörlich, redet von seinem Reichthum, seinen großen Mitteln!"

Clara, die der Unterhaltung aufmerksam gefolgt war, hatte diesen Worten ihrer Freundin entfärbt.

Von wem sprecht ihr in so räthselhafter Weise?" wandte sie Emilie. „Wer ist dieser Bernhard, den Dein Vater Dir bt hat?"

Wer soll es sein," erwiederte die Hofräthin, welche ihrer die kurzgemessene Zeit des Abschieds nicht verkümmern Er besitzt Fabriken hier und in N., ein reicher Mann, mögen und der sich bei uns schon viel zu sehr ein-

Mann Emilie heirathen?" diese Worte stieß Clara heraus, welche den Umstehenden hätte auffallen nicht mit ihren Gedanken und mit der eigenen beschäftigt gewesen wären.



„Gewiß will er das," antwortete ihr die Hofräthin mit kaum verhehlter Bitterkeit. „Mein Mann scheint es mit ihm abgemacht zu haben."

Clara schwieg. Sie war noch bleicher geworden als vorher.

Albrecht, dem die letzten Worte nicht entgangen waren, hatte die Lippen aufeinandergepreßt.

„Bin ich Ihres Herzens sicher, Emilie?" flüsterte er ihr zu. Krampfhaft ergriff sie seine Hand und indem sie diese fest an ihr Herz zog, rief sie: „Sicher, wie meines ganzen Lebens!"

„Nun denn, so fürchte ich den reichen Mann nicht. Mag er immerhin seine Arbeiter zu den Straßentumulten kommandiren! Leben Sie wohl, Emilie, leben Sie wohl, verehrte Tante. Schützen Sie, so weit Sie es vermögen, das Herz Ihres Kindes vor den Einschüchterungen, den Drohungen und Angriffen, die ihr bevorstehen, und seien Sie meiner ewigen und treuen Dankbarkeit und Liebe gewiß."

Eben wollte er sich von der weinenden Geliebten abwenden, um zu gehen als Wilhelm, der inzwischen dem Abendessen weidlich zugesprochen hatte, aufsprang und rief: „Der Papa, der Papa!"

In der That hörte man die Treppe herauf schwere Tritte näher kommen und das Klirren von Säbel und Infanterie-Gewehr deutete auf das Herannahen von Mitgliedern der Bürgerwehr. Eine peinliche Stille empfing diese. Denn dem jetzt in der stolzen Majestät des ruhmbedeckten Kriegers zurückkehrenden Hofrath folgte eine andre Person, die mit den Abzeichen der Bürgerwehr-Offiziere und dem klirrenden Schleppsäbel an der Seite sich grüßend zu den Damen wendete, ohne in dem dunkler gewordenen Zimmer die Anwesenheit Albrechts und die der Freundin Emiliens zu bemerken. Es war Bernhard, der Freund des Hofraths, Besitzer großer Fabrikanlagen, die in der Hauptstadt und in dem benachbarten Regierungsbezirk belegen waren.

Er war ein hochgewachsener Mann, der für schön gelten konnte. Seine Gesichtszüge waren fest geformt und regelmäßig, die Nase leicht gebogen. Die unter den dichten Augenbrauen und dem schwarzen Hauptthaar hervorblitzenden dunklen Augen gaben dem Kopfe einen fremdartigen fast wilden Charakter. Der Vollbart, wie ihn die Volksmänner jener Tage zu tragen pflegten, hob den Ausdruck der Züge in eigenthümlich herber Weise.

„Ich würde fürchten zu ungelegener Zeit zu kommen," so redete er die Damen an, „wenn der Herr Hofrath nicht die Güte gehabt hätte, mich zu versichern, daß ich das Glück hatte, von Ihnen erwartet zu werden."

Eine stumme kurze Verbeugung der Hofräthin war die Antwort, die ihm auf seine Begrüßung zu Theil wurde. Emilie blieb unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt, stehen. Der Hofrath aber hatte sein Gewehr in die Ecke gestellt, sich der Armbinde entledigt und wollte eben den Gast an den noch gedeckten Tisch führen, als seine Blicke auf Albrecht fielen, der in der Mitte des Zimmers neben seiner Tochter stand.

„Wie," rief er, „der Herr Regierungsrath ist hier? Das hatte ich ja gar nicht vermuthet!"

„Der Herr Regierungsrath?" wiederholte Bernhard mit einer eigenthümlichen Färbung seiner scharfen Stimme.

Ein leiser Schrei leitete seinen Blick einige Schritte weiter. Wie von einer Schlange gestochen, zuckte er zusammen, als er die todesbangen Züge Claras erkannte.

„Ich hatte doch ausdrücklich verlangt, daß sie nicht hierher komme!" murmelte er in sich hinein. Dann schnell sich fassend trat er auf sie zu: „Sieh da, Fräulein Clara, welche liebenswürdige Ueberraschung!"

Er wollte ihr die Hand reichen. Sie drehte ihm mit schneller Bewegung den Rücken zu und verließ das Zimmer.

Die Uebrigen hatten dies Alles kaum bemerkt. Albrecht aber antwortete dem Hofrath, indem er dessen kalten Ton zu überbieten wußte: „Ich bin gekommen, mich von meiner Frau Tante und von Fräulein Emilie zu verabschieden. Ich werde morgen auf einige Zeit Berlin verlassen. Es freut mich, daß der Zufall mir gestattet, mich auch Ihnen zu empfehlen."

„Bitte," murmelte der Hofrath mit einer tiefen Verbeugung, „wohin gehen denn der Herr Regierungsrath?"

„Ich gehe zunächst nach F. und werde von dort muthmaßlich nach N. reisen müssen. Die Bauern und Arbeiter auf dem Lande und aus den in der Nähe befindlichen Fabrikanstalten, von elenden Menschen aufgeregt, haben dort angefangen, eine den Behörden drohende Haltung anzunehmen. Da ich seit Jahren in jenen

Gegenden bekannt bin und mir bei den Leuten Vertrauen erworben habe, soll ich für einige Zeit dorthin gehen."

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Reise und empfehle mich Ihnen bestens, Herr Regierungsrath," erwiderte der Hofrath, indem er zur Seite trat, um Albrecht den Weg zur Thür frei zu machen. Dieser, ohne weiter auf ihn zu achten, küßte der Hofräthin die Hand und indem er sich zu der zitternden Emilie wendete, sagte er dieser mit fester Stimme: „Wenn ich jetzt von Ihnen scheiden muß, so seien Sie versichert, daß es nicht für lange Zeit sein soll. Mein Herz und meine Gedanken werden stets bei Ihnen sein."

So schritt er, von den beiden Frauen gefolgt, hinaus, ohne den Männern noch einen Blick oder Gruß zu schenken. Stumm und schweigend, von einem unheimlichen Gefühl ergriffen, blieb der Hofrath wie eingewurzelt in der Mitte des Zimmers stehen. Herr Bernhard war gleichfalls in sich versunken, offenbar verstört und erst als die Frauen wieder in das Zimmer traten, riß er sich von seinen Gedanken los.

„Ein vornehmer Herr, der Herr Regierungsrath," sagte er, „Männer des Volks sind vor ihm, wie es scheint, elende Menschen. Er hat wohl nicht gewußt, daß auch meine Fabriken in jener Gegend liegen. Wir werden ja sehen, wem das Vertrauen dort entgegenkommt. Der Herr scheint hier im Hause sehr vertraut zu sein." „Er ist der Neffe meiner Frau, nichts weiter," erwiderte der Hofrath, indem er dem Tone seiner Stimme so viel wie möglich Festigkeit zu geben suchte.

Sie hatten sich an den Tisch gesetzt, der neu gerichtet war. Emilie verließ das Zimmer, um nach ihrer Freundin zu sehen, deren Abwesenheit ihr jetzt erst auffiel. In den Gläsern glühte der dunkle Purpur des Weines, dunklere Funken sprühte das Auge des Gastes. Es war eine unheimliche Stille, die sich über dem kleinen Kreise gelagert hatte. Die Männer stießen mit einander an, daß die Gläser klirrten, aber das Schweigen dauerte fort. Endlich unterbrach die Hausfrau dasselbe.

„Wenn früher ein Gast unserm Tische die Ehre erwies und die Gläser zum ersten Male zusammen klangen, da hieß es stets: der König soll leben!"

„Das fehlte noch," murrte Bernhard ihr entgegen. „Die

[illegible] Dank dafür verlangen [illegible]

[illegible] und das Volk!" rief er. [illegible]

[illegible] Schwanken, „die [illegible]

[illegible] Frau Hofräthin?" [illegible] man uns geknechtet, wie [illegible] O, es war eine [illegible] sich selbst und [illegible] feige Büreau- [illegible] ein Heer elender [illegible] niederhalten. Zur [illegible] Volk gegen die [illegible]. Gleichheit und [illegible] wurde es ge- [illegible] auf die un- [illegible] alten Ketten, da [illegible] Herren wieder [illegible] dem Schweiße [illegible]! Der König [illegible] der Noth ver- [illegible].

[illegible] die Hof- [illegible] Augen- [illegible] alt ge- [illegible] Druck und [illegible] König sehr [illegible] einen so [illegible]. Was [illegible] allen [illegible] Pfennig [illegible] alten [illegible] vor [illegible]

[illegible]

„Ja wohl! mündig!“ rief die Hausfrau. „Mündig! Sehen Sich doch die Leute an, die auf der Straße Volk spielen! inen König verrathen! Pfui, über diese Art von Mündigkeit! ese unsaubern und unreifen Burschen werden auch noch ihren n dafür bekommen, daß sie so dumm sind, sich zu solchen Dingen en und bezahlen zu lassen.“

Der Fabrikbesitzer hatte inzwischen ein Glas nach dem andern s schweren Rothweins hinunter gegossen. Die Worte der Hof-hin hatten ihn aufgeregt. Sein Gesicht glühte, seine Augen elten in unheimlicher Weise. Er rief:

„Heut Abend war es nur ein blinder Lärm. Aber eines ges wird der Sturm in schwerem Ernste daherrauschen, daß die rone erbeben werden. Dann wird das schwarz-roth-goldene anner sich über den Trümmern der alten Ordnung siegreich er-ben, dann wird das alte engherzige Preußen verschwunden sein! reußen geht fortan in Deutschland auf! Das hat der önig feierlich erklärt, und wir werden ihn hindern, wortbrüchig zu rden!“

Emilie war ohne ihre Freundin in das Zimmer zurückgetre-n und hatte ihren Platz am Tische neben dem Manne des Volks ngenommen. Dieser blickte mit glühendem Auge sie an. Er hwieg einige Augenblicke. Dann ergriff er unvermuthet ihre Hand nd indem er sie lebhaft drückte, flüsterte er ihr leise zu: „Ich offe, die schöne Emilie wird ein warmes Herz haben für das Volk nd für die Männer, die dessen Geschicke leiten.“

Emilie, zuerst von der unerwarteten Zudringlichkeit des Gastes berrascht, hatte diesen einen Augenblick starr angesehen. Kaum ber hatte sie seine Worte gehört, als sie sich schnell erhebend ihm hre Hand entriß und indem sie ihm einen schwer zu verkennenden Blick der Nichtachtung zuschleuderte, das Zimmer verließ. Die Mutter folgte ihr.

„Das verdammte Weibervolk!“ murmelte der Hofrath in sich inein. Bernhard aber, den der steigende Weindunst und die po-itische Aufregung verhindert hatten, in Emiliens Gesichtszügen den usdruck ihres Widerwillens gegen ihn zu lesen, rief laut: „Welch hönes Mädchen! Bei Gott, sie verdient einem Mann des Volks ren!“

e wußte genau, daß dem Hofrath das schöne und große Haus

in dem besten Theile der Stadt angehöre, daß er bedeutendes Kapital neben Hypotheken und sicheren Staatspapieren besitze und daß daher Emilie für einen Mann, dessen Geschäfte in Folge der Zeitverhältnisse zu stocken begannen und der, statt in ihnen thätig zu sein, sich in die politischen Tageswirren gestürzt hatte, mit den Mitteln, die der Vater besaß und die er für sich auszubeuten hoffte, eine mehr als annehmliche Parthie sein müsse. Freilich war er nicht mehr frei. Er hatte sich Clara, deren Eltern in der Nähe seiner Fabrikbesitzungen bei N. lebten, in einer Weise genähert, welche über seine ernstlichen Absichten keinen Zweifel lassen konnte und die auch sonst nicht anders gedeutet war. Clara war eine jugendlich frische Erscheinung, voll von Humor und sprühendem Geist, anmuthig in ihrem Wesen und überall gern gesehen, wo sie sich zeigte. Aber ihre Eltern lebten nicht in glänzenden Verhältnissen und so war Bernhard, dem die schwankende Lage, in der er sich befand, mit schwerer Sorge auf dem Herzen lag, mit sich bereits einig über die Schritte, die er seinerseits in Aussicht zu nehmen hatte. Der Hofrath, dem dessen Person und seine ausgedehnten, wie er glaubte sehr einträglichen Fabrikanlagen, abgesehen von den politischen Gründen, die ihm seine Freundschaft erwünscht erscheinen ließen, Eindruck gemacht hatten, war nicht ohne sichtbare Zeichen des Wohlgefallens bei den auf eine Verbindung mit seiner Tochter hindeutenden Aeußerungen seines demokratischen Freundes verblieben, über dessen sonstige Verhältnisse in seinem Hause nichts bekannt war. So wenig ihm daran gelegen war, mit Frau und Tochter den an sich ungleichen Kampf zu wagen, so sehr war er überzeugt, daß bei der letzteren die persönlichen Vorzüge und das Vermögen seines Freundes, dem er mit blindem Glauben folgte, schließlich den Sieg davon tragen würden. Die politische Aufregung der letzten Tage und die furchtsame Besorgniß vor drohenden Gewaltthaten von Seiten des Volks, hatten nicht wenig dazu beigetragen, alle etwaigen Zweifel und Bedenken zu beseitigen. Es war bei ihm zum festen Entschlusse geworden, den Neffen seiner Frau aus dem Hause fern zu halten und Bernhard bei seiner Tochter an dessen Stelle treten zu lassen. Daß seine Frau sich auf die Dauer einer Verbindung Emiliens mit diesem widersetzen könne, war ihm undenkbar. Nun hatten die Vorgänge des Abends zwar eine starke Bresche in die nicht allzu feste Mauer

iner Ueberzeugungen gerissen, und wie es bei schwachen, von dem
indruck äußerer Verhältnisse abhängigen Charakteren wohl zu ge-
ehen pflegt, hatte ihn ein unbestimmbares Gefühl des Mißbe-
gens und der Furcht überkommen, von dem er sich zunächst
echenschaft abzulegen scheute. Das aber schien ihm doch klar,
ß er, zumal seiner vielfach gereizten Frau gegenüber, seine feste
tütze an seinem Freunde suchen müsse. Es war ihm daher sehr
erraschend, als dieser, der eine Zeit lang in stummem Nachdenken
gesessen hatte, plötzlich aufstand und ihm die Hand reichend sagte:
Nun schlafen Sie wohl, bester Freund! es ist spät und ich muß
orgen mit dem frühesten eine Geschäftsreise antreten.“ —

„Was,“ rief der Hofrath? „Sie wollen fort? In diesen
hrecklichen Tagen wollen Sie Berlin verlassen? Das werden Sie
ch nicht thun! Wer soll, wer wird, wer kann Ihre Compagnie
ihren! Ich bitte Sie um Alles, bleiben Sie hier!“

„Ich kann nicht,“ antwortete der Bürgerwehrhauptmann, in-
m er den Säbel umschnallte, „die Geschäfte sind sehr dringend.
s ist meine persönliche Gegenwart nothwendig. In wenigen Tagen
in ich wieder da. Bis dahin leben Sie wohl und handeln Sie
ach Kräften für die gute Sache.“

Und dies sagend schritt er durch das Vorzimmer, bis wohin
er Hofrath ihm in ängstlicher Bewegung gefolgt war, der Treppe
u, und bald hörte man die Hausthür hinter ihm zuschlagen.

Der Hofrath aber wendete sich mit tiefem Seufzer und nicht
hne bange Scheu dem ehelichen Schlafgemache zu, in dem ihn
ine Gattin, mit der Nachttoilette beschäftigt, erwartete.

Emilie hatte ihre Freundin aufgesucht, die sich in ihr Zim-
er zurückgezogen hatte. Als sie bei ihr eintrat, fand sie Clara
uf ihrem Bette sitzend, in sich zusammengesunken, den Kopf in
ie Hände gestützt, über welche die aufgelösten Locken in dunklen
Wellen herabfielen. Sie hatte Emiliens Kommen nicht bemerkt.
Diese legte sanft ihren Arm um ihre Schulter und zog sie an sich.

„Was ist Dir, Liebe?“ flüsterte sie ihr zu.

Clara fuhr auf, wie aus tiefem Traume. Lange schaute sie
n der Freundin ruhiges Antlitz, gleichsam, als müsse sie sich klar
machen, wo sie sei und was ihr geschehen. Plötzlich rief sie, wie
rwachend: „Ist es möglich! Ist es denn wirklich möglich!“ Dann
ank sie laut weinend an Emiliens Brust.

Diese hatte die Lage halb und halb errathen. Sie strich ihrer Freundin die Haare von der Stirn und schrack auf, als sie die sonst so lebensfrischen Wangen von Todesblässe bedeckt sah. „Du bist krank," sagte sie ihr: „Dir ist Ruhe von Nöthen."

„Ruhe? nein, nur nicht Ruhe! Ach, wenn Du wüßtest, wie es in mir hämmert und glüht, wie das Herz, wie die Brust mir zu zerspringen droht! Luft! Luft! nur nicht Ruhe!"

„Wir wissen von nichts," sagte Emilie. „Du hast uns nie etwas von dem mitgetheilt, was zwischen euch vorgegangen! Hätten wir ahnen können, daß ihr euch kennt, daß Du ihn liebst!"

Clara fuhr auf. „Liebe ich ihn? Ja! ich habe ihn lieb gehabt, im Sonnenscheine des Glücks habe ich mich gewiegt, wie ein Schmetterling auf der Blume, deren Honig er aufsaugt. Ja, ich habe ihn geliebt, und stehe nun vor dem tiefen, dunklen Abgrund, in dem es ewige Nacht ist. Was ist geschehen, was habe ich gethan, um dorthin gestoßen zu werden?"

Emilie preßte ihre Freundin in stummer Theilnahme an sich, deren thränenlose Blicke sie mit wildem Drohen anstarrten.

„Liebst Du ihn, Emilie?" sprach sie mit tonloser Stimme.

Diese schnellte wie eine Feder hoch empor. „Ich ihn lieben, ihn, den ich verwünsche, der mit roher Hand in mein Glück zu greifen wagt, ihn, der mir in tiefster Seele zuwider? Ich ihn lieben? ihn, dessen Blick, dessen Ton, dessen ganzes Wesen wie Gifthauch mich umfängt? So gering wirst Du von mir nicht denken!"

„Und ich habe ihn geliebt," rief Clara. „Habe ihn geliebt aus tiefster innerster Seele, habe geglaubt an seine Liebe und weiß nun, daß ich unglücklich, verlassen bin, daß mein Glück zertreten, meine Ruhe verloren ist. Ihm hatte ich mein Leben zu danken. Wir waren mitten auf dem großen See, den Du kennst. Ein unerwarteter heftiger Sturm warf das Bot um, Andere, die mit uns waren, ertranken. Er ist stark und kräftig, er erfaßte mich und brachte mich, der Gefahr für sich nicht achtend, an das Ufer und trug mich leblos von dort in das nächste Haus, wo mir Hilfe wurde. Seitdem sahen wir uns oft. Ich hing an ihm, wie mit tausend Banden gefesselt. Er schien in mir zu leben! Wie hätte ich ahnen können, daß er anderen Neigungen folgen werde. Du liebst ihn nicht, und ich bin von ihm geschieden für ewig! Und

doch ist er der Retter meines Lebens und ich kann und darf ihn nicht hassen und verdammen, wie er es um mich verdient hat. Ich will fort von hier, nicht mehr dieselbe Luft athmen mit ihm, nicht noch einmal ihm in den Weg treten, in seinem falschen Blick die ganze Tiefe meines Elends ermessen!“

Emilie suchte die schwer Leidende zu beruhigen, es gelang ihr nicht. Nur das mußte sie ihr zusagen, ihren Eltern keinerlei Mittheilung zu machen von dem was sie erfahren, und den Ungetreuen nicht ahnen zu lassen, daß sie um sein bisheriges Verhältniß zu ihr wisse. Es war genug daß ihren eigenen Eltern nicht verborgen bleiben konnte, was vorgegangen war. Weshalb noch andere in diese Sache einweihen; daß Emilie jede Bewerbung Bernhards abweisen würde, hatte diese ihr fest erklärt. Clara wußte ja auch seit lange um deren Neigung zu Albrecht und kannte sie zu gut, um glauben zu können, daß sie von diesem lassen und den Bewerbungen eines Mannes Gehör geben werde, von dessen treuloser Gesinnung sie soeben eine so erschütternde Ueberzeugung gewonnen haben mußte.

IV.

Es war ein schöner klarer Sommermorgen, als Albrecht sich anschickte, den ihm ertheilten Aufträgen gemäß nach N. zu reisen, wo er einige Zeit verbleiben sollte.

Es schien, als habe die Natur die Menschen auffordern wollen, die dumpfe Schwüle der politischen Gewitterluft, die seit Monaten das Land beherrscht hatte, von sich abzuschütteln, um aus ihrem heiteren duftigen Sonnenschimmer neues Leben und gesunde Gedanken zu schöpfen. Keine beunruhigende Nachrichten waren aus der Hauptstadt, diesem Braukessel politischer Gährung, herüber gedrungen; die Wolken des 15. und 16. Juni, die ein so unheilschweres Gewitter verkünden zu wollen schienen, schienen sich zerstreut zu haben, auch der politische Himmel wie von dem prächtig funkelnden Scheine der Morgensonne leicht geklärt zu sein. Die grauen Dünste, die über dem fernen Horizont lagerten, konnten sie etwas Anderes, als unbefangene und glückliche Lebensfreuden en?

Der Dampfwagen brauste an den Uferhöhen des grünen Oder-

Der Zug hielt an. Der Regierungs-Komm
den Local-Beamten empfangen. Selbst hier schien
Gesichter der Beamten in dem hellen Sonnengla
wolkenlosen Himmel herab alles verklärte, zu glä
prächtige schattige Kastanien-Allee an dem brei
vorbei schritten die Männer dem Portale zu, da
mental des Jesuitenstifts errichtet, in die alten Klost

Hier hatten die Verwaltungs- und Justizb
Gebiete der ehemaligen Klosterherrschaft ihren S
während die alten Konvents-Lokalitäten zu einem
lehrer-Seminare umgestaltet waren. Aus den Gärt
[illegible] und sang es hell und mun
freundliches [illegible] von den fernen [illegible]
leichte Rauschen der Blätter aus den Gipfeln
Kastanien hernieder. Von dem hohen schönen
[illegible]

mitgewirkt, der das Leben der Nationen regelt. — Und doch ist er in dieser kleinen und pflichttreuen Thätigkeit so unentbehrlich gewesen, so nützlich und doch so wenig beachtet.

Albrecht hatte sich auf die für ihn bereit gehaltenen Zimmer zurückgezogen, deren Decken und Wände, aus alter Zeit herstammend, mit fürstlichem Glanze ausgestattet in eigenthümlicher Weise mit der den Bedürfnissen des modernen Staatsdienstes entsprechenden einfachen Mobilar-Einrichtung contrastirten.

Was verstanden diese vergoldeten Blumen-Guirlanden, diese reichen Schnitzereien, diese alten Decken und Wand-Gemälde, der parkettirte Fußboden und die Panelirungen von dunklem Eichenholz von den politischen, gesellschaftlichen und sozialen Fragen, welche eine neue Zeit über die Welt gebracht hatte? Was wußten sie von diesen Aufregungen, diesem Stürmen, Drängen und Toben, das den März-Tagen des Jahres 1848 gefolgt war?

Der Domainen-Rath war mit Albrecht eingetreten. Unter den mancherlei Gesprächen, welche die Anwesenheit eines Regierungs-Kommissars am Sitze eines Amtes herbeizuführen pflegt, war einige Zeit verstrichen, als ein leises Klopfen an der Thür hörbar wurde. Der zweite Actuar des Amts trat ein. Die Sonne schien ihm durch das gegenüberliegende Fenster gerade in das Gesicht, so daß er die Augen wie geblendet niederschlug. Man hätte sonst glauben können, daß ein scheu verlegner Ausdruck seine Züge umwölkt habe. Er wollte nicht näher treten, ging aber auch nicht fort. Auf Albrechts Fragen hin trat endlich vorsichtig näher und flüsterte ihm halblaut zu: „Erschrecken Sie nicht! Es ist etwas gegen Sie im Werke!“

„Gegen mich!“ rief Albrecht.

„Gegen Sie! Reisen Sie noch vor heut Abend wieder ab! Sie verhüten ein Unglück!“

„Wie sollte ich das?“ erwiderte der Regierungsrath, „meine Pflicht verlangt, daß ich bleibe. Sind Ihre Befürchtungen so ernstlich?“

„Seit wenigen Tagen,“ sagte der Beamte, „sind die Menschen so verändert. Ich kenne sie gar nicht mehr. Ich weiß aber, daß etwas im Werke und daß dies persönlich gegen Sie,

Herr Regierungsrath, gerichtet ist. Mein dringender Rath ist, daß Sie abreisen!"

„Ich danke Ihnen herzlich," erwiderte Albrecht, „lassen Sie uns erwarten, was kommen kann, ich werde meine Pflicht thun und mein Amt, auch wenn Gefahr dabei sein sollte, nicht im Stiche lassen. Ich reise nicht ab!"

Der Actuar, ein ängstlicher, von langer Krankheit kaum genesener Mann ging mit bekümmerter Miene fort. Er hatte es so gut gemeint.

„Was kann es sein?" rief der Domainenrath. „Man hat vor wenigen Tagen von einer Katzenmusik gesprochen, die Gott weiß wem gebracht werden sollte. Die thörichten Leute werden die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollen, vor einem Kommissar der Regierung ihre Virtuosität zu zeigen."

Beide scherzten über die Thorheiten jener Tage, die auch auf das Land übertreten wollen zu schienen, das sich doch sonst von städtischen Roheiten frei zu halten pflegt. Aber es war eben die Zeit, in der die unruhigen Köpfe, deren es ja überall giebt, die Nachsicht und Schwäche der Behörden zu mißbrauchen wußten, um ihren einfachen Landsleuten mit dem, was sie in den Städten gesehen oder von dorther vernommen hatten, zu imponiren.

Der Tag war inzwischen heiß geworden, die Junisonne hatte seit dem Morgen auf die beiden Fensterreihen des alten Klosterflügels, in welchem die Geschäfts- und Kommissionszimmer des Amts lagen, ihre brennendsten Strahlen geworfen. Gegen Abend war eine angenehme Kühlung der Gluth des Sommertages gefolgt. Die Warnung vom Morgen war fast vergessen. Albrecht trat hinaus, um einen Spaziergang durch den wohlerhaltenen großen Klostergarten und um den von schönen Kastanien- und Linden-Alleen umgebenen Teich zu machen, aus dessen Mitte heraus eine kleine Insel mit alten, weithin ragenden Bäumen sich in dem leicht zitternden Wasserbecken spiegelte. Seine Gedankeu flogen fernab in die Hauptstadt zurück und hafteten dort auf dem lieblichen Bilde des von dunkelblonden Locken umwallten blühenden Mädchens, deren tiefe Neigung ihm wie ein helles Licht über seinen Lebensweg zu leuchten schien. Freundliche Gesichter begegneten ihm. Grüßend gingen die Arbeiter vorüber, ihren Häusern zu. Diese fröhlichen, freundlichen Leute sollten so böse Anschläge mit sich

herumtragen? Sie, die von ihrer Arbeit reichlich genährt wurden, die kein Mangel drückte, denen jede Hülfe zu Theil wurde, die irgend geleistet oder erwartet werden konnte, sie sollten der Wühlerei städtischer Volksaufwiegler zugänglich geworden sein? Welchen Nutzen konnten sie von Tumulten und Ruhestörungen erwarten? Welche Vortheile konnten ihnen dadurch zu Theil werden?

Der Domainenrath hatte sich ihm zugesellt. Am Portal des Klosters stand wiederum der zweite Actuar. Er schien die Kommenden zu erwarten. Sein Blick war noch düsterer und niedergeschlagener wie am Morgen. Er ging auf den Domainenrath zu, mit dem er lange sprach. Dieser kam ernster zu Albrecht zurück. Sie traten in seine Wohnung. Unbefangene Fröhlichkeit begegnete ihnen hier und eine heitere Stunde war schnell verschwunden, als wiederum das unheilverkündende Gesicht des Actuars sich zeigte.

Es seien so viel Leute in Gruppen vor dem Kloster und in der Allee versammelt. Von allen Seiten her strömten Haufen von Arbeitern heran: sie flüsterten mit einander und es habe alles ein so unheimliches Ansehen. — Der Domainenrath entfernte sich mit ihm. Obschon die Töchter des Hauses fortfuhren zu lachen und zu scherzen, war doch eine gewisse Spannung unverkennbar über den kleinen Kreis gekommen. Die Flamme unter dem Theekessel brannte unbeachtet vor der nachdenklich gewordenen Domainenräthin und das Wasser kochte hörbar auf, ohne daß sie Anstalt gemacht hätte, den Thee zu bereiten. So verstrich eine Viertelstunde. Plötzlich klirrte es in dem Nebenzimmer. Eine Scheibe war durch einen Steinwurf zertrümmert worden. In demselben Augenblick stürzte das Stubenmädchen athemlos herein. „Ach Gott, Frau Domainenräthin!“ rief sie. „Das Unglück! Sie schlagen den Herrn todt!“

Leichenblaß sprangen alle auf, das Mädchen starr anblickend. „Schnell!“ rief Albrecht, „um Gottes willen! Was ist geschehen?“

„Der Herr ist nach dem Kruge gegangen,“ schluchzte das Mädchen, „es waren da so viele Männer aus den Nachbarorten zusammengekommen. Er hat sie zum Fortgehen bewegen wollen. Hören Sie das Schreien und Toben? O Gott, was wird nun geschehen!“

Albrecht war im Begriff hinauszustürzen, als ihm der Domainenrath, von dem Actuar begleitet, in der Thür entgegentrat. Beide waren entfärbt, ihre Gesichter aschgrau. Der Actuar hatte seine Kopfbedeckung und sein Halstuch verloren. Seine Kleider waren beschmutzt. Der wackre Mann war seinem Vorgesetzten nicht von der Seite gewichen und es war ihm gelungen, ihn dem tobenden Andrang einer wüthenden Menge zu entziehen, die in der Schenke sich zu besonderen Dingen vorzubereiten schien, und die zu zerstreuen der Domainenrath vergeblich sich bemüht hatte.

„Sie müssen fort von hier, sogleich, auf der Stelle!“ rief er Albrecht entgegen. „Die wüthende Bande will Ihnen zu Leibe. Die Leute sind wahnsinnig und durch Bier und Branntwein erhitzt. Hier ist kein Widerstand möglich!“

„Um Gotteswillen! Fliehen Sie!“ riefen die Frauen jammernd. „Schnell hinaus, hinten durch die Gärten, so lange es noch Zeit ist!“ flüsterte ihm der Actuar in's Ohr.

Albrecht schwankte. Man hatte ihn aus der Wohnung des Domainenraths an die zu den oberen Räumen führende Treppe gedrängt, die zunächst auf den Altan über dem Eingangsportal und von dort nach seinem Zimmer führte. Dann hatten die Männer ihn verlassen, um für alle Fälle Thore und Thüre schließen zu zu lassen. Albrecht war auf den Altan getreten, von dem aus man die äußeren Umgebungen des Klosters und den weiten Hof desselben frei überblicken konnte.

Es war sehr dunkel geworden. Tiefe Stille lag über den weit hingedehnten Gebäudemassen, aus denen wie eine Riesengestalt die hohe Kirche mit ihren Thürmen in den schwarzen Nachthimmel hineinragte. Es war eine unheimliche Ruhe, die von allen Seiten her wie in einem weiten Grabe die Hallen und Höfe überlagerte, nur unterbrochen von den einsamen Tritten des über den breiten Altan langsam dahinschreitenden Regierungsraths.

Da plötzlich scholl von der rechten Seite her durch das schwarze Dunkel, herüber aus der Schenkstube des nahe belegenen Krugs ein dumpfes Geheul: „Schlagt ihn todt! Hurrah! Freiheit!“ und „Hurrah! Freiheit!“ antworteten viele Hundert rauher Kehlen von einer anderen Seite her mit wildem Geschrei. Es war, als ob aus den Tiefen der Nacht dämonische Mächte langsam sich heraufdrängten an die Oberwelt, um über dem einsamen Manne

auf dem Altan ihre drohenden Kreise zu ziehen. Der Augenblick hatte für diesen etwas schauervoll Düstres. Was sollte nun geschehen? Er konnte durch das Dunkel der Nacht hindurch erkennen, daß sich von weitem her eine schwarze Masse näher und näher gegen das Kloster heranwälzte.

Die tobende, von Branntwein erhitzte Rotte drängte gegen das große Thor des Klosterhofes. Albrecht konnte nicht mehr bezweifeln, daß der Sturm ihm gelte. Er begann zu schwanken. Sein Leben war unmittelbar bedroht. Ein ihm bisher unbekanntes Grauen vor der über ihm schwebenden Gefahr durchzitterte ihn. Er fühlte seine Haare sich sträuben, eiskalte Schauer seinen Körper durchrieseln. Die Flucht war leicht, die Gärten, aus welchen er in das Freie hätte gelangen können, bald zu erreichen. Ein Augenblick der Schwäche überkam ihn. Er dachte an die ferne Geliebte; er wollte nicht so, nicht auf die elende Art enden, die ihm zugedacht schien. Schnell schritt er vorwärts, um den Weg der Rettung zu betreten. In demselben Augenblick durchzuckte ihn ein Gefühl tiefer Scham. Was würde geschehen, wenn die erhitzte Menge ihn nicht mehr fand? Würde da nicht der brave Domainenrath, vielleicht gar dessen Familie gefährdet werden? Wie würde man über diese schimpfliche Flucht urtheilen müssen? Würde nicht selbst das Mädchen seines Herzens sich mit Verachtung von dem Elenden abwenden, der den ihm angewiesenen Posten feige verlassen hatte? Hatte die Regierung ihn nicht grade dort hingeschickt, um bei entstehenden Unordnungen der Masse die Spitze zu bieten, den überfluthenden Strom in sein Bett zurückzuleiten? War er nicht gekommen in der Erwartung, daß er mit seiner Person für die Wiederherstellung der Ordnung werde eintreten müssen? Und nun sollte er fliehen vor einer Bande trunkener Unruhestifter, die die Nacht zu Hilfe nehmen mußten, um gegen ihn, den Einzelnen einen schlechten Streich führen zu können?

Alle diese Gedanken und Erwägungen jagten mit Blitzesschnelle durch seinen Kopf, und ehe er den Altan völlig überschritten hatte, war sein Entschluß gefaßt.

Festen Schrittes kehrte er um und während näher und immer näher sich die Fluth der tobenden Menge dem Klosterhofe zuwälzte, stieg er ruhig die Treppe hinab, über die er soeben heraufgestiegen war. An der untersten Stufe stand der Domänenrath, erhitzt, mit

bloßem Kopfe, die grauen Locken von der Zugluft des Nachtwindes hin- und herbewegt. Die Familie umklammerte ihn. Er wollte wieder hinaus, um seine Pflicht als Polizei-Beamter zu erfüllen. Er riß sich los und ging. Das Toben und Heulen zog immer näher heran und wurde schon dicht vor dem Klosterportale vernehmbar. Albrecht wollte nicht länger unthätig und feige zurückbleiben.

Das Getöse eines fürchterlichen Tumults ward von außen hörbar. So weit das Auge durch die Dunkelheit zu dringen vermochte, fiel es auf dicht gedrängte Menschenmassen. Der Domänenrath, stets von eifrigem Pflichtgefühl geleitet, mit ihm einer der katholischen Geistlichen des Orts, beide bemühten sich, die Wüthenden zu besänftigen, die tolle Menge zum Auseinandergehen zu bewegen.

„Schweig, Pfaff!“ tönte eine durchdringende Stimme aus den übigen heraus. Wir sind hier nicht im Beichtstuhl! Fort mit dem Licht!“ Ein Steinwurf klirrte gegen die Laterne, die der Domänenrath in der Hand hielt: Sie erlosch. Albrecht hatte sich die Seitenthür des großen Portals öffnen lassen und war mitten in dem Haufen. Alles tobte, drängte, schrie, Niemand erkannte ihn. Er wollte reden, der Menge offen gegenübertreten, aber der Tumult machte es unmöglich. Plötzlich fühlte er sich am Arme ergriffen. Ein Mann zog ihn bei Seite. „Gehen Sie hinein, flüsterte er ihm zu, es giebt ein Unglück wenn man Sie erkennt. Um Gotteswillen bleiben Sie nicht hier.“ Es war einer der benachbarten Förster, der ihn in der Dunkelheit ungeachtet erkannt hatte. Albrecht fühlte sich gewaltsam fortgezogen, gegen die Thüre zu. Hier stand auch der Domänenrath, erschöpft und niedergeschlagen. „Wohlan“, sagte er zu diesem, „lassen Sie die Thore öffnen; lassen Sie die Menge herein. Wir können sie doch nicht zurückhalten. Ich will mich den Leuten zeigen, ihnen die Stirn bieten. Wir wollen sehen, ob sie den Muth haben werden, mir offen entgegenzutreten.“

Das große Portal öffnete sich und herein wogte die Menge, ein furchtbares Gebrüll erhebend. „Heraus mit ihm! Freiheit! Schlagt ihn nieder!“ so heulte und tobte es von allen Seiten daher. Unter der über der Thür nach dem inneren Corridor brennenden Laterne bemerkte man Albrecht, der hier einige Stufen erhöht, seine Stellung genommen hatte. Bald waren die offne Säulen-

alle vor der niedrigen Eingangstreppe, auf der er stand, so wie ie angrenzenden Theile des Klosterhofs gefüllt und die immer eftiger hinzuströmende Menschenfluth drängte sich über den weiten Hof hin gegen ihn heran. Große Steine wurden geschleudert und chlugen prasselnd an die Thür, vor der Albrecht stand und die inter ihm geschlossen worden war. Sie flogen auch gegen die Laterne über ihm, deren Scheiben klirrend herabfielen und deren röthliches Licht, in der Zugluft hin- und her flackernd einen schwachen Schein auf die zunächststehenden Personen warf.

Diese, die in dem Ansturm des Eindringens unter den vordersten gewesen waren, stutzten, als sie in den dämmernden Kreis dieses Lichtscheins gedrängt wurden und dem Manne unerwartet gegenüberstanden, den sie so eifrig gesucht hatten. Einige derselben waren Albrecht bekannt. Sie fühlten, daß seine Augen mit durchdringender Schärfe auf ihnen hafteten; aber ein Zurückweichen war nicht mehr möglich. Eine enggezogene feste Mauer umgab sie.

Albrecht hatte zu erkennen gegeben, daß er zu der Menge reden wollte. Nach langem Toben brachten einige der Führer es endlich dahin, daß eine Art von Ruhe eintrat.

„Stille! es wird gesprochen!“ hieß es und „Ruhe, Stille!“ tobte es von allen Seiten daher.

„Laßt ihn nicht zu Worte kommen! Schlagt ihn nieder!“ rief eine gewaltige Stimme mitten aus der Menge hervor, eine Stimme, deren Klang Albrecht bekannt schien. Von neuem wälzte sich der Strom gegen ihn heran, schlugen die Steine polternd über und neben ihm in die Thür ein; kein Wurf traf ihn. Seine ruhige, feste, den Andringenden entgegengekehrte Haltung imponirte den Zunächststehenden. Keiner von ihnen mochte zuerst Hand an ihn legen. So trat wieder ein Augenblick des Stillstandes ein und während es vom nahen Thurm herab die neunte Stunde schlug, begann er mit starker, weit über den Hof des Klosters hinschallender Stimme die Menge anzureden, ihr Alles zu sagen, was ihm an beruhigenden, Vertrauen erweckenden Gedanken in den Sinn kam. Die Noth des Augenblicks machte ihn wunderbar beredt und er begann offenbar eine gewisse Gewalt über den ihn belagernden Kreis auszuüben. Denn als die Stimme aus der Mitte immer und immer wieder ihn zu unterbrechen, die Umstehenden zum unmittelbaren Angriff zu treiben suchte, wurde der Unwille gegen den

Störer der mühsam erlangten Ruhe laut genug. „Ausreden lassen!" rief es von allen Seiten her, „Stille! Ruhe!"

Diese Männer waren der politischen Reden noch nicht gewohnt. Der ganze Auftritt war ihnen neu; sie vermochten sich in ihm nicht mit der Sicherheit städtischer Tumultuanten zu bewegen. Daß ein ihnen gegenüber hochstehender Staatsbeamter so zu ihnen redete war ein ihnen völlig unerwartetes Ereigniß, dessen unmittelbares Interesse ihren Antheil an dem beabsichtigten Skandal für für den Augenblick überwog. Und immer weiter und weiter sprach Albrecht.

Er bemerkte den Eindruck, den seine Worte gemacht und fühlte, daß sein Leben von der Aufmerksamkeit abhängig war, die er den ihn umdrängenden Kreise abzunöthigeu vermochte. Wie er die nächste Minute werde ausfüllen können, wußte er nicht. Von einem Augenblick, von einem Satz zum andern hoffte er, daß die Bürgerwehr des Orts zu seinem Schutze anrücken werde. Aber die Bürgerwehr kam nicht und in der Aufregung und in den Anstrengungen des ununterbrochenen Redeflusses verging die Zeit.

Schwächer und schwächer wurde seine Hoffnung auf Hilfe. Schon schlug es hoch vom Thurm herab halb 11 Uhr. Anderthalb Stunden hatte er, allein gegen eine nach Tausenden zählende, von der Nacht gedeckte Rotte ausgehalten. Mehr und mehr begann es von neuem in der Menge unruhig zu werden. Wieder wurden wilde Rufe hörbar; keine Hilfe kam, aber die Kräfte fingen an nachzulassen, die Gedanken begannen sich zu verwirren. Und höher und höher schwoll die Unruhe, lauter und wilder begann von neuem das Toben, Drängen und Stoßen nach Vorwärts. Wieder rasselten Steine neben ihm daher. „Nieder mit ihm!" scholl es aus der Menge herüber. „Das Volk will es. Nieder mit dem Verräther!" — Noch zu einem verzweifelten Versuch raffte er sich zusammen; die letzten Kräfte bot er auf, die Zuhörer zu fesseln. Kam ihm nicht augenblicklich Rettung, dann war sein Loos entschieden. Aber vonn irgend her tönte ihm ein befreundetes Zeichen der Ermuthigung zu. Er begann seine Gedanken zu dem letzten schweren Augenblick zu sammeln. Einen stummen Gruß sandte er durch die Nacht weit hinaus der Geliebten zu; er glaubte seine Stunde gekommen! Da plötzlich erschien ihm ein Freund, auf den er wahrlich am wenigsten gerechnet hatte.

Ueber das hohe Dach der Kirche blickte ein silberner Strahl in die düstere Tiefe des von Menschen erfüllten Klosterhofes hernieder. Der Mond stieg an dem Nachthimmel empor. Wie er über den gigantischen Massen der Kirche sein helles Licht herabgleiten ließ, fing es an, rings umher tageshell zu werden. Und vor dem grellen Lichte, das in die dichten Haufen fiel, begannen diese sich zu fürchten. Wie wild und unbändig man dem einzelnen Mann gegenüber, so lange es Nacht und dunkel war, getobt haben mochte, niemand wollte an dieser Stelle gesehen sein. Das unheimliche Gefühl, auf schlechtem Wege erkannt zu werden, fing an sich selbst bei diesen rohen Männern geltend zu machen. Unmerklich zogen sich einzelne, dann immer mehrere von dem mondhellen Platze in die dunkleren Schatten der Kirche und der daneben liegenden Gebäude zurück. Bald stand die glänzende Scheibe des hellen Nachtgestirns in der vollen Pracht ihres strahlenden Silberlichts über der Kirche und fing an, ihren Schein auch in die Säulenhalle zu werfen, in welcher Albrecht in dem letzten Aufwande seiner Kräfte rang. Und siehe, auch hier, wie durch magische Zauber gebannt, wichen die rohen Gesellen in die Schatten zurück und durch diese hinaus in das Freie, wo die dunklen Laubgänge ihnen weniger ängstlich erschienen, als dieses unerwartete bleiche Licht, daß sie drinnen umfloß. Nur die wenigen Zunächststehenden, welche ohnehin schon von Albrecht erkannt worden waren, blieben zurück. Noch einen verzweifelten Versuch machte der wilde Führer, der die Menge so heftig aufzustacheln versucht hatte. Mit lautem Schrei stürzte er gegen Albrecht heran. Aber Niemand folgte ihm in die jetzt fast tageshell gewordene Halle; zwei Männer, die ihm nachgesprungen waren, rissen ihn mit Blitzesschnelle zurück, durch das Thor hinaus in die dunkle Allee, in deren tiefen Schatten sie mit ihm verschwanden. Der Vorplatz, der Klosterhof, die Halle unter dem Säulengange, Alles war leer geworden. So weit die Menge sich dort gedrängt hatte, war der Platz mit großen und spitzigen Steinen besäet, welche die Tumultuanten bei ihrem Rückzuge zurückgelassen hatten. Albrecht war gerettet. Erschöpft lehnte er an dem Thürpfeiler, als der Domänenrath und der Aktuar ihn in den inneren Corridor hineingezogen, dessen nach dem Hofe zugehende Fensterreihe durch Steinwürfe zertrümmert war.

Wie anders sah es jetzt in dem Innern der Wohnung aus,

in welcher noch vor wenigen Stunden eine so unbefangene Fröhlichkeit geherrscht hatte. Düster und niedergeschlagen saßen die Frauen umher. Stundenlang waren sie jeden Augenblick des Eindringens der wilden Horden gewärtig gewesen, hatten sie nicht ohne Grund für das Leben des Gatten und Vaters gezittert. Trüb brannten die Lichter und unberührt stand noch immer der Theetisch mit seinem Komfort vor dem sonst so heimlichen Sophaplatz.

Die augenblickliche Noth war freilich beseitigt. Aber konnte der Sturm nicht von Neuem losbrechen? Welche Mittel gab es dann, ihn zu beschwören? Es war außer allem Zweifel, daß eine geschickte Hand Alles geleitet hatte, eine Hand, der der Mechanismus nicht fremd war, vermöge dessen derartige Tumulte in Scene gesetzt werden. Es war zu gewärtigen, daß diese leitende Kraft sich mit dem Mißerfolge des Abends nicht begnügen, daß sie die Arbeiter und Landleute zu neuen Angriffen aufreizen würde. Auch hatte nebenbei die ganze Sache den Charakter einer persönlichen Leidenschaft gezeigt und die Beharrlichkeit, mit welcher aus der Mitte des Haufens heraus immer von neuem und bis zum letzten Augenblick gegen Albrecht gehetzt worden war, war so besonderer Art, daß dahinter wohl mit Recht noch ein weiterer Zweck vermuthet werden durfte.

Albrecht hatte im Augenblick der über ihn persönlich hereinbrechenden Gefahr seine Pflicht in weitem Maaße erfüllt. Er hatte seine Person der tobenden Rotte entgegengeworfen und die wilden Massen beschwichtigt. Aber das für die weitere Zeit drohende Unheil ging weit hinaus über die Fähigkeiten, die dem Einzelnen zu Gebote stehen. Albrecht war nicht der Mann langer Bedenken. Vor Anbruch des nächsten Abends war eine Wiederkehr der Scene, die sich soeben abgespielt hatte, nicht zu besorgen. Bis dahin konnte und mußte Rath und Hilfe geschafft werden.

V.

Albrecht hatte sich nicht getäuscht. In jener politisch so verworrenen Zeit hätte ein gelungener Erfolg vielleicht ein Ueberbieten der tumultuarischen Scenen veranlaßt. Ein mißlungener Versuch, wie dieser so eben stattgehabt, mußte gleicher Weise dahin führen, mit verstärkten Mitteln die Arbeit von neuem zu beginnen. Die

Volksführer des Jahres 1848 waren eben zähe Naturen. Sie ließen sich, zumal im Angesicht der von ihnen geleiten Massen, nicht leicht in den Hintergrund zurückdrängen. Sie wußten die Menge stets von Neuem in Fluß zu bringen, die Thätigkeit der Gegner zu überbieten, die Behörden zu ermüden.

Derjenige, der die eben geschilderten Zusammenrottungen in N. herbeigeführt hatte, kannte die zu befolgende Taktik zu gut, um nicht mit Anbruch des nächsten Tages sofort seine volle Thätigkeit zur Erneuerung des am vorigen Abend mißlungenen Ansturms zu verwenden. Er befand sich in fieberhafter Aufregung. Man sah es seinen zuckenden Gesichtszügen, dem stechenden Blitzen seiner Augen, dem unruhigen Hin- und Herschreiten in dem kleinen Zimmer des Gasthofs, in dem er die Nacht zugebracht hatte, an, daß der Verdruß über den mißlungenen Plan noch einer tieferen Quelle entströmte, als bloß dem politischen Fanatismus. Die schwarzen Haare fielen ihm wild über die breite Stirn herab, der dunkle, lange Bart, der das Haupt sonst so malerisch umfloß, starrte formlos und ungeordnet in die Höhe; Bernard hatte die überlegene Festigkeit, durch die er sonst so sehr zu imponiren wußte und die gestern so stark erschüttert war, noch nicht wieder erlangt.

„Dieser verhaßte Mensch, rief er, den ich zu zermalmen geglaubt hatte, bringt meine Leute zum Schweigen, trotzt der Schaar, die ich gegen ihn anstürmen ließ; dieser reaktionäre Bureaukrat, dieser städtische Weichling soll Sieger bleiben über das Volk, das ihn bekämpft, Sieger über mich, der ich ihn hasse? Soll, darf ich ihm das Feld da freilassen, wo meine Interessen mich zwingen zu jener Verbindung, ohne die ich ruinirt sein würde? Emilie muß die Meine werden! sie ist der Rettungsanker, an dem mein zerrüttetes Vermögen sich anklammert. — Und Klara? — Pah! Es sind so viele unglücklich geworden, die feudalen Gelüsten zum Opfer fielen! Darf nicht auch unsereins seinen Zweck über seine Gefühle stellen? Ich habe ihr das Leben gerettet; wir sind quitt! Es ist eine alte Geschichte und wird jetzt nicht zum letztenmale neu sein.

Meine Fabriken sind mit Schulden belastet; meine Verbindlichkeiten schwellen höher und höher an. Nur eine vermögende Hand kann mich retten. Ihr Vater könnte, er müßte mich aus meinen Verlegenheiten reißen, wenn er durch die engsten Bande an mich

gekettet wäre. Würde sonst dieser kleinliche, selbstsüchtig engherzige Mensch, dieser Hasenfuß vom Kopf bis zu den Zehen, mir sein Vermögen anvertrauen? Ich will, ich muß mir helfen. Soll ich meine Zahlungen einstellen, die Arbeiter entlassen, deren ich so nothwendig bedarf? Ich würde ein bei Seite geworfener Mann sein? Aber vor Allem muß ich mich seiner entledigen, werde daraus, was da wolle!"

Einer der Männer trat ein, die ihn am Abende vorher aus dem Klosterportal in das Freie gezogen hatten. Die Arbeiter aus den Fabriken, sagte er, seien stutzig geworden. Was ihnen der Regierungsrath gesagt, habe Eindruck auf sie gemacht. Sie fürchteten, daß die Tumulte und Ordnungsstörungen zu völliger Arbeitslosigkeit führen könnten. Die Bauern und Tagearbeiter seien auch mißmuthig; sie hätten Furcht vor der Regierung. Nur die Handwerker aus dem Orte, die im Grunde nichts wagten, wohl gewinnen, nichts verlieren könnten, seien fest geblieben. Er müsse offen sagen, der Augenblick sei nicht günstig. An die versprochene Abgabenfreiheit, die in Aussicht gestellte Landvertheilung, das freie Brennholz und die Laubstreu aus den Forsten wolle Niemand so recht glauben. Die Leute seien für große Gedanken und fern liegende Ziele nicht hinreichend vorbereitet. Sie dächten zu viel an ihr tägliches Brod, an Feld, Haus und Garten, an Weib und Kind. Es sei eben nicht das rechte Material, wie man es in den Städten habe.

Bernard wurde bei diesen Erörterungen ungeduldig, unwillig. Abgesehen von dem persönlichen Interesse, das er an dem Gelingen seiner Pläne hatte, war er nicht gewohnt, den Erfolg seiner politischen Unternehmungen auf solche Weise fehlschlagen zu sehen. Die Wirkung der Phrasen und Schlagwörter, welche damals im Munde der Volksredner gebräuchlich waren und mit denen man ein eignes Wörterbuch hätte füllen können, pflegte eine elektrisch zündende zu sein. Sollte sie hier ausbleiben, wo er es mit bloßen Leuten vom Lande zu thun hatte?

„Hat sich der Regierungsrath schon sehen lassen?" fragte er den Andern.

„Nein," antwortete dieser, „Niemand hat ihn gesehen. Auf dem Amte geht alles seinen Gang, als ob nichts geschehen wäre."

„Und die Bürgerwehr?"

„Der Commandeur ist auf das Land gefahren und will erst
orgen zurückkommen. Er hat keine Weisungen und Befehle
rückgelassen."

„Gut! so suchen Sie gegen Abend alle Leute, deren Sie hab=
ft werden können, in der Kastanien=Allee zu versammeln. Ich
ll dort zu ihnen reden. Lassen Sie es vorher an Bier und
ranntwein nicht fehlen. Vorwärts an's Werk."

Der Tag verlief. Gegen Abend sammelte sich in der schattigen
astanien=Allee, welche in die Klostergebäude führte, in der That
ne zahlreiche Menschenmenge. Fabrikarbeiter, Landleute, Tage=
hner, Handwerker von nah und fern hatten sich eingefunden,
chdem sie vorher in der großen Schenkstube des Krugs dem
ichlich vorhandenen Bier und Branntwein zugesprochen hatten,
r den fremde Personen zahlten. Die Köpfe glühten und die
ugen funkelten, als die Gruppen sich nach und nach zu dunkleren
Massen zusammenzogen, die eine, aus einem rohen Tische bestehende
ribüne umdrängten. Lautes Toben und wilde Reden zeigten,
ß die Stimmung sich seit dem Morgen wieder gehoben hatte.

Aus dem Amte ließ sich Niemand blicken. Das Verbot
litischer Versammlungen im Freien ohne polizeiliche Genehmigung
stand noch nicht. Der Domainenrath, ein im Amtsbezirk persön=
h beliebter und geachteter Mann, ging mit seiner Familie auf
m Altan ruhig auf und ab und sah die Menschenhaufen sich
ängen, ohne daß er irgend welche Kenntniß davon zu nehmen
hien. Was Bernard beunruhigte war, daß der Regierungsrath
wa geneigt sein könnte, auch seinerseits die Rednerbühne zu be=
igen und daß es zum zweitenmale seiner Gewandtheit gelingen
nne, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Er hatte daher
orsorge getroffen, daß bei dessen etwaigem Erscheinen ein Tumult
h erheben, daß er verhindert werden solle, die Tribüne zu be=
igen, daß man ihn aber in keinem Falle zu Worte kommen
ssen dürfe. Bernard selbst wollte die Anwesenden erhitzen, sie
nn in Massen auf das Amt führen und dort die Erfüllung
r „Forderungen des Volks" verlangen. Er hoffte, daß seine
rtrauten Leute es zu Angriffen nicht bloß auf das Königliche
Amt und die nahe belegenen, von der Regierung verpachteten Vor=
werke bringen würden, sondern daß er sie auch auf den verhaßten

Regierungsrath werde hetzen können, dessen er sich auf eine oder die andere Art entledigen wollte.

Dieser Plan war gut berechnet und hatte bei der jammervollen Haltung der Bürgerwehr und dem Mangel jeder öffentlichen Macht, welche den Tumultuanten die Spitze hätte bieten können, die Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich.

Als Bernard unter den bereits in hinreichender Aufregung harrenden Gruppen erschien, flammte sein Auge in wilder Gluth und die Gewißheit des nahen Sieges gab der hohen, düsterblickenden Gestalt etwas unheimlich Dämonisches.

Unter lautlosem Schweigen betrat er die Tribüne.

„Lieben Freunde und Brüder, Männer der Arbeit!" redete er sie an. Ihr habt euch um mich versammelt, um Worte ernster Art von mir zu vernehmen. Wir, von denen ihr Arbeit und Nahrung erhaltet, die wir mit euch gemeinsam dieselben Bahnen wandeln, mit euch im Schweiße unsres Angesichts unsre Hände mit Schwielen bedecken, keine anderen Interessen haben und haben können als die eurigen, wir vermögen für euch nicht zu handeln, wie wir es gern möchten. Nein, wir sind unfrei, sind gleich euch von Feinden umgeben, von Feinden, deren Macht groß ist, deren Zahl Legion heißt. Es sind Feinde, die uns und euch bedrohen, die nicht ruhen und rasten werden, bis sie euch, die armen Arbeiter, in das Elend getrieben haben. Uns aber, die wir mit Gut und Blut zu euch halten, deren Geschicke mit den eurigen unzertrennlich verbunden sind, wollen sie vernichten.

Und wer sind diese Feinde? Jene sind es, die euch stets die schmalen Bissen zugeworfen haben; es sind die Heuchler und Scheinheiligen mit ihren falschen Propheten, die euch so gern die Hölle mit ihren Schrecknissen entgegenhalten, damit ihr unter dem Druck eurer beängsteten Seele euch ihren Räuberklauen schutzlos preisgebt. Es ist jene feigherzige Schaar von Beamten, die gewohnt ist, sich an dem Herzblut des Volkes vollzusaugen, und die auch ferner mit diesem sich mästen möchte. Alle die sind es, die nach Ruhe um jeden Preis schreien, um in sicherer Heimlichkeit den Schweiß des Arbeiters zu verprassen, welche, während die Thränen hilfloser Armen ungetrocknet fließen, deren Seufzer umsonst zum Himmel emporgeschickt werden, in rohem Schwelgen am Ueberflusse ersticken, die jede Regung menschlicher Gefühle mit

herner Ferse zertreten. Ausgerüstet mit den Waffen der scham-
osesten Reaktion fordern sie Opfer um Opfer. Eure Arbeitskraft,
uer Verdienst, eure Weiber, die Ehre eurer Töchter, das Herzblut
urer Kinder fordern und nehmen sie. Wollt ihr ihnen dies
Alles geben? Dies wenige geben, was euch gehört? Wollt ihr
die unwürdigen Ketten ferner tragen, die ihr bisher geschleppt habt?
Seid ihr nicht frei? Seid ihr nicht stark? Vermögt ihr nicht
selbst über euch und eure Kräfte, über euren Verdienst zu ver-
fügen? Seid ihr es nicht, in denen die Macht des Staats, die In-
telligenz des Volks ihre Wurzel hat?

Männer der Arbeit! Ihr kennt unsern Wahlspruch; er heißt:
Alles für das Volk, Alles durch das Volk!

Und was wollen, was fordern wir für euch! Merket wohl auf!

Wir fordern Aufklärung des Volks, Gewissensfreiheit, Wahrung
seiner heiligsten Anrechte an Glück und Zufriedenheit; wir fordern
Besitz für alle, auch für den Aermsten; wir verlangen gleiche
Rechte, gleiche Pflichten, dasselbe Gesetz für Reiche und Arme, für
Vornehme und Niedriggeborene. Mit einem Worte, wir verlangen
Freiheit. Fort mit dem Adel, fort mit den Tyrannen und ihren
Knechten, fort mit der blutigen Soldateska, die am 18. März
unsre Brüder gemordet hat, fort mit dem feigen Bürgerthum,
fort mit der Bureaukratie und den Beamten!

Unser Wille ist es, euch zur Freiheit und durch die Freiheit
zu Wohlstand und Reichthum zu führen.

Seht, Brüder, darum dieser Haß, diese unversöhnliche Feind-
schaft gegen euch, gegen uns, diese Feindschaft, die euch das Stück
mühsam erarbeiteten Brot's mißgönnt. Ja wahrlich, unsre Wege
und Gedanken, unsre Ziele sind nicht die unserer Feinde, können
es nun und nimmer sein. Verdummen wollen sie euch, knechten,
eure Weiber und Kinder zu ihren nichtswürdigen Zwecken schändlich
mißbrauchen. Wollt ihr es dulden, Männer der Arbeit, die ihr
den Boden baut, der uns alle nährt, die ihr schafft, was Kunst-
fleiß und menschliche Thätigkeit zu schaffen vermögen, wollt ihr es
dulden, daß man euch in eurem Elend, in eurer Armuth, in eurer
Niedrigkeit erhalte?

Euer ist das Recht, Euer sind jene Reichthümer und Schätze,
die eure Feinde seit Jahrhunderten aufgespeichert, die jene feigen
Geldsäcke der Börse aus eurem Herzblut zusammengescharrt haben.

Euch allein ziemt es, darüber zu bestimmen. Ihr zählt nach Millionen, während jene nur nach Hunderten zählen. Ihr habt gestern Land verlangt, um euer tägliches Brod zu gewinnen für eure hungernden Kinder, Abgabenfreiheit, um nicht der stets wachsenden Geldgier der Königlichen Häscher zu verfallen. Ihr habt Holz für den Winter begehrt, um in Eurer Blöße euch und eure frierende Familie erwärmen zu können. War, was ihr gefordert, nicht gerecht und dazu bescheiden? Was war die Antwort, die man euch gab? Steine habt ihr empfangen statt Brod!

Freunde, Brüder, Männer der Arbeit! die Zeit ist gekommen, da ihr nicht mehr zu bitten habt. Unsere Mitmenschen erfüllen nicht die Gebote des Herrn! Sie geben von ihrem Ueberfluß nichts ab. Wer zwei Röcke hat, behält sie für sich, und wer mit lügnerischem Munde tausende von Thalern als sein Eigenthum bezeichnet, versteckt sie, um nicht mit euch theilen zu müssen. Hört es, Freunde! Noch hat die Nationalversammlung, deren linke Seite die Souverainität des Volks repräsentirt, in ihren Grundrechten das Eigenthum nicht als unverletzlich bezeichnet. Noch seid ihr frei, zu handeln wie ihr es für nöthig haltet. Nur ein kühner Griff kann euch helfen, und ihr selbst könnt entscheiden über das, was euer sein soll und was nicht.

Seht, Brüder, die Sonne senkt sich dort in blutrothen Nebel gehüllt gegen den Horizont herab, ein ganzer Tag ist verflossen und noch immer harrt ihr der Antwort, die euch zu Besitzenden machen, eure Weiber und Kinder nähren, kleiden, wärmen soll. Warum schweigt Alles, da die Regierung, an der euch noch immer euer rechtmäßiger Antheil verweigert wird, doch eines ihrer Mitglieder hergesandt hat, um eure Forderungen kennen zu lernen, sie zu befriedigen. Was hat er für euch gethan? Nichts! So müssen wir selbst handeln! Denn, hört es, ihr Männer der Arbeit, was ihr verlangt, was ihr fordert, das muß euch werden, mag jener engherzige Bureaukrat, jener Elende, der uns alle ebensosehr haßt als fürchtet, noch so sehr sich sträuben. Seht Ihr es nicht? Er, der gestern Abend so groß sprechen konnte, versteckt sich heute vor Euch. Mag er noch so sehr Euch und den Euren das Glück mißgönnen, das Ihr so sehr verdient habt, er muß sich euch stellen. Die Zeiten sind vorbei, wo, wie einer unsrer edelsten Führer in heiligem Zorne ausgerufen hat, man Jagd auf das

Volk machte, das man damals Pöbel nannte! In den Märztagen hat dieser gejagte Edelhirsch sich umgewendet und mit seinen Geweihen seine Gegner zerstampft und zertreten, daß sie blutend am Boden lagen.

Kennt Ihr Eure Macht, Eure Kraft?

Ich sage es Euch, Eure Forderungen werden erfüllt werden, wenn man nur Euren ernsten Willen erkennt. Brüder, Freunde, laßt uns ruhig und fest ihm entgegentreten, ihm in klaren Worten sagen, was Ihr nöthigenfalls zu erzwingen gesonnen seid. Laßt uns jede Ausflucht, jede Ausrede verwerfen. Die Tücke und List Eurer Feinde ist groß. Zeigen wir ihnen den unerschütterlichen Ernst unseres Willens, zeigen wir ihnen, daß die Macht in unsern Händen ist, daß wir nicht kommen, um Gnade und Gunst zu erbetteln, sondern, daß das Volk in seiner Größe und souveränen Macht gebietet und Gehorsam fordert.

Wollt Ihr mir folgen? Wollt Ihr handeln wie ich es Euch gerathen habe? Wohlan, Frennde, laßt uns unverbrüchlich zusammenhalten und gedenkt jenes alten Spruchs, der in jedem Herzen mit blutrothen Lettern eingeschrieben sein sollte:

Was schiert uns Elend, schiert uns Noth?
Wir wollen Freiheit oder Tod!"

Während dieser, von häufigen Zeichen der Zustimmung begleiteten Rede hatte sich die schon vorher erhitzte Stimmung der umstehenden Menge in der lebhaftesten Weise gesteigert. Tobender Beifall unterbrach den Redner an den Hauptstellen, und als er mit weithin tönender Stimme die letzten Worte über die dunkel wogende Menschenmasse hin hatte erschallen lassen, da rollte es wie dumpfer Donner durch die dichtgedrängten Gruppen, da hoben sich tausende von nervigen Armen hoch empor, da wehten die Haare wild umher im Abendwinde um die entblößten glühenden Häupter und wie aus einem Munde erscholl es ihm als Antwort zurück, mit lautem Ruf:

„Wir wollen Freiheit oder Tod!"

Wer nicht in jenen Tagen der politischen Gährung solchen Scenen, wie die beschriebene, beigewohnt hat, der wird sich schwerlich einen Begriff von der stürmisch wilden Erregung machen können, welche sich der schon an sich aufgeregten Menge bemächtigt

[illegible] verließ und [illegible]
[illegible] zu [illegible]
[illegible] Feuer der [illegible]
„[illegible] Nieder mit dem Verräther!" [illegible]
[illegible] dem Portale des [illegible]
[illegible] geöffnet [illegible] Abend[illegible]
[illegible] Voran ging Bernard [illegible]
[illegible] in der Hand schwingend. [illegible]
[illegible] stürmend durcheinander. [illegible]
[illegible] Kugel [illegible] geworfen ein großer [illegible]
Stein, der unter den Griffen der vorüberziehenden [illegible]
[illegible] Hauber verschwand. Schon waren die ersten [illegible]
[illegible] angekommen; Bernard wandte sich [illegible]
zurück, um einen Blick der Zufriedenheit auf die [illegible]
Masse zu werfen, die hinter ihm in schwarzen Wogen [illegible]
[illegible] aus der breiten Allee hervor, um sich [illegible]
[illegible] des alten Klosters zu ergießen, schon schlossen sich die [illegible]
[illegible] zu energischem Angriff bereit, fester aneinander. Die
[illegible] in der Hand haltend, mit denen sie [illegible]
[illegible] möglichst sichere Grundlage zu geben gedachten, [illegible]
[illegible] „Hurrah! Vorwärts! Freiheit oder Tod!" aus
[illegible] zu dem Altan herauf, als [illegible] ein
[illegible] in dieser abgelegenen Gegend [illegible] aus
[illegible] dem Portale hervordringend, mit scharfem
[illegible] und das Toben der Anstürmenden durchschnitt.

[illegible] wirbelnde Ton einer Militärtrommel,
[illegible] ihm folgende Schaar stutzen machte,
[illegible] einen Augenblick [illegible] und
[illegible] Noch hatte Bernard nicht
[illegible] Eindrucks Herr zu werden, als be-
[illegible] Helme und die spitzen Ba-
[illegible] das aus dem
[illegible] stürzte er
[illegible] das Thor [illegible], um ein-
[illegible] es erreicht
[illegible] aufmarschirt. Unter
[illegible] den Pickelhauben
[illegible] am Teich

hang gleiten ließ, da sah er auch dort in der Ferne die verhaßte oldateska in festgegliederten Reihen Stellung nehmen. Wäre sein lick auf das schlangenumwundene Haupt der Medusa gefallen, er tte nicht mehr versteinert und starr dastehen können, als dies r der Fall war. Kaum traute er seinen Augen. Wie kam se Militärmacht hierher? Wer hatte sie hergeführt? Was wollte hier? War sie dazu bestimmt, seine Pläne zu durchkreuzen? umm hinter ihm stand die noch vor einem Augenblick wild daher- ende Menge; unbemerkbar waren alle einige Schritte zurück- wichen. Ein Augenblick unheimlicher Ruhe trat ein, nur durch s laute Commando: „Gewehr ab!" unterbrochen. Bernard chte sich zu fassen.

„Darf ich bitten," so redete er den Hauptmann vor der Front s Zuges an, „mir und meinen Freunden den Weg auf das Amt cht zu versperren?"

„Ich bedaure," antwortete der Offizier in artigem Tone, dazu cht ermächtigt zu sein."

„Sie werden uns nicht hindern wollen," fuhr Bernard fort, in sehr dringenden Geschäften auf das Amt zu gehen."

„Ich bedaure," lautete die Antwort, „wenn Ihre Geschäfte ringend sind. Das Amt ist geschlossen. Sie werden sich schon is morgen gedulden müssen und dann vielleicht in weniger zahl- eicher Begleitung wiederkommen."

Der höfliche Ton des Hauptmanns begann den Fabrikbesitzer u verdrießen.

„Ich finde es sehr auffallend, wenn der friedliche Bürger auf olche Art in seinen Geschäften gestört, in seiner persönlichen Frei- eit beschränkt wird. Ich protestire gegen diese gesetzwidrige Will- ür, gegen diese Vergewaltigung unserer Rechte durch Militärgewalt. ch ersuche Sie, uns sofort freie Bahn zu machen."

„Ich bedaure, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können," war ie kurze Antwort.

Zähneknirschend wandte sich Bernard um. Sollte er der mili- tärischen Macht Trotz bieten? Sollte er sich mit den Seinigen urch die Bajonette hindurch den Weg in das Innere des Kloster- hofes erzwingen? Die Vorgänge in der Hauptstadt hätten einen solchen wohl als berechtigt erscheinen lassen können; aber wenn gelang, würde er auf dem Amte nicht seinen Gegner

unter dem Schutze der [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] können."

Er [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Be- griff [illegible] Infanterie der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Partie zu verbinden, aber [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Stimme [illegible] durch die Gewehr... [illegible] [illegible] [illegible] Verfol- gung von Artillerie und Reiterei. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] vom Militär [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wilden Gewühl vorwärts [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Säbeln und die Menge [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gegen die Soldaten. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Menge [illegible] und die Stimme des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] verklang in dem [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wurde eine Leiter und Gewehr. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] folgten, [illegible] aufeinander [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Kom- mando [illegible] die Mannschaft [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] plötzlich Bernard [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] sich von einer kräftigen Hand [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Als er aufsah, fand er [illegible] gegen- über.

„Sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in der [illegible] und [illegible] der [illegible] [illegible] und daß die [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]."

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Bernard [illegible] [illegible] der Hand [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] unbequemer war ihm dieses Zusammen- treffen unter den Augen der Soldaten, die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] einer [illegible] Entwicklung [illegible] [illegible] [illegible] dem Andrange der Haufen [illegible] [illegible] [illegible].

„[illegible] [illegible] Herr Bernard," [illegible] [illegible] aus der Menge heraus. „Herr Bernard! Herr Bernard!"

„Sie sehen, antwortete er kurz, ich werde vermißt. Lassen
ie mich, ich muß meine Leute beruhigen.“

„Wenn Sie das wollten, dann hätten Sie die Menge nicht
t hierherführen sollen,“ rief ihm Albrecht verächtlich zu. „Sie
nd nicht der Mann, vor dem man zu zittern nöthig hat. Hüten
ie sich mir wieder zu begegnen. Ich verachte Sie zu sehr, als
ß ich Sie hier festhalten sollte.“

Er ließ den Arm seines Gegners los, und in [illegible]
ugenblick war der, noch kurz vorher seines Sieges [illegible]
olksführer in dem ihn umstürmenden Haufen [illegible]

Und wieder säuberte das Militair den Platz [illegible]
ängenden, die keinen Führer mehr hatten, [illegible]
n. Die Handwerker aus dem Orte, die [illegible]
ildeten ihr „Freiheit oder Tod!“ angestimmt [illegible]
i dem ersten unvermutheten Anblick der Bajonette [illegible]
hen Wohnungen zurückgekehrt, doch [illegible]
ilitair nicht am nächsten Tage den Ort [illegible]
nstlicher Vertreibung schreiten würden. [illegible]
berhaupt auf Widerstand nicht gerechnet. [illegible]
neren Theile der Allee zurück, berathschlagen [illegible]
ränderten Verhältnissen zu thun sei. [illegible]
aren auf dem Platze geblieben und [illegible]
andgemenge mit dem Militair gekommen [illegible]
tscheidenden Augenblick ihr Führer [illegible]
er war verschwunden und so wurde [illegible]
atter und matter.

Auf ihren Ruf hatte er nicht geantwortet [illegible]
rt erscholl, kein Commando, das [illegible]
rbar. So blieb bald das Militair [illegible]
äftigt und die Gruppen, die [illegible]
wichen, kehrten zu neuen Angriffen [illegible]

Bernard erwartete in dem [illegible]
uth schnaubend seine Gehilfen. [illegible]
itere Versuche fürerst zu unterlassen. [illegible]
gut wie vernichtet. Es galt [illegible]
egner in Berlin zuvorzukommen. [illegible]
lbrecht noch längere Zeit in R. [illegible]

dort das Feld frei zu finden. Er reiste in derselben Nacht nach Berlin zurück.

VI.

In dem Hause des Hofraths war es inzwischen stiller wie je hergegangen. In der That hatte sich am Abend nach Albrecht's Scheiden eine häusliche Scene zwischen den beiden Eheleuten abgespielt, in welcher der Hofrath merkwürdigerweise eine von seiner Gattin nicht erwartete Festigkeit gezeigt hatte. Als er deren Unermüdlichkeit in ihren Angriffen auf seinen Freund Bernard bemerkte, hatte er sich grollend in sein Bett zurückgezogen, von wo aus er ihren energischen Interpellationen den passiven Widerstand des Schweigens entgegensetzte. Seitdem war die Sache nicht wieder besprochen worden. Die Kriegsbereitschaft aber dauerte fort Man beschränkte sich freilich auf gegenseitiges Beobachten, unter dem die arme Emilie je länger je mehr zu leiden hatte, zumal Clara, deren muntere Lebendigkeit die in dem Hause herrschende Mißstimmung hätte mildern können, unerwarteter Weise und ohne sich durch Gegenvorstellungen abhalten zu lassen, zu ihren Eltern zurückgekehrt war.

Von Albrecht hatte Emilie nichts weiter vernommen. Er hatte es vermieden, zu schreiben, um dem Hofrath nicht zu weiteren Ausbrüchen seiner bösen Laune Veranlassung zu geben. Bernard dagegen, der zur großen Befriedigung der Frauen einige Zeit hindurch nicht erschienen war, war nach und nach der tägliche Gast bei ihnen geworden. So wenig er es vermochte, der Tochter des Hauses das geringste Zeichen von Interesse abzugewinnen, so sehr die Hofräthin sich bemühte, ihm stets dasselbe eiskalte Gesicht zu zeigen, so wurde er doch von einem Tage zum andern dreister und vertraulicher und fing an, eine gewisse Sicherheit und Ueberlegenheit in häuslichen Dingen und selbst in Familienfragen zu entwickeln, die ihn vorläufig sehr wenig angingen. Der Zustimmung des Hausherrn war er stets sicher, und wenn er auch oft genug bei den Frauen einem festen Widerstande begegnete, so setzte ihn dies doch nicht im Mindesten in Verlegenheit. Es schien vielmehr, als beruhe sein ganzes Wesen auf Verabredung mit seinem Freunde, dem Hofrath.

So waren mehrere Wochen vergangen. Die politische Gährung

in der Hauptstadt Preußens, wie in dem übrigen Europa dauerte inzwischen fort, hob und senkte sich der Meereswelle gleich, wie die entfesselte Wuth der Parteileidenschaften es eben mit sich brachte. Die Auflösung der staatlichen Verhältnisse und der Fortschritt zur wirklichen Anarchie hatten riesenhafte Ausdehnung gewonnen.

So war der Herbst herangekommen. Von jener unblutigen Revolution dieses merkwürdigen Jahres an, welche sich in Kopenhagen abspielte und die fast gleichzeitig mit den Lola-Montez-Wirren zu München unscheinbar genug den lauten und verderblichen Reigen der Wechselfälle des „tollen Jahres" eröffneten, hatte sich der neu ausbrechende Streit Dänemarks mit den Herzogthümern Schleswig und Holstein entwickelt. Seitdem war eine Kette der merkwürdigsten Ereignisse in ununterbrochener Folge über die erstaunte und überraschte Welt dahin geschritten. Der Entthronung des klugen Bürgerkönigs Louis Philipp war die sociale Republik in Frankreich gefolgt. Die immer wilder aufbrausenden Märzstürme in Deutschland, die Flucht Metternichs und der Kampf zu Wien, die Revolution in Berlin, die Bewegungen in Venedig und Mailand, König Ludwig's Abdankung, der Krieg in Schleswig-Holstein, die Struwe-Heckersche Republik in Baden, Alles hatte in wildem Drängen hin- und hergewogt. Die Throne schwankten und die Völker erbebten. Und höher und höher schwellend war die deutsche Bewegung angewachsen. Das Parlament in Frankfurt und der blutige Kampf im Preußischen Polen, die Juni-Schlacht in Paris mit ihren Tausenden von Opfern, ihren Strömen von Blut und dem Ende der Dictatur Cavaignac's, der Kampf in der Lombardei und Radetzky's Siege über das freisinnige Italien unter der Führung der savoyischen Fürsten, das Bombardement von Prag, der Zeughaussturm in Berlin, die Erhebung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser in Deutschland, der Septemberkampf in Frankfurt und die Ermordung Auerswald's und Lichnowsky's, endlich die Vorgänge in Wien, die grauenvolle Ermordung des Kriegsministers Latour, die Flucht Kaiser Ferdinand's nach Olmütz und die Einschließung der Hauptstadt Oesterreichs durch Jellachich und Windischgrätz, alle diese weithingreifenden Ereignisse mit ihren Wurzeln, Zusammenhängen und Folgen hatten sich in die kurze Zeit von einigen Monaten zusammengedrängt. Welche Zeitepoche

hätte ja eine ähnliche Fülle von großen und kleinen Begebenheiten in so knapp gemessener Zeit vorzuweisen gehabt? In welcher Zeit wären so viel große edle und schöne Gedanken und Thaten und zugleich so viel Gemeinheit, Bosheit und Tücke durch den stürmenden Kampf der aufgeregten menschlichen Gemüther hindurchgetrieben worden? In welchem anderen Abschnitte der Geschichte wären so viel Männer von hohem Geiste und starkem Willen und so von dem reinsten Patriotismus erfüllt mit so vielen und unedlen Gestalten auf der Höhe der Bewegung erschienen und wieder verschwunden? Aber der Gipfelpunkt war, mindestens in Preußen, noch nicht erreicht, von dem aus der rückläufige Gang der politischen Ueberstürzung hätte beginnen können.

Zwar hatte die Nationalversammlung Preußens in ihrer Ueberhebung dem Könige, den ein frecher Redner als den Inhaber einer bankerotten Firma zu bezeichnen gewagt hatte, das Prädikat „von Gottes Gnaden“ abgesprochen und hielt die Beendigung des Verfassungswerks, für das sie zusammenberufen und verantwortlich war, von einem Monat zum andern hin. Zwar war die Pöbelherrschaft in den Straßen bereits dahin ausgeartet, daß rohe Haufen mit rothen Fahnen vor dem Hause der Nationalversammlung in ellem Zuge das von dieser erlassene, vom König genehmigte Bürgerwehrgesetz zu verbrennen gewagt hatten, zwar hatte das Uebermaaß der Frechheit gegen die Bürgerwehr bereits zu blutigen Conflicten mit dieser geführt und die politische Zerrissenheit und Unfähigkeit dieser bewaffneten Macht der Hauptstadt in elendester Weise geoffenbart, zwar hatte sich das damalige Ministerium Pfuel als ein Ministerium von Schwäche und schwankender Energielosigkeit erwiesen. Dennoch war das Aeußerste noch nicht erreicht, wodurch das Einschreiten der um Berlin herum in großen Massen cantonirenden Truppen hätte bedingt werden können.

Wohl hatte General Wrangel durch seinen Armeebefehl vom 17. September und durch seine Ansprache an die Bürgerwehroffiziere von Berlin nach der Parade des 19. in nicht mißzuverstehenden Andeutungen darauf hingewiesen, daß auch der Anarchie in der Hauptstadt ihr Quousque tandem zugerufen werden könne.

Aber wer wäre unter den Volksführern jener Zeit klar blickend genug gewesen, um die nothwendigen Folgen der bestehenden Pöbelwirthschaft richtig würdigen zu können?

Dieser Pöbel beherrschte Berlin aber nach wie vor.

Bernard war jetzt wie nach dem Zeughaussturm einer der ersten Führer der Bewegung. Dennoch schien in ihm das Selbstgefühl und jene Ueberhebung, die ihn in den ersten Monaten seines politischen Glanzes vor vielen seiner Genossen so sehr ausgezeichnet hatten, nicht mehr vorhanden zu sein. Er war oft nachdenklich, besuchte die Bürgerwehr-Versammlungen, Clubs und Volksvereine nicht mit der sonst gewöhnten Regelmäßigkeit, und seine Reden waren seltener, kürzer und weniger schlagend geworden. Selbst an dem demokratisch-republikanischen Congreß, der im Oktober in Berlin zusammengetreten war, um die heillose Verwirrung der Gemüther womöglich noch zu steigern, hatte er sich nur wenig betheiligt, wie sehr er auch im innersten Herzen den republikanischen Grundsätzen zugethan sein mochte, welche in dieser ehrenwerthen Gesellschaft ihren Ausdruck fanden. Wenn er über seine Zurückhaltung befragt wurde, antwortete er, daß die steigende Reaction ihn erschrecke und er fürchte, daß die März-Errungenschaften in Frage gestellt werden möchten.

Inzwischen hatte ein Ministerium dem anderen Platz gemacht. An Angriffen „des Volks" auf die Ministerial-Hotels und an Attentaten auf die Deputirten der Nationalversammlung, sowie an Straßen-Excessen jeder Art hatte es nicht gefehlt. Die Straßenclubs verhandelten nach wie vor an allen Ecken, die Flugblätter und Plakate häuften sich, während die Nationalversammlung das Jagdgesetz votirte und einen Abschnitt der Verfassung nach dem anderen auf „breitester Grundlage" feststellte, ohne eigentlich von der Stelle zu kommen. Aber auch der Hofrath war nachdenklich geworden. Oft sah man ihn mit seinem Freunde in tiefem Gespräch in den Alleen und Gängen des Thiergartens hin- und hergehen, oft den Weg zu diesem oder jenem Bankier nehmen. Seine Laune im Hause war geradezu unerträglich geworden, und wenn ihm darüber Vorhaltungen gemacht wurden, dann rief er mit wehmüthigem Zorne, daß die heiligen Rechte des Volks nicht geachtet, dessen Souveränetät nicht anerkannt werde, daß die Reaction im Dunkeln schleiche und wühle und daß der Staatsdienst, der ihn hindre, sich der Sache des Volks ganz hinzugeben, ihm eine Last sei!

Wiederum saß an einem schönen Oktober-Abend die Familie des Hofraths in dem bekannten Zimmer der Leipzigerstraße beisammen;

[illegible] harrte Wilhelm sehnsüchtig des Abendessens und dachte so [illegible] möglich an seine Schularbeiten. Mutter und Tochter saßen [illegible] Arbeit an ihren gewohnten Plätzen und der Hofrath [illegible] in den Zeitungen. Seine Besorgniß vor den drohenden [illegible] hatte sich im Laufe der Zeit einigermaßen gelegt. [illegible] dem Schutze seines Freundes fühlte er sich sicher. Er hoffte, [illegible] Ruf als Volksmann jetzt feststehe. Dennoch war er un[illegible] und in seinen Mienen zeigte sich eine gewisse Besorgniß vor [illegible] Zukunft. Schweigend saß die Familie da bei dem ge[illegible] Lichte, daß die große Sinumbralampe durch das Zimmer [illegible].

[illegible] kündigt ein langsames Räuspern an, daß der Hofrath [illegible] zu ergreifen die Absicht habe.

„[illegible] wir auf dem Lande leben werden," sagte er mit [illegible] Ausdruck der Stimme, „dann wird es mit dem [illegible] ausfehen. Man kann dort nicht immer alles [illegible]

„Auf dem Lande?" fragte die Hofräthin erstaunt. „Wie sollen [illegible] auf das Land kommen? Wir haben ja heut' den letzten [illegible]!"

„[illegible] könnte sich vielleicht ereignen," erwiderte der Gatte, der [illegible] eine energische Haltung zu geben versuchte, „daß wir [illegible] dort zuzubringen hätten!"

„Du sprichst in Räthseln!" erwiderte die Hofräthin. „Willst [illegible] sollten."

[illegible] der Hofrath, und der Ausdruck seiner Züge [illegible]. Warum? Wenn man den Abschied [illegible] nicht mehr."

[illegible] die Hofräthin. Und mit lang[illegible] besonders feierlichen Gelegenheiten [illegible] einen Schritt gegen ihren [illegible] zuckende Gesicht, aus [illegible] verschwunden war. „Dem [illegible] behandelt Dich recht wohl [illegible] verfehen."

[illegible] aber ich will nicht [illegible] und die bureaukratische [illegible] dem Dienst mich zwingt,

gt mir nicht mehr zu. Wenn Alles frei ist, will ich auch nicht nger Sklave der Schreiberei und des alten Zopfsystems sein. h will endlich Herr meiner selbst und meiner Handlungen wer= n. Ich will den Staatsdienst daran geben und auf das Land ehen, um dort als ein freier Mann zu leben."

„Und ich glaube," antwortete ihm die Gattin auf diese lange nd wohlgesetzte Rede mit überwältigender Ruhe, „Du bist nicht cht bei Sinnen. Wie viel Pension wirst Du denn bekommen?"

Unruhig drehte sich der Hofrath auf seinem Sessel hin und er, als er antwortete:

„Wer den Abschied nimmt, bloß um aus dem Staatsdienst u scheiden und ohne krank zu sein, bekommt keine Pension."

„Keine Pension? Nach 35 Dienstjahren? Und Dein schönes ehalt willst Du ganz und gar verlieren?"

„Der Schweiß der Arbeit, die Thränen und Seufzer des olkes kleben daran. Ich kann es mit gutem Gewissen und mit eier Ueberzeugung nicht mehr annehmen!"

„Den Unsinn hat Dir dieser Bernard in den Kopf gesetzt! ohin willst Du denn auf das Land ziehen?"

Der Hofrath erhob sich mit Würde. Er suchte nach den ge= gneten Ausdrücken, um ein großes Wort, das ihm offenbar lange f der Seele gelegen, vom Stapel zu lassen. Ein lange gefürchteter ugenblick war eingetreten.

„Wir ziehen," sprach er, indem er seiner Stimme den Aus= uck jener ruhigen Hoheit zu geben versuchte, in welcher er vorher sehr zu imponiren geglaubt hatte, „wir ziehen nach N. Wenn milie's Hochzeit vorüber und sie nicht mehr bei uns sein wird, nn will ich in ihrer und ihres Mannes Nähe meine Tage in ieden und Freiheit beschließen."

„Emilie's Hochzeit? Mit wem? Mit diesem Bernard?" rief e Hofräthin, indem sie mit funkelnden Augen auffuhr. „Wahr= ftig, Du faselst. Emilie wird ebensowenig diesen widerwärtigen traßendemokraten heirathen, als ich mit Dir nach N. ziehen erde. Geh Du, wohin es Dir beliebt. Nimm Du den Abschied, ß Dich von Deinem Freunde ausziehen, aber verlange nicht, daß Deiner albernen Thorheit mein Kind zum Opfer bringe. Nun nd nimmermehr soll das geschehen!"

Und sie zog mit mütterlicher Zärtlichkeit die schluchzende Emilie an ihr Herz.

„Und ich habe Herrn Bernard mein Wort gegeben und werde es zu halten wissen!“ rief der Hofrath, der sich bemühte, dem ausbrechenden Sturme die unerschütterliche Haltung des edlen Vaters aus irgend einem Kotzebuerschen Stücke entgegenzusetzen. „Emilie ist mein Kind und ich denke, sie wird der Pflichten eingedenk sein, die ihr gegen ihren Vater obliegen. Die Verbindung mit Bernard ist eine fest beschlossene Sache und nichts in der Welt wird mich davon abbringen.“

„Und nichts in der Welt soll mich und mein armes Kind dazu zwingen!“ rief die Hofräthin mit Entschlossenheit.

Aber auch Emilie hatte ihre Ruhe wiedergewonnen. „Magst Du thun, was Du verantworten kannst,“ antwortete sie ihrem Vater mit fester Stimme, „nie werde ich diesem elenden Menschen meine Hand reichen und wenn es mein Tod wäre, und wenn ich vor dem Altar ihm mein Nein! Niemals! entgegenschleudern müßte!“

Der Hofrath schritt im Zimmer hin und her. In seinem Innersten bebte und loderte es; sein Gesicht glühte. Von Zeit zu Zeit stieß er schnaubende Töne der Wuth von sich. Die Hofräthin hielt ihre Tochter fest umschlungen und Gedanken heftigster Art wogten in ihr hin und her. Emilie wagte kaum zu athmen und wer weiß, welchen Ausgang diese häusliche Scene noch genommen haben würde, wenn nicht wiederum, wie an jenem früheren Abende dieser Erzählung, die Allarmsignale der Bürgerwehr von der Straße herauf erklungen wären.

Bestürzt blickte der Hofrath bei den ersten Tönen um sich. Oft genug hatten die Pflichten seiner kriegerischen Stellung ihn dem häuslichen Heerde entführt. Dennoch kam ihm dieser Allarmruf im Augenblick unerwartet. Im ersten Moment war in ihm das Gefühl der Besorgniß vor etwaigen ernsten Conflicten mit dem Volke überwiegend. Denn militärischer Muth gehörte, wie wir wissen, nicht zu seinen hervortretenden Eigenschaften. Als aber die erste Bestürzung vorüber war, überlegte er sehr richtig, daß ihm kaum eine erwünschtere Veranlassung, seinem Hause den Rücken zu drehen, hätte geboten werden können, als dieses Allarmsignal. Was konnte ihm draußen geschehen? Wie oft war, zumal in den letzten

Wochen, die Bürgerwehr alarmirt worden? War er nicht stets mit heiler Haut zurückgekehrt? Das Commando hatte es fast immer bedenklich gefunden, einzuschreiten. Das Bataillon hatte dann wohl einige Stunden auf dem Alarmplatz oder in der Nähe der Tumultuanten gestanden und vor Thatendurst zu brennen geglaubt. Dann aber war die Mannschaft immer nach Hause entlassen worden, ohne daß es zu einem Conflikt mit dem Pöbelhaufen gekommen wäre. Sollte es heute schlimmer sein? Der Major war derselbe geblieben. Das Ober-Kommando erging sich zwar oft in erbaulichen, nicht selten sentimentalen Bekanntmachungen;*) aber seine Maßregeln waren stets wenig praktischer Natur gewesen. - Freilich hatte gerade in den letzten Tagen die Belagerung von Wien bei dem von der Linken der National-Versammlung beeinflußten Theilen der Bevölkerung und daher auch bei dem Straßenpöbel eine lebhafte Aufregung verursacht. Doch war es ja bekannt, daß man von der Bürgerwehr Berlins nicht wohl verlangen konnte, daß sie unvorbereitet und plötzlich zum Entsatz der fernen Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates abmarschiren sollte.

Ohne daher sich zu bedenken, schritt der würdige Hofrath der Ecke zu, in der das Gewehr stand, stülpte den Hut über die blonde Perrücke und schritt schweigend und majestätisch der Thür zu, um das Haus so schnell als möglich hinter sich zu lassen, in welchem

---

*) Die Bekanntmachungen des Commandeurs der Berliner Bürgerwehr vom 17. Oktober lautete:

„Zum ersten Male, seitdem mich das Vertrauen meiner Mitbürger an die Spitze der Bürgerwehr Berlins gestellt, ist es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen bewaffneten und unbewaffneten Einwohnern unserer Vaterstadt gekommen.

Schwere Opfer sind auf beiden Seiten zu beklagen.

Mitbürger in und außer der Bürgerwehr, vergessen wir nicht, daß wir Söhne eines Volks sind, daß, wo auch die Opfer fallen, wir uns selbst zerfleischen.

Vergessen wir nicht, daß wir alle einem Gesetz Gehorsam schuldig sind — daß ohne Gesetz keine wahre Freiheit bestehen kann. Rache sei uns fern. Eine unparteiische Untersuchung sei die einzige und beste Sache.

Ernstlich bitte, beschwöre ich Euch:

Einhalt diesem Bruderkampfe!

Berlin, den 17. Oktober 1848.

Der Commandeur der Bürgerwehr.

Rimpler.

er für die nächste Zeit einer besonders freundlichen Gestaltung der Familienverhältnisse nicht entgegensah.

Doch fehlte ihm noch die Armbinde. Um sie zu holen, kehrte er nochmals zurück. Indem er die ihre Tochter immer noch fest an sich klammernde Gattin nicht zu bemerken schien, versetzte ihn unerwarteter Weise zuerst das Geräusch einer sich öffnenden Thür, dann der laute Ruf seiner Tochter: „Albrecht!" auf sehr unerwünschte Art in die Nothwendigkeit, sich in den hochgehenden Strudel des Familienkampfes, dem er eben zu entschlüpfen gedacht hatte, zurückzustürzen. Kaum traute er seinen Augen, als er, sich schnell umwendend, in der Mitte des Zimmers Albrecht erblickte. Seine Tochter hing an seinem Halse, ihn mit beiden Händen fest umfassend.

Dem Hofrath fehlten die Worte, um sogleich in der ihm eigenen imponirenden Art den unerwarteten und ungebetenen Gast niederzuschmettern und seiner Tochter den ihr gebührenden Standpunkt klar zu machen. Schon hatte er sich indeß zu der Rede gesammelt, die, den Umständen entsprechend, diese vernichtende Wirkung herbeiführen sollte, als die Thür des Zimmers noch einmal haftig aufgerissen wurde und ein Mann hereintrat, in welchem der Hofrath sofort einen Unteroffizier seiner Bürgerwehr-Compagnie erkannte, der in der Regel zu Ordonnanzdiensten verwendet zu werden pflegte. Dieser trat eilig zu ihm heran:

„Der Herr Major lassen bitten, daß alle Herren Bürgerwehrmänner so schnell als möglich auf dem Alarmplatz antreten. Ich soll dafür stehen, daß die Herren alle persönlich benachrichtigt werden und sofort erscheinen. Darf ich den Herrn Hofrath gehorsamst bitten, schnell dorthin zu gehen?

„Hol' Sie der Teufel mit Ihrem Alarmplatz!" schnaubte der Hofrath ihn an. Ich habe andere Dinge zu thun, als Abends in den Straßen umher zu laufen und Soldat zu spielen! Ich werde zu Haus bleiben."

„Ich habe gemessene Ordre," antwortete der Unteroffizier. „Nach dem Bürgerwehrgesetz riskiren der Herr Hofrath in Arrest zu kommen, wenn Sie nicht erscheinen. Ich sehe, daß Sie nicht krank sind."

„Zum Donnerwetter!" wüthete der Hofrath, „sehen Sie denn nicht, daß ich hier nicht fort kann?"

„Ich sehe das nicht, sehe aber, daß der Herr Hofrath in Begriff gewesen sind, abzumarschiren. Ich bitte sehr, nicht zu zögern, der Herr Hofrath sind der letzte von der Compagnie, dem ich den Befehl auszurichten gehabt habe, und ich möchte ersuchen, mit mir zusammen zu gehen.“

Albrecht hatte von dem, was um ihn herum vorgegangen war, nichts gesehen, nichts gehört. Sein Herz schlug laut und in seinem Innersten wogte es hoch auf. Nach langer Trennung hielt er die Geliebte an seinem Herzen, sah und fühlte er, daß sie sein geblieben, daß die Versuchung wirkungslos an ihr abgeprallt war. Kaum daß er der Mutter, die es doch wahrlich um ihn und seine Liebe verdient hatte, einen Blick freudigen Wiedersehens herübergleiten ließ. Den Hofrath, dessen wilder Zorn fast nicht mehr zu halten war, schien er gar nicht zu bemerken. Dieser hatte den Text seiner Rede, die er beim Eintreten des Unteroffiziers soeben zu beginnen im Begriff gewesen war, fast vergessen. Doch war es nothwendig, gegen die Liebenden einzuschreiten, wenn er die Autorität in seinem Hause nicht für immer auf's Spiel setzen wollte. Aber was sollte, was konnte er thun? Vor Albrecht hatte er im Grunde des Herzens Furcht und vor seiner Frau nicht minder. Nun hatte ihn außerdem der gemessene Befehl des Majors stutzig gemacht. Was konnte zu einer so strengen Handhabung der militärischen Disciplin die Veranlassung gegeben haben? Sollte in der That eine wirkliche Gefahr in der Luft schweben?

Da stand er und wußte nicht, wie er es anfangen sollte, den iebenden seine Willensmeinung in Kürze zu erkennen zu geben, nd doch drängte der Augenblick, als ihm, wiederum unerwartet, der Person seines Freundes Bernard, der mit dem Abzeichen iner Offizierwürde bekleidet zu ihm eintrat, Hilfe zu Theil wurde. ber es war in seinem Auftreten nicht der frühere, sorglose Hochuth zu erkennen. Seine Züge waren finster und sein ganzes esen schien seltsam erregt.

Als er Albrecht erblickte, stutzte er und fuhr fast erschrocken rück. Er hatte nicht erwartet, ihn hier zu treffen. Dieser h mit festem Blick dem Bürgerwehrhauptmann in das düstre esicht.

„Sieh' da,“ rief er, „Herr Bernard! Es ist lange her, daß Sie nicht gesehen! Ich höre mit Bedauern, daß Sie die

Arbeit in ihren Fabriken haben entlassen und ihre Frauen haben entkleiden müssen!"

Bernard zuckte wie vor einem Schlage getroffen zusammen und murmelte einige unverständliche Worte.

„Die Arbeit in den Fabriken entlassen und ihre Frauen entkleiden müssen?" wiederholte nachdenklich der Hofrath.

„Vielleicht nur," fuhr Albrecht fort, „um die Leute besser in Waffen verwenden zu können. Es soll ja nur ein [illegible], wenn ein großes Drama abgespielt werden. Der Sonnabend wurde ja die National-Versammlung von dem Pöbel im Sitzungshause belagert, ähnlich wie man es bei mir in N. versucht hat. Sie erinnern sich noch, Herr Bernard, es war damals als Sie Ihre Arbeiter gegen mich heranführten. Heute wird die Bewegung von Sie zum Vorwand genommen. Die Unsinnigen thun als verlangten sie, National-Versammlung und Regierung sollten die Sache des Proletariats zu der ihrigen machen. Damals in N. waren es freilich nur wirthschaftliche und sociale Fragen, mit denen man meine geringe Person zu vernichten glaubte."

Alle blickten Bernard erstaunt an. Niemand hatte bisher von jenen Aufständen, welche den Weg in die öffentlichen Blätter nicht genommen hatten, das geringste erfahren. Bernard aber schoß dem Sprecher Blicke voll Gift und Haß zu.

„Ich habe hier mit Ihnen nichts zu schaffen!" rief er hastig aus. „Darf ich Sie bitten, theuerster Freund, mir schnell zu folgen? Das Bataillon sammelt sich. Ich habe, ehe wir antreten, noch Dringendes mit Ihnen zu reden."

„Ich kann nicht von hier fort," flüsterte der Hofrath, ihm mit bedeutsamem Blick auf Albrecht und seine Tochter zuwinkend.

„Um Gotteswillen, kommen Sie!" drängte Bernard. „Sie sollen bald wieder hier sein! Ich muß mit Ihnen reden, und wir haben keinen Augenblick Zeit."

Und fort zog er ihn, hinaus vor die Thür. Der Unterofficier folgte und die Treppe hinab hörte man die schweren Tritte der Männer und das Klirren des Säbels.

„Die protestirten Wechsel thun weh!" sagte Albrecht, als die Thür hinter jenen sich geschlossen hatte. „Ich fürchte, Ihr Gatte hat bereits mehr für diesen Bernard gethan, als ihm lieb sein kann. Warnen Sie ihn, theuerste Tante, ihm irgend weiter zu

Hilfe zu kommen. Er ist ein ruinirter Mann. Wenn er morgen nicht zahlen kann, ist ihm der Wechselarrest sicher und sein Bankerott nicht mehr aufzuhalten."

Was Bernard seinem Freunde, dem Hofrath, anzuvertrauen hatte, war in der That das sehr dringende Bedürfniß einer erheblichen Geldsumme für den nächsten Morgen. Dieser hatte ihm bereits zugesagt für ihn einzutreten. Aber die bedeutsame Mittheilung von der Arbeitseinstellung in den Fabrikanstalten hatte ihn doch stutzig gemacht. Er war einsilbig geworden, lehnte das Ansinnen seines Freundes nicht geradezu ab, aber er sagte auch nicht zu. „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf!" hatte bald nach den Märztagen einer der zahlreichen preußischen Finanzminister jenes Jahres den Abgeordneten in der Nationalversammlung zugerufen, und Bernard mochte wohl bemerken, daß dieser ebenso wahre als weise Ausspruch auch bei dem Hofrath einige Anerkennung gefunden habe. Doch gab er die Hoffnung nicht auf.

Inzwischen waren beide auf dem Alarmplatz angelangt. Das Bataillon setzte sich zum Schrecken der Mannschaft wirklich in Marsch und der Hofrath sah sich eingeklammert in seiner Umgebung außer Stande, seine Schritte dem häuslichen Herde wieder zuzuwenden, wo er zu seiner großen Beunruhigung Albrecht bei seiner Frau und in den Armen seiner Tochter wußte.

Hunderttausendmal verwünschte er die Bürgerwehr und die Volksmassen, die stets unruhig hin- und herwirbelnd die gehetzten Bürger ihrer Ruhe beraubten und ihren häuslichen Pflichten entzogen. Dazu kam, daß die Physiognomie der Straßen einen ganz ungewöhnlichen Charakter trug. Alles drängte und eilte der Gegend des Schauspielhauses zu und von dort her tönte ein eigenthümlich wildes Getöse in die angrenzenden Straßen herüber, so daß den unglücklichen Hofrath zu schaudern begann. So war man bis zur Ecke des Gensdarmenmarktes gelangt. Eine seltsame Scene entwickelte sich hier vor den erstaunten Blicken der Ankommenden. Die weiten Plätze vor und die Straßen in der Nähe des Schauspielhauses und der beiden Kirchen zur Seite desselben, Alles war von dichten Menschenmassen erfüllt. Im Jahre 1848 war der Platz vor dem Schauspielhause, diesem Meisterwerke Schinkel's noch frei, nicht entstellt durch eine unschöne Statue. Die prächtige Freitreppe, der Hauptschmuck der herrlichen Façade

war noch nicht künstlich versteckt hinter Bosketts, die durch ihre grünen Massen jetzt der Architektur des schönen Bauwerks die breite Basis seiner großen monumentalen Formen rauben.

Hier wogte Alles in wildestem Toben hin und her. Die Ein- und Ausgänge des Hauses, in welchem damals die National-versammlung tagte und im Augenblick ihre Berathung und Abstimmung über die der Stadt Wien von Seiten Preußens zu leistende Hilfe auf den späten Abend verlegt hatte, waren von Volkshaufen dicht umstellt. Funkensprühende Pechfackeln, die aus den Spritzenhäusern der Stadt geraubt waren, wurden durch di dunkle Nacht drohend hin und hergeschwungen. Niemand sollt [illegible] die Schwelle des durch „das Volk von Berlin" be lagerten Hauses überschreiten können. Wildes, wüstes Geschr tönte von allen Seiten her über den Platz. In dem röthliche Scheine des Fackellichts blickte gespenstisch und gewaltig die stol Façade des großen Gebäudes über das Menschengewühl z dem dunklen Nachthimmel empor. Ueber den Häuptern der Men sah man zahlreiche rothe Fahnen wehen. Ueberall wurde der s unaufhörliche [illegible] von demokratischen Volksrednern, unt denen die Demagogen Karbe und Held und der sogenannte Linden müller [illegible] waren, über die Vorgänge in Wi und im Innern der Versammlung belehrt. Die Mitglieder d [illegible] Seite des Hauses wurden als Feinde des Volkes u [illegible]

Auf den [illegible] Stufen der großen Freitreppe des Scha [illegible] der Nationalversammlung, dess [illegible] erkennbar machten. [illegible] daß die Linke auf ihrem Pla [illegible] daß sie die Sache der Freih [illegible] habe. Hart und stre [illegible] Man sei bis zur A [illegible] seine Feinde kenn

[illegible] nicht unser Platz mit lee [illegible] Thüren bewachen, daß keiner hera [illegible]



Alles drängte mit erneuter Wildheit gegen die Thüren des Schauspielhauses, an denen die Fackeln postirt waren.

„Werft den Brand hinein! Räuchert die Bande aus!“ schallte es aus der Mitte der Haufen her.

„Hängt die Hunde auf!“ tönte es von anderer Seite. Rohes Geheul folgte diesen widerlichen Rufen. Die Namen „Meusebach“ und „Sydow“ wurden überall laut genannt. Ein Seilerladen in der Nähe war erbrochen worden. Man sah, wie die geraubten Stricke hoch in die Luft geschwungen, wie Schleifen an diesen gefertigt, wie die Laternen bezeichnet wurden, an denen „die Verräther der Rechten“ hängen sollten. Immer enger zog sich von allen Seiten her der Kreis des Pöbels um das Haus, die Thüren wurden theilweis geöffnet, mit Fackeln und Fahnen drang die ungestüme Masse heran und es war nahe daran, daß die Drohungen der erhitzten Banden erfüllt worden wären.

Die Bürgerwehr stand noch immer Gewehr beim Fuß, als unthätige Zuschauerin, wie schon so oft dem widerwärtigen und grauenvollen Auftritt gegenüber. Bernard aber, der seinen Platz vor seiner Compagnie eingenommen hatte und die ganze Elastizität seines revolutionären Geistes wiedergewonnen zu haben schien, erging sich in vollster Bewunderung der Thaten „des Volks,“ das die Freiheit so edel, so muthig zu vertheidigen, so großmüthig der bedrängten Brüder in Wien und der gefährdeten Volksrechte sich anzunehmen verstehe.

Unruhig hielt der Major vor dem Bataillon. Ihn verdroß die Unthätigkeit, die er schon so oft gerügt, ohne Erfolg zu sehen. Schon dreimal hatte er Ordonnanzen an das Oberkommando geschickt, um seine Bereitwilligkeit zum Einschreiten zu erkennen zu geben; aber Antwort war nicht zurückgekommen. Man sagte, Herr Rimpler befinde sich im Sitzungssaale mit der Nationalversammlung eingeschlossen, man könne nicht zu ihm hinein und er selbst werde nicht herausgelassen.

Endlich glaubte der Major bei der wachsenden Gefahr den Augenblick gekommen, wo er selbstständig handeln müsse. Er gab den Befehl zum Vorrücken.

Aber siehe: Bernard erklärte im Namen seiner Kompagnie unter dem Jubel der Mannschaft, daß er nun und nimmer dulden werde, daß gegen das in seinem Rechte und in einer

friedlichen Demonstration sich bewegende Volk mit den Waffen eingeschritten werde, um reaktionäre Abgeordnete zu vertheidigen und Maßregeln zu schützen, die den Untergang der Freiheit herbeiführen sollten. Alles schrie ihm Beifall zu und man rief laut, daß dem Major der Gehorsam verweigert, er zur Verantwortung gezogen werden müsse. In dem allgemeinen Tumult löste das Bataillon sich auf, die Mannschaft zerstreute sich und der Major sah mit innerem Grimm, was er von der Energie und Hingebung seiner Truppe zu halten habe. Er ritt nach Hause, um seinen Rücktritt anzuzeigen. Gern wäre auch der Hofrath in seine Wohnung zurückgekehrt. Er fühlte sich von dem wüsten, wilden Lärm, der ihn rings umtobte, in unangenehmer Weise beängstigt. Die unmittelbare Berührung mit dem Volke, von dessen Rechten, von dessen Freiheit er so gern redete, war nicht seine Sache. Aber sein Unstern wollte, daß er seinen Rückzug unter dem Schutze seines demokratischen Freundes Bernard anzutreten gedachte. Denn er fühlte sich allein einem solchen Wagniß nicht gewachsen. Bernard aber hatte anderes zu thun, als den Mann nach Hause zu eskortiren, der ihm auf die bescheidene Bitte um achtzehntausend Thaler für den nächsten Morgen nur eine zweideutige Antwort hatte zu Theil werden lassen und auf die ihm bereits geschehenen Zahlungen hingewiesen hatte.

Der ganze Tumult war von den Führern der demokratisch-republikanischen Partei ins Werk gesetzt worden, um einen vernichtenden Schlag gegen die Regierung, wie unthätig und schwach diese sein mochte, und gegen die öffentliche Ordnung zu führen. Bernard war nicht allein an den Einleitungen zu demselben betheiligt gewesen; er hatte sich auch verpflichtet, seinerseits dafür zu sorgen, daß die Bürgerwehr nicht einschreite. Er hatte sich jetzt in die Nähe des Schauspielhauses begeben. In die Massen eintretend, deren Reihen sich ihm öffneten, forderte er laut dazu auf, in den Sitzungssaal einzudringen und dort, angesichts der Nationalversammlung die Forderungen des Volks mit Gewalt durchzusetzen. In dem Gewirre des Menschenknäuels hatte der Hofrath ihn verloren, als plötzlich von der nächsten Straße her Trommelschlag ertönte und man den festen Tritt eines anrückenden Bürgerwehr-bataillons vernahm, dem seine Pflicht höher gestanden hatte, als die demokratischen Prinzipien.

Wie Spreu flog die Menschenmasse in wilder Flucht auseinander. Aber die Zahl der Tumultuanten war so groß, daß die Fliehenden gegen die immer von neuem herandringenden Pöbelhaufen anprallten und so in eine fürchterliche Enge eingekeilt wurden. Ein erbitterter Kampf begann. Mit ihren Fackeln schlugen die wüthenden und verfolgten Männer der Straße in die Reihen der Bürgerwehr hinein, daß Funken und Flammen den Mannschaften in die Augen stoben, Gesichter und Kleider verbrannten. Brennende Schwärmer wurden in die dichten Massen geworfen und von den von allen Seiten her zusammenströmenden Volkshaufen umdrängt, ward die viel zu schwach auftretende Abtheilung der bewaffneten Bürger bald so eingeengt, daß sie von ihren Waffen keinen Gebrauch zu machen im Stande war, diese ihnen zum Theil entwunden wurden.

Die von andern Bataillonen erwartete Hilfe blieb aus. Da, im Augenblick des wildesten Tumults und der vollendetsten Verwirrung, wurde diese durch eine unerwartete, völlig neue Erscheinung noch gesteigert.

Ein starker Haufe von Männern, in deren kräftigen Gestalten man leicht die Maschinenbauer Berlins erkennen konnte, drängte sich mit weißen Fahnen unbewaffnet in den Platz hinein, um sich zwischen das Volk und die Bürgerwehr zu stellen, den Frieden zu vermitteln und etwaiges Blutvergießen zu verhindern; aber die Offiziere und Mannschaften der Bürgerwehr wußten nicht, was sie aus diesen unberufenen Vermittlern machen sollten. Schon war ein heftiger Zusammenstoß erfolgt, als man plötzlich einen Schuß fallen hörte. Bernard war es, der mit voller Kenntniß dessen was folgen mußte, sein Pistol in die Luft abgefeuert hatte. Sein Zweck wurde erreicht.

Die schon vorhandene Aufregung steigerte sich zu fieberhafter Wuth. Die Maschinenbauer selbst geriethen in den heftigsten Zorn. Alles schrie: „Die Bürgerwehr hat geschossen!“ Man erwartete die Wiederholung der blutigen Auftritte des 18. September. Alles tobte und schrie wild durcheinander.

Mitten in diesem Gewühl wurde der Hofrath hin und her gestoßen. Sein Gewehr war ihm längst entrissen, sein Hut ver[illegible] gegangen, der Augenblick der äußersten Gefahr für ihn da. [illegible] sah und hörte nichts mehr. Ihm schwindelte, und nur das

[illegible] zu Boden zu sinken
[illegible] zurückweichenden Menschenmassen
[illegible]

[illegible] gepredigt
[illegible] ungewisse Versprechungen hin
[illegible] mit denen,
[illegible] waren, sein Leben in Gefahr
[illegible] welche nun des auf
[illegible] belagerten Wiens willen statt-
[illegible]

[illegible] in der Noth? Hatte Bernard
[illegible] die Arbeit in seinen Fabriken
[illegible] hart bedrängt
[illegible] werden könne?

[illegible] demokratischer Glück-
[illegible] man eine Lebensstellung
[illegible] stürzt und
[illegible] mit gesunden Gliedern heraus-
[illegible]

[illegible] jagten sich in wirrer
[illegible] Erregung pulsirende Gehirn des
[illegible] Mannes. Die Krisis war zu
[illegible] Strömung der Zeit hatte
[illegible] von dem, was nun wirklich
[illegible] im Augenblick der Gefahr
[illegible] Schutz und Hilfe er so
[illegible]

[illegible] verklang in dem wüsten
[illegible] wurde der Knäul,
[illegible] Ring um ihn zusammen.
[illegible] Der Angstschweiß perlte
[illegible] Menschen wildester Art
[illegible] sterben.

[illegible] Hand ihn stützte.
[illegible] und riß ihn empor.
[illegible] taumelnd wankte;
[illegible] Massen hindurch, bis
[illegible] und erschöpft auf den



Stufen einer Treppe niedersank, die in eines der Häuser der dem Gensdarmen-Markt benachbarten Straßen führte. Der Mann, der ihn dem vernichtenden Menschengewühl entzogen hatte, stand neben ihm. In dem zitternden Lichte der Gaslaternen erkannte er die ruhigen und festen Züge Albrechts, des Mannes, den er so tief gekränkt, den er so ungerechter Weise aus dem Hause gewiesen hatte.

Ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust hervor. Er barg sein Gesicht in seinen Händen und versuchte es, sich von dem kalten Steinsitze zu erheben. Er vermochte es nicht. Albrecht zog ihn in die Höhe und ihn kräftig unterstützend, führte er ihn durch Seitenstraßen, aus der noch immer in dem wildesten Pöbelkampfe tobenden näheren Umgebung des belagerten Schauspielhauses heraus, dem nicht zu fernen heimischen Hause zu. Mit schwer gepreßtem Herzen trat der Hofrath in seine Wohnung. Er fürchtete sich vor seiner Frau, vor seinem Kinde. Kaum hatte er den Muth, vor ihnen die Augen aufzuschlagen. Aber welch glückliches Gefühl überkam ihn, als er sich von liebenden Armen umfangen, seine Hand von den warmen Thränen seines Weibes, seines Kindes benetzt fühlte, die in der übergroßen Freude, den Gatten und Vater, den sie fast verloren geglaubt hatten, wiederzusehen, alles vergessen, alles vergeben hatten, was er seit Monaten so vielfach an ihnen gefehlt.

Sanft zog er seine Tochter, keiner Worte fähig, an seine Brust, und indem er sie zärtlich küßte, legte er ihre Hand in die Albrecht's, der noch immer ihn stützend neben ihm stand.

Wenn der geneigte Leser aber wissen will, wie Albrecht dazu gekommen, den bedrängten Hofrath in der wildtobenden Pöbelmasse aufzusuchen, so möge er erfahren, daß Wilhelm, der wohlerzogene Sohn des Hauses, der sich den Abend hindurch weniger bemerkbar gemacht, als dies sonst seine Gewohnheit zu sein pflegte, sich heimlich fortgeschlichen hatte, als sein Vater dem Alarmplatze zugeeilt war. Es war seine entschiedene Absicht gewesen, die Begebenheiten des Abends in nächster Nähe anzuschauen. Er war daher dem Bürgerwehrbataillone nach dem Schauspielhause gefolgt und hatte die Auflösung desselben mit angesehen. Er hatte bemerkt, wie man seinem Vater das Gewehr entrissen hatte und wie dieser in der Menge verschwunden war. Ihn hatte nun die Angst um ihn ergriffen; er war eiligst nach Hause zurückgelaufen und hatte hier

erzählt, daß es zum Handgemenge gekommen und daß der Vater mitten in dem Tumult verschwunden sei. Beide Frauen hatten im Schreck in Thränen und Angst Albrecht, der eben noch anwesend war, gebeten, ihn, dessen geringe soldatische Eigenschaften ihnen zu bedenklicher Besorgniß Anlaß gaben, aus der Menge herauszuziehen.

Albrecht war, ohne sich zu besinnen, fortgestürzt. Er hatte sich in die dichten Haufen geworfen und es war ihm wie durch ein Wunder gelungen, bis in die Mitte des Platzes vorzudringen, wo eben das Toben, Drängen und Hin- und Herfluthen der Menge am heftigsten war. Durch einen glücklichen Zufall war er in dem Augenblick zu dem Hofrath gelangt, als diesen die letzten Kräfte zu verlassen begannen.

Als Bernard am andern Morgen in früher Stunde sich einstellte, um seine Versuche um ein Darlehen zu erneuern, war der Hofrath bereits ausgegangen. Dafür fand er beim Eintreten in seine Wohnung ein Billet desselben vor, das ihm die Verlobung seiner Tochter Emilie mit Albrecht meldete. Kurze Zeit nachher brachten die Zeitungen den Rücktritt des großen Volksführers und Demokraten, der auf diese klägliche Weise dem öffentlichen Leben zu entsagen gezwungen war.

Der Hofrath war von seinen demokratischen Verirrungen gründlich geheilt. Indem er der Straßen-Politik Lebewohl sagte, benutzte er die sich bald darauf bietende Gelegenheit, um der aufgehenden Sonne der neuen Regierungsgewalt seine lebhaften Huldigungen darzubringen.

Der Sturm vor dem Schauspielhause am 31. Oktober war der Wendepunkt in der innern Politik Preußens geworden, der von allen Patrioten so lang und heiß ersehnte Wendepunkt.

Der König war besser berathen als die verblendete Nationalversammlung dies voraussetzte, mochten seine Rathgeber nun Brandenburg, Manteuffel, Radowitz oder wie sonst geheißen haben, mochte der damals so schwer verkannte Prinz von Preußen das Gewicht seiner Anschauungen in die Wagschale der drängenden Verhältnisse geworfen haben, oder mochte es des Königs eigenste Initiative*) ge-

*) Bekanntlich hatte der König bereits den Deputirten aus Magdeburg am 19. November, welche angeblich eine Adresse mit Versicherungen der Treue

wesen sein, die den bestehenden unnatürlichen Zuständen ein Ende bereiten zu müssen geglaubt hatte.*) Von dem König war nach dem schmählichen Ausgange des Ministeriums Pfuel der Graf von Brandenburg mit der Neubildung eines Kabinets beauftragt, welches dazu bestimmt war, die königliche Autorität in der Hauptstadt und im Lande wiederherzustellen, den Terrorismus der Führer der Linken in der Nationalversammlung und ihre durch den Abgeordneten Dr. Jacobi in Sanssouci bewährte Unverschämtheit zu brechen und die Verbindung der zur Vereinbarung der Verfassung

---

überreicht hatten, gesagt: „Die Bürger Magdeburgs mögen bedenken, daß sie mir den Eid der Treue geschworen haben und daß ich sie von diesem Eide noch nicht entbunden habe. Ich werde nicht wanken noch weichen, sondern fortgehen auf dem betretenen Wege."

*) Der König hatte bereits am 15. Oktober bei dem Empfange der Behörden im Schlosse zu Bellevue sich in bemerkenswerther Weise ausgesprochen. Dem Präsidenten der Nationalversammlung, Grabow, sagte er:

„Was Sie mir sagen, trägt allerdings den Schein der Ergebenheit und des Gehorsams; aber es ist eben nur dessen Schein. Die Verhandlungen in der National-Versammlung, die Ich voll Vertrauen auf die loyalen Gesinnungen meiner Unterthanen zusammenberufen, geben mir aber den Beweis, von welchen Ansichten und Grundsätzen sie ausgeht. Sie lassen kein Recht unangetastet; das Heiligste selbst ist vor ihren Angriffen nicht sicher. Sie haben mein, mir von Gott verliehenes Recht auf die Krone angetastet; Sie wollen mir das von Gottes Gnaden nehmen! Aber hiezu wird keine Macht der Erde stark genug sein. — Ich werde es treu bewahren, wie Ich es von meinen Ahnen überkommen. Sagen Sie dies den Herren, die Sie gesandt. Sagen Sie ihnen, daß ich Ruhe und Ordnung im Lande herstellen werde, daß Mir hiezu die Mittel vollauf zu Gebote stehen; Sagen Sie ihnen, daß ich den Aufruhr und die Aufrührer, wo ich sie finde, bekämpfen und zerschmettern werde, und daß Ich Mich hiezu durch Gottes Gnade stark genug fühle."

Nicht weniger bezeichnend waren die Worte, die der König bei derselben Veranlassung an den Kommandeur der Berliner Bürgerwehr, Herrn Rimpler, sprach:

„Vergessen Sie nie, daß Ich die Bürgerwehr in's Leben gerufen, daß Ich sie bewaffnet, und daß es in Meinen Kräften steht, Meine Schöpfung auch wieder in ihr Nichts zurückzuversetzen. Sie haben nur Meine Befehle zu erfüllen, und diese werden nur darauf hinauslaufen, das Beste Meiner Unterthanen zu begründen, überall Ruhe und Ordnung zu erhalten und den treuen Bürger gegen Anarchie und Uebergriffe von Rebellen zu schützen. Hiezu allein habe Ich Ihnen die Waffen gegeben und diese werde ich Ihnen hiezu allein noch ferner belassen. Dessen wollen Sie stets eingedenk sein und dies der [Bür]gerwehr Berlins gebührend einschärfen." (Aus dem Leben des Generals [v.] Brand. S. 268. 269).

berufenen Versammlung mit dem Straßenpöbel ein Ende zu machen. Schlag auf Schlag folgten sich die Regierungsmaßregeln, welche dazu bestimmt waren, der Hydra der Revolution endlich den Kopf zu zertreten. Allen jenen heftigen Angriffen gegenüber, die damals das Land bewegten und in Zweifel und Angst versetzten, blieb die neue Regierung fest und unerschüttert.

Die Verlegung der Nationalversammluug nach Brandenburg, die Auflösung der Bürgerwehr, die Besetzung von Berlin durch die Truppen des Generals Wrangel, die Verhängung des Belagerungszustandes über die Hauptstadt, alles dies waren ebensoviel Maßnahmen, welche die dringendste Nothwendigkeit erfordert hatte, als sie sich in kürzester Zeit bewährten.

Dem gegenüber machte das klägliche Umherziehen des Rumpfes der Nationalversammlung aus einem Lokale in das andere, aus dem Schauspielhause zu Milentz, von dort nach dem Schützenhause, dann in den Stadtverordnetensaal und dann wieder zu Milentz, endlich noch die ebenso bedauerliche wie verzweifelte Schlußdissonanz der Steuerverweigerung den übelsten Eindruck.

Wohin sind nun die Namen aller jener Männer mit den hochtönenden Reden und mit ihrer erborgten Herrlichkeit verflogen, die Jacoby, Berends, Temme, Schulze, d'Ester, Waldeck, Uhlig und Unruh, wohin die Straßenhelden Schaßler, Ottensoßer, Benary, Held, Braß, Uhlich und Eichler, wohin die Lindenmüller und Karbe? Verstoben waren sie mit dem „Siege der Reaktion über das freie Bürgerthum,“ verstoben mit ihnen die Namen aller derer, die in den Provinzen die Fahne der Revolution, die sie die Fahne der Freiheit zu nennen pflegten, geschwungen hatten. Wie oft hatte man in jenen Tagen gerufen, geschrieben und gedruckt: Das Vaterland ist in Gefahr! — Aber dies Vaterland war gerettet durch das viel geschmähte Ministerium Brandenburg, gerettet nach unblutigen aber schweren Kämpfen, nach mancher bitteren Erfahrung und zu mancher neuen Krisis.

Und wo ist jene Plakatenliteratur geblieben, die im Sommer jenes Jahres so zahlreiche und so frech ausgeartete Blüthen getrieben hatte?

Aber wo waren auch bis dahin alle die Helden gewesen, die später so kühn das schwarz-weiße Banner erhoben? die, als sie anfingen sich sicher zu fühlen, im Denunziren und in der Verbrei-

tung verläumderischer Angriffe auf Personen, die ihnen im Wege standen oder mißliebig waren, nicht müde werden konnten? Feige verkrochen hatten sie sich, muthlos zurückbebend vor den drohenden Gestalten der Straßendemokratie, zitternd für ihre Interessen und ihre Person. Fern hatten sie sich gehalten von allen denen, die der großen Masse gegenübertreten wollten mit starker Ueberzeugung und mit edlem Wollen und Willen. Denn es war gefährlich, dieser kleinen und leider durch Partei-Ansichten zersplitterten Schaar anzugehören.

Und Albrecht?

Er war einer der wenigen gewesen, die ernst und fest in den Tagen der Gefahr den Stürmen unbekümmert um ihre Person die Stirn geboten hatten. Dadurch denen verhaßt, die sich feige zurückgehalten, oder wie der Hofrath, ängstlich dem demokratischen Treiben in die Arme geworfen hatten, wurde er zuerst verdächtigt, dann in Folge anonymer Anklagen, die ja leider so vielen Glauben fanden, verfolgt.

Eines Morgens wurde ihm bekannt gemacht, daß er zu einer entfernten Provinzial-Regierung versetzt worden sei.

Zufrieden in dem Gefühle streng erfüllter Pflicht, glücklich in dem Besitze eines geliebten und liebenswürdigen Weibes, bedurfte er der äußeren Erfolge nicht. Denn nicht die Gaben, die das Glück blind umherstreut, sind es, die tief im Herzen den glücklichen und heiteren Sinn begründen. Wie wenige von allen denen, denen nunmehr Rang und Größe zu Theil wurde, mochten sich, wie er es thun konnte, sagen, daß ein reines Herz, ein fester Sinn, treue Liebe zum Vaterlande und zu seinem Könige sie unbeirrt durch die Kämpfe, die das Leben bietet, hindurchgeführt, ihre Handlungen geleitet, ihre Entschlüsse gestärkt und gestählt habe.

So erging es Albrecht und seiner Gattin.

Mit dankbarem Herzen priesen sie die Vorsehung, welche ihnen die Zufriedenheit und Ruhe glücklicher Herzen gewährt und erhalten hat.





Vergessene Opern.

1883.



I.

Zu den nothwendigen Attributen der sogenannten „guten alten Zeit“, die ja bekanntlich nie ausstirbt, gehört, wie man weiß, das alles, was man glaubt in diese hineinversetzen zu dürfen, von dem Rosenschimmer eines gewissen poetischen Zaubers gehoben, der prosaischen Gegenwart mit siegendem Glanze gegenübergestellt wird. Man mag an der Anerkennung für das, was man vor einer langen Reihe von Jahren — und diese Reihe ist bei mir recht lang — mit dem Empfinden des Wohlbehagens und befriedigter Ueberzeugung auf sich hat einwirken lassen, nachträglich noch so sehr die kritische Ueberlegenheit unserer so lebhaft im Fortschritt begriffenen Zustände anwenden — es wird in Bezug auf das Vergangene immer noch ein gewisses Residium von jenen Gefühlen der Befriedigung und wohlthuender Erinnerung zurückbleiben, welches uns leise zuflüstert, daß das, was wir unmittelbar vor uns haben, doch hinter dem, was wir mit den Augen der Jugend gesehen, zurückbleibe.

Es gehört eben eine gewisse Entsagung dazu, sich zu vergegenwärtigen, daß auch zu jener Zeit ältere Leute sich dem Neuen gegenüber in Zurückhaltung geübt haben und daß man damals wie jetzt es liebte, den Maßstab seines Urtheils aus der Vergangenheit zu nehmen und nach ihm die subjektive Auffassung zu modifizieren.

…he und ähnliche Gedanken waren es, die sich in mir gel-
…ten, als ich in den Zeitungen las, daß man im Berliner

Opernhause eine alte Oper von Lortzing, die ich vor mehr als zwanzig Jahren in vorzüglichster Aufführung und mit stets sich gleichbleibendem lebhaften Beifall in Mannheim wiederholt hatte aufführen sehen, neu einstudirt habe. Ich war wohl überzeugt, daß diese in frischer Munterkeit dahinrauschende, von dem Genius echt künstlerischen Humors getragene Spieloper es werth sei, nicht der Vergessenheit anheimzufallen. Zweifelhaft aber war ich darüber, ob das Publikum der, wie einst behauptet worden, im Fortschrittsring emporstrebenden Hauptstadt des Deutschen Reiches eine so bescheidene, wenn auch noch so liebenswürdige Gabe, wie die alte Oper des leider in so schmerzlichen Verhältnissen dahingeschiedenen Lortzing ist, werde anerkennen wollen.

Denn die Zukunftsoper, das musikalische Drama R. Wagner's, welches die Opernbühne der Gegenwart in Beschlag zu nehmen droht (der geneigte Leser wird in mir hier sogleich den echten musikalischen Reaktionär erkennen), hat mit ihrem nie endenden Strome der über der unendlichen Melodie dahinquellenden psalmodirenden Recitation jenen einfachen, direkt in Herz und Gemüth überströmenden Weisen, jenen ungesuchten und natürlichen Harmonienfolgen, jener der Melodie und dem rhythmischen Gesange dienenden Orchesterbegleitung den Krieg erklärt, und der ewige Wechsel der Modulationen wie die fortdauernd hin und her geschobenen sogenannten Leitmotive müssen ersetzen, was Ohr und Gemüth an melodischem Reiz vergebens suchen.

Ich mußte mir sagen, daß mich, wenn auch wider Willen, der Paroxismus der „guten alten musikalischen Zeit“ erfaßt habe, daß dieser mich wohl unfähig mache, den Werth des neuen musikalischen Dramas in vollem Maße zu würdigen und daß ich noch mehr wie bisher (wiewohl vergeblich) werde ringen müssen, um mein Innerstes von dem Zauber der alten Opernmusik abzuwenden und das Zukunftsdrama auf mich läuternd und von allem Staube der Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber und so vieler anderer „Meister“ reinigend wirken zu lassen.

Aber was geschieht?

Das Publikum der „Meistersinger“ und „Tristans und Isoldens“ strömt mit Freude und lebhaftem Interesse zu Lortzing's alter Spieloper; das weite Opernhaus in Berlin ist bei jeder Vor-

stellung ausverkauft, und der „Wildschütz" droht ein Kassenstück zu werden, wie „Zar und Zimmermann" es fast überall geworden ist.

Ist dies Zufall? Ist es Laune oder Unbeständigkeit des Publikums? Ist es Schwäche und Kenntnißlosigkeit desselben oder ist es die nothwendige Rückwirkung des Kunstwerkes auf die ihm sich öffnenden Gemüther?

Als ich diese Oper in Mannheim sah, waren die Partieen des Schullehrers (Ditt), der Braut (Frau Welzeck), der Baronin (Frl. Rohn) und des Grafen in den vorzüglichsten Händen. Die Rolle des letzteren hatte seiner Zeit Stockhausen gesungen. Alle anderen Partieen waren gut besetzt, das herrliche Ensemble und das vortreffliche Orchester, alles unter Vincenz Lachner's meisterhafter Leitung, gestaltete sich zu einer Mustervorstellung. Die Oper wurde nur an Sonntagen gegeben, um auch den von außen her in das Mannheimer Theater strömenden Fremden Gelegenheit zu geben, sie zu sehen, und stets blieben Beifall und Erfolg sich gleich.

Ich leugne nicht, daß ich bei der jetzt so vortrefflichen Aufführung auf der Königl. Bühne zu Berlin und bei dem sich in gleicher Weise wie dort vor mehr als zwanzig Jahren wiederholenden Beifall eine große Freude empfunden und mir gesagt habe, daß ein echtes Kunstwerk, wenn auch in dem bescheidenen Kleide der alten komischen Oper, weder der Reklame noch der Leitmotive bedarf, um seiner Wirkung sicher zu sein.

Eine weitere Erwägung hat sich mir bei dieser Veranlassung aufgedrängt, ob dem „Wildschütz" nicht noch eine Anzahl älterer Opern ebenbürtig sein möchte, die jetzt zu den vergessenen gerechnet werden müssen und die doch immerhin den Kunstwerken angehören, deren Rang und Bedeutung als feststehend betrachtet werden darf.

Ich habe mir, indem ich diese Frage bei mir erwog, keineswegs verhehlt, daß manches in seiner Zeit epochemachend, mit einem gewissen Glanz umgeben, auftritt, von reichem Beifall begrüßt, bewundert und hoch erhoben wird und daß doch neue Erscheinungen mit ihrem neuen Prunk neuen Beifall wecken, bis der Schimmer nach und nach verbleicht und endlich die einst so hochgepriesene Schönheit alt geworden und ergraut in die Ecke flüchten muß vor den jüngeren Geschwistern, die an sich nicht mehr Anspruch auf dauernde Geltung erheben können und die nach einiger Zeit dasselbe Loos zu theilen bestimmt sind. Es giebt in der Kunst ein

„ewig Schönes"; aber diese hohe Würde wird nur selten vertheilt; das meiste ist dem wechselnden Geschmack unterthan und muß seinen Launen sich fügen.

Sollten in der Bühnenmusik, welcher Art sie sein wolle, ob ernst, ob komisch, nicht dieselben Gesetze obwalten wie in allen anderen Kunstsphären?

In der That, man wird sich bescheiden müssen, daß vieles mit Recht der Vergänglichkeit anheimgefallen ist, während die Gebilde höherer Art zwar eine Zeit lang vergessen werden können, doch aber ihren festen Platz immer wiedergewinnen. Man denk nur an den Staub, der Seb. Bach's herrlichste Arbeiten mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch bedeckt hat, bis er von künstleri scher Findigkeit beseitigt werden durfte!

Aus solchen Gedanken ist für mich der Wunsch entstande und ich habe mir aus diesem die Aufgabe gestellt, eine Anzah dramatischer Kunstwerke dem geneigten Leser in Erinnerung zu bringe nicht weil ich der Meinung bin, deren Wiederbelebung für di Bühne herbeiführen zu können, auch nicht, um der sogenannte guten alten Zeit für die Oper Genüge zu thun, sondern lediglic um frisch blühende Kränze dankbarer Erinnerung für so manc genußreiche Stunde und als Anerkennung ernster und erfolgreiche Arbeit auf die Gräber derer niederlegen zu dürfen, die in ihre Zeit und mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln Großes, Edle und Schönes geleistet haben.

Ich werde bei einer derartigen Prüfung von Schätzen de Vergangenheit nicht weiter gehen, als mein eignes Gedächtniß un meine persönliche Erinnerung reichen. Ich beabsichtige also nich auf hochverdienstliche Werke zurückzugreifen, welche wie Himmel' „Fanchon" zu Anfang des Jahrhunderts als ein glänzendes G stirn über die deutschen Bühnen gegangen sind. Auch Righini' „Armida" und sein „Befreites Jerusalem" zu besprechen, liegt nic in meiner Absicht, obschon diese Opern auch jetzt noch nicht oh Verdienst sind und ich sie weit über Catel's einst so berühm „Bajaderen" und über Sachini's „Oedipp auf Kolonos" setze möchte, so groß und herrlich auch in der letztgenannten Oper da Duett zwischen Antigone und ihrem blinden Vater hervorstrahl Selbst auf Salieri's einst so berühmten „Axur" zu verweisen, lie

noch außer der Periode, die ich für meine Erörterungen und Erinnerungen in Aussicht genommen habe.

Dennoch ist die Liste der Opern, die zu meiner Zeit mit großem und gerechtem Beifall über die Bühne gegangen und seitdem so gut wie vergessen worden sind, eine recht lange.

Möchte der geneigte Leser es sich nicht gereuen lassen, einen Blick wohlwollenden Interesses auf diese zu werfen.

Ich möchte bei der Besprechung derselben nicht gern einer systematischen Ordnung folgen, sondern lediglich aus dem mir zu Gebote stehenden Schatze der Erinnerungen herausgreifen, was mir gerade im Augenblick von Werth erscheint, einiges kürzer, anderes länger behandelnd, hier und da auf die scenische Aufführung, wie sie mir gerade begegnet ist, zurückgreifend, indem ich zugleich Text und Musik von der Höhe der Gegenwart aus und in Verbindung mit dieser der Erörterung unterziehe.

Wenn man einen derartigen Rückblick auf die Vergangenheit wirft, ohne gerade zu einer geschichtlich wissenschaftlichen Behandlung schreiten zu wollen, dann muß man vor allem nicht vergessen, daß am Beginn der Zeitperiode, um die es sich hier handelt und die doch etwa fünfzig Jahre umfassen mag, weder Meyerbeer noch Wagner die Bühne beherrscht haben, daß Weber erst mit seiner „Preciosa“ und dem „Freischütz“ anfing, auf die musikalisch gebildeten Kreise in Deutschland einzuwirken, daß in der ernsten Oper Spontini und Gluck, in der Spieloper Mozart und seine Nachfolger unbestritten das gesammte Terrain behaupteten und daß daher immerhin der Charakter der damaligen Musikrichtung als ein klassischer bezeichnet werden kann. Man wird also in die Beurtheilung der Opernerzeugnisse jener Periode mit einer gewissen Resignation gegen die jetzt herrschenden Ansprüche eintreten müssen.

Die älteste Oper, deren ich mich entsinne, war freilich eine klassische im eigentlichen Sinne des Wortes nicht. Es war ein jetzt bis zur wirklichen Vergessenheit unbekannt gewordenes komisches Singspiel: „Das neue Sonntagskind“, von W. Müller, dem alten Kapellmeister an der Leopoldstadt zu Wien, der in Hunderten von Operetten, komischen Opern und Singspielen (ich erinnere unter anderem nur an Raimund's „Alpenkönig und Menschenfeind“) mit den denkbar einfachsten Mitteln den Volkston der Lustigkeit und heiteren Humors zu treffen wußte und dessen Arbeiten bis in die

6*

Hälfte des Jahrhunderts hinein (W. Müller ist erst im Jahre 18
gestorben) auf einer großen Menge von Bühnen mit zum Th
nicht unverdientem Beifall gegeben worden sind.

Von dem „Neuen Sonntagskinde“ erinnere ich mich nur, d
ein von Gespensterfurcht und vom Alpdrücken beherrschter Sond
ling die Alpbeschwörung ceremoniell vornahm:

> Ach, lieber Alp, ich bitte dich,
> Nur diese Nacht verschone mich!

daß er in dieser Gespensterfurcht und Beschwörung von seinen V
wandten, die eine von ihm geplante Heirath beseitigen wollten,
trogen wurde, daß ein lustiger und betrügerischer Haarkünstler v
kam und daß dem betrogenen Bräutigam die mit Zündstoff
gefüllten Papilloten seiner Frisur auf dem Kopfe angezündet wur
und als Feuerwerk abbrannten, was im Publikum großen Ju
hervorrief. Die ganze nach den damaligen Begriffen lustige G
schichte machte den erheiterndsten Eindruck, und gewisse Gesän
„Wer niemals einen Rausch gehabt“ und „Ich' sag es doch imm
es ist ein Friseur“, sind noch jetzt nicht ganz vergessen, wenn
gleich sich in den einfachsten liedermäßigen Formen bewegten.

Es waren eben Erfolge der damaligen Zeit.

Auf einer viel höheren Stufe stehen desselben Tonsetzers
rühmte „Schwestern von Prag“. Die Lösung der Verwickel
des Buches beruht wie so vieles in der damaligen Zeit auf V
kleidungen, deren Unwahrscheinlichkeit so sehr auf der Hand li
daß sie einen ernstlichen Anspruch auf irgendwelche Glaubwürd
keit nicht machen konnten. Doch war das Ganze in seiner lied
artigen Komik anspruchslos lustig, so daß es, wenn auch hier
da mit jetzt verbrauchtem Witze ausgestattet, doch weit über
Zeit seines Entstehens hinausragt.

Ich bin dieser Oper, welche ich in meiner Kindheit auf
Königstädtischen Bühne zu Berlin vortrefflich habe aufführen seh
noch im Jahre 1866 zu Dresden im Theater des großen Gart
begegnet, an demselben Tage, an welchem der damalige König
Sachsen nach der Katastrophe von Königgrätz seine Hauptstadt z
erstenmal wieder betrat.

Gewisse Gesänge: „Was ist des Lebens höchste Lust“, j
noch als Studentenlied allgemein bekannt und viel gesungen,

„Ich bin der Schneider Kakadu“, waren doch geeignet, mit einer gewissen Electricität auf mich zu wirken. Was mich aber überraschte und an eine sensationell berühmt gewordene komische Oper neuester Zeit erinnerte, war das nach mehr als einer Seite hin bemerkenswerthe Finale des ersten Aktes, ein in breitester Anlage und in großen Dimensionen aufgebautes Musikstück, dessen Faktur weit über die sonstige Schreibweise W. Müller's hinausreicht. Dies Stück beginnt mit einer ebenso einfachen als stimmungsvollen Einleitung der beiden Soprane, welche auf der Terrasse des Hauses der Ereignisse des Abends, die sie vorhersehen, warten:

O sternenleere dunkle Nacht,
Du bist für Liebende gemacht.
Der Vater und die Mutter ruhn,
So können wir uns gütlich thun.

Sehr bald kommt der erwartete Liebhaber des Fräuleins, der als Serenade ein Violin-Solo hören läßt, zwischen dessen Sätzen er eine Romanze singt. Wie er mitten in seinem Ständchen auf ein Zeichen der Geliebten lauscht, tritt der zweite, nicht begünstigte Liebhaber, ein Franzose, hinzu, der ein Ständchen auf der Flöte zu bringen beginnt. Der erste Geliebte, entrüstet über diese Keckheit, wüthet dazu auf der Violine seinen Zorn aus.

Welcher Schlingel sein so keck,
Vielleicht blase ick ihm weg!

ruft der Franzose und verdoppelt seine Anstrengungen auf der Flöte. Bei der Dunkelheit der Nacht kann einer den anderen nicht erkennen. Zu ihnen gesellt sich dann zuerst der Diener Johann, der dem Kammermädchen auf der Posaune ein Ständchen bringt, ferner Krispin, ein anderer Diener, mit der Leier, endlich der Hausmeister Kaspar mit der Strohharmonika; jedes Instrument wird in besonderer Melodie gespielt, bis der Hausherr dazu kommt und eine allgemeine Rauferei beginnt, in der die Liebhaber des Fräuleins die Degen ziehen und die übrigen lärmend sich im Finstern herumschlagen und plötzlich der Nachtwärter sein: „Meine Herren, laßt Euch sagen 2c.“ dazwischen wirft und alles im Balgen einhält:

Stille, stille, kein Geklirre,
Haltet selbst den Athem an.
Stille wie die Todesstunde,
Laßt kein Wort aus eurem Munde.

Der Nachtwächter mit der Laterne und die hinzugekommenen Nachbarn arretiren nun den Hausmeister, die Mädchen ziehen sich mit:

Leise nun ins Haus geschlichen,
Mitternacht ist schon verstrichen,

zurück: die Bühne ist leer geworden und der Mond scheint über die Straße, die soeben noch ein so belebtes Bild bot.

Wen erinnert diese Scene aus W. Müller's alter Oper, mag diese Parallele auch vielen sehr unpassend erscheinen, nicht lebhaft an den zweiten Akt der „Meistersinger“ von Richard Wagner!

Hier beginnt dieselbe Handlung mit dem: „Hört, ihr Herren, laßt euch sagen“ des Nachtwächters. Beckmesser stimmt seine Laute, während Walther's Worte: „Den Lungrer mach ich kalt“, und Hans Sachs' Lied:

Jerum, Jerum, Hallaballoho!
Oho, Tralala!

dazwischen tönen. Ein endloses Zwiegespräch zwischen diesem und Beckmesser, in welchem der letztere jenem zuruft: „Gleich hören's auf! Spielt ihr mir Streich?“ und über das Lied von Hans Sachs sein Endurtheil in den Worten: „Lied voll Pech und schmierig!“ zusammenfaßt, hält die Scene auf. Endlich nach langem vergeblichem Harren der Zuschauer auf Veränderung kommen David und die Nachbarn auf die Bühne und treten in Aktion. Es beginnt die Prügelei in großen Dimensionen, wobei die Gesellen mit Knütteln bewaffnet, die Nachbarinnen an den Fenstern erscheinen, und Gesellen, Nachbarn, Meister, Lehrburschen und Frauenzimmer, dazu Beckmesser, David und Magdalene in der Dunkelheit gegeneinander losgehen.

Hui, nun giebt's Plautz!
Hast's auf die Schnauz!
Ha, nun geht's krach,
Hagelwetter Schlag!

sind die angenehmen und sinnreichen Worte dazu. Dazwischen schreien die Frauen:

Schafft Wasser her!
Wasser ist das allerbest,
Das gießt hinab ihn'n auf die Köpf!

worauf endlich der Nachtwächter wieder in sein Horn stößt. Dann schließt der Akt wie folgt: Die Frauen haben aus allen Fenstern

starke Güsse von Wasser aus Kannen, Krügen, Becken auf die Streitenden herabstürzen lassen. Dieses und die starken Töne des Hornes zugleich wirken auf alle mit panischem Schrecken. Die Bühne wird leer, die Hausthüren werden geschlossen, die Nachbarinnen verschwinden von den Fenstern. Sachs, mit dem Knieriemen David eins überhauend und mit einem Fußtritt ihn voran in den Laden stoßend, zieht Walther mit sich hinein. Als die Straße und Gasse leer geworden, betritt der Nachtwächter im Vordergrund rechts die Bühne, reibt sich die Augen, sieht sich verwundert um, schüttelt den Kopf und stimmt mit leise bebender Stimme den Ruf an: „Hört, ihr Leut rc." Der Vollmond tritt hinzu und der Vorhang fällt langsam.

In der That sehen sich die Scenen der alten und der neuen Oper wie zwei Zwillingsgeschwister ähnlich, nur daß bei W. Müller die Prügelei im Rahmen der handelnden Personen des Stückes bleibt, während Richard Wagner das rauflustige Publikum von ganz Nürnberg zusammenruft, weil er sonst Eva's Entführung nicht mit dem nöthigen Eclat hätte stören können. In den „Schwestern von Prag" fällt dem polizeilichen Einschreiten des Nachtwächters doch wenigstens ein Opfer, während in den „Meistersingern" dieser nach dem gräulichen Skandal auf der Bühne als der Gefoppte erscheint und (in der That unbegreiflicherweise) alles für eine Spukerscheinung hält.

Ben Akiba sagt mit vollem Rechte: „Alles ist schon einmal dagewesen." Der gütige Leser aber, er mag Wagnerianer sein oder nicht, möge mir verzeihen, daß ich mir erlaubt habe, die vorstehende Parallele zwischen zwei der Bühne angehörigen komischen Opern zu ziehen.*)

---

*) Louis Ehlert („Aus der Tonwelt", S. 101) hat dieser Scene aus den „Meistersingern" eine eigene kleine Abhandlung gewidmet, in welcher er vorschlägt, die Prügelei auf der Bühne durch eine balletartige Inscenirung, unter Fortfall des Gesanges, zu ersetzen und dazu die von Wagner geschriebene Orchestermusik spielen zu lassen. Ich kann aus diesem äußerst gewagten Vorschlage nur das entnehmen, daß der feinfühlende kritische Musikschriftsteller die ganze Scene nicht an ihrem Platz und die an die Fugenform erinnernde Musik dazu ungeeignet findet. Ich erkenne diese beiden, freilich nicht verbotenus ausgesprochenen Bedenken als richtig an, bin aber der Meinung, daß, wie die Oper einmal concipirt ist, die Prügelei nicht durch eine Figuranten-

Wenzel Müller's Singspiele leiten mich auf einen andern deutschen Opernkomponisten, dessen Arbeiten, ihrer Weise in hohem Grade bemerkenswerth, leider und mit Unrecht zu den vergessenen Opern gerechnet werden dürfen. Es ist dies Karl Ditter von Dittersdorf, einer der genialsten und zugleich fruchtbarsten Komponisten des vorigen Jahrhunderts (geb. 1739), von dessen komischen Opern bis vor etwa zwanzig bis dreißig Jahren ihrer zwei: „Doktor und Apotheker" und „Hieronymus Knicker", gegeben worden sind.

Ich beabsichtige, mich nur mit der ersteren Oper zu beschäftigen, deren vortrefflicher Text und deren ebenso reizende als humoristisch-lebendige Musik sich weit über das Niveau erheben, welches die Mehrzahl der Tonschöpfungen aus der Zeit des Komponisten sowie der folgenden langen Zeitperiode bis zum heutigen Tage zu erreichen vermochte. Außer Mozart haben es nur Cimarosa in seiner „Heimlichen Ehe" und Lortzing in mehreren seiner komischen Opern („Zar und Zimmermann", „Der Wildschütz", „Die beiden Schützen") vermocht, gleichberechtigte Schöpfungen ihm an die Seite zu stellen.

Wenn man Dittersdorf richtig beurtheilen will, muß man vor allen Dingen nicht vergessen, daß er in und mit seiner Zeit gelebt und nichts weniger als Zukunftsmusik getrieben hat. Seine wechselnden Schicksale vom hochgestellten, bewunderten und berühmten, vielfach durch Auszeichnungen anerkannten Tonsetzer und Gesellschafter bis zum verarmten Manne, der einen Theil der Existenz seiner letzten Lebensjahre einem seiner Verehrer und Wohlthäter verdanken mußte, haben auf seine berühmt gewordenen komischen Opern vielleicht einigen Einfluß geübt, denn diese sind zur Zeit seines höchsten Glanzes und offenbar aus einer zufriedenen Stimmung entstanden. Aber sie treten vor uns hin im Rokokostil und im Kostüm des letzten Viertels vom vorigen Jahrhundert, verleugnen ihre Zeit weder musikalisch noch künstlerisch und bilden nach allen Richtungen innerlich und äußerlich ein untrennbares, in sich abgeschlossenes Ganze.

---

darstellung ersetzt werden kann. Das Rohe in derselben würde an sich nicht verbessert werden und die häßlichen Worte mit ihren gegen den guten Geschmack verstoßenden Flecken würden doch immer im Textbuch stehen bleiben.

Man wird vielleicht der Meinung sein können, daß der Rokokocharakter einer abgeschlossenen Kunstperiode angehöre und für die Gegenwart höchstens eine historische Bedeutung haben könne. Abgesehen indes davon, daß der Geschmack an gewissen, dem Rokokostil angehörigen Erzeugnissen des vorigen Jahrhunderts keineswegs erloschen ist — ich erinnere nur an die hohen Summen, welche für schön gearbeitete und gut erhaltene Möbel aus jener Zeit gezahlt werden und daß man auch Watteau und seinen Nachfolgern doch nicht jede künstlerische Berechtigung würde abstreiten können —, braucht man nur einen prüfenden Blick in das Buch und in die Partitur der vorgedachten Oper zu werfen, um sogleich eine andere Ansicht zu gewinnen.

In der ansprechendsten Form, mit den feinsten Strichen und im treffendsten Lokalton ist hier, ähnlich den bekannten Zeichnungen von Chodowiecki, ein urkomisches Bild aus dem kleinbürgerlichen Leben einer deutschen Provinzialstadt des vorigen Jahrhunderts gezeichnet, das noch jetzt dieselbe Aufmerksamkeit, dasselbe Interesse, dieselbe Freude zu erregen vermag, mit der es sich seiner Zeit über alle Bühnen Deutschlands seine Triumpfbahn erschlossen hat.

Freilich darf man nicht glauben, und dies wird der Hauptgrund des Verschwindens dieser reizenden Oper von der Bühne sein, daß man eine solche Wirkung mit einem mittelmäßigen oder unbedeutenden Personal würde erzielen können. Der „Apotheker und Doktor" erfordert ebenso wie Cimarosa's „Heimliche Ehe" zur Darstellung Künstler von Rang und von Bedeutung im Spiel wie im Gesange. Der Eindruck, den dies Stück in früherer Zeit auf der Königstädter Bühne Berlins mit Spitzeder als dem Träger der Hauptrolle und mit gleichberechtigten Kräften im übrigen Personal gemacht hat, bestätigt dies. Ich bin dieser Oper später noch einmal in Mannheim bei vorzüglicher Ausführung begegnet und habe dabei gesehen, daß dieser Eindruck nicht lediglich auf die Reminiscenzen aus der sogenannten guten Zeit meiner Jugend zurückzuführen war.

Der Inhalt des Libretto ist nicht eben sehr komplizirt. Der Apotheker und der Doktor des Städtchens, in welchem das Stück spielt, sind Feinde. Der erstere und seine sehr energische, ihn streng unter dem Pantoffel haltende Gattin möchten ihre Tochter Leonore an einen alten Hauptmann, der reich und den Eltern

daher besonders genehm ist, verheirathen, während der Sohn des Doktors Krautmann und Leonore sich lieben. Ein unternehmungs-lustiger Liebhaber der im Hause des Apothekers befindlichen Nichte Rosalie weiß sich mit dem jungen Krautmann bei Nacht in das Haus des Apothekers, den er von dort entfernt hat, einzuschleichen, um mit den Mädchen eine Entführung zu verabreden. Sie sind bemerkt worden, werden aber nicht entdeckt, weil der Apotheker allen den Eintritt in sein Laboratorium, wo die beiden Liebhaber sich versteckt haben, verweigert. Vor dem Laboratorium pflanzt sich der Leonoren bestimmte Bräutigam, der ein Auge verbunden trägt und mit einem Stelzfuß geht, als Wache auf, schläft aber, da er viel Wein getrunken hat, sehr bald fest ein und wird nun von den Liebhabern seiner Uniform, seines Stelzfußes und seiner Augenbinde entkleidet und dann in das Laboratorium getragen, und daselbst eingeschlossen.

Unter der Maske des Hauptmanns und eines Notars kehren die jungen Leute am andern Morgen zurück; der Heirathskontrakt mit Eleonore wird unter Täuschung der Eltern unterzeichnet und die Entführung nimmt ihren Gang, als der Hauptmann zu früh aus seinem Schlafe erwacht und den Betrug aufdeckt. Der Apotheker ruft die Polizei zu Hilfe. Da er aber durch seine Quacksalberei einen kranken Grafen, zu dem er gerufen worden war, getödtet hat und die Verfolgung vor dem Gericht fürchtet, ferner seine Frau ihrerseits den jungen Leuten beitritt, auch der alte Doktor Krautmann den Handel beseitigen möchte, der seinen Sohn zu kompromittiren droht, so wird der Kommissar der Polizei nach Haus geschickt, der Hauptmann Sternwald zieht mit seinem Korbe ab und alles jubelt im Viktoria seine Freude aus:

Was hilft den Alten alles Paaren,
Sie müssen endlich doch erfahren,
Daß Jugend nicht das Alter freit
Und keins sich zu verlieben scheut.

Dieser sich in den einfachsten Formen abspielende, eine Menge von natürlichen und unnatürlichen Verwickelungen enthaltende, zum Theil durch die in der komischen Oper des vorigen Jahrhunderts sehr beliebten Verkleidungen (man denke an Mozarts „Cosi fan tutte“) getragene Stoff wird durch eine Reihe von Charakteren

... als komische Besonderheit mit be-
... durch die Musik gezeichnet ist.
... dieser Oper die sogenannten Leit-
... musikalischen Dramas eben so wenig
„Don Juan“, „Figaro“, der „Zauber-
... den „Iphigenien“, der „Armida“ oder
..., der „Vestalin“, dem „Cortez“ und in
... classischen Oper angehörigen Charakteren.
... kleinlicher Hilfsmittel nicht, um ihren
... baren: sie steht über derartigen schema-
... Man betrachte die einzelnen Theile der
... man wird sie mit Meisterhand gezeichnet
... der komischen Oper, nie den Kreis der
... des vorigen Jahrhunderts, in dem sie
... überschreitend, immer mit Perrücke und Zopf,
... und sicher treffendem Humor und mit seltener

... Joseph Haydn's auf die graziöse Melodienbildung
... Lebensfrische der Oper ist unverkennbar. Sogleich
..., in welcher die Familie des Apothekers in der
... dem Hause Luft und Erholung sucht, bekundet dies
... genden melodienreichen Ruhe und Einfachheit, in-
... einzelnen Zwischensätzen sogleich die Charaktere der
... Zügen markirt.
... Perle der komischen Oper ist das Terzett Nr. 3,
... Apotheker-Ehepaar mit dem beabsichtigten Bräutigam
... der Tochter bespricht und in welcher Herr Stössel
... Meinung nach ungemessenen Ansprüche seiner Frau
... räth, denen er sich doch schließlich fügen muß:

> Claudia, bist du besessen!
> Weißt du nicht, daß ich als Mann
> Nur sechs Hemden haben kann?

... ist die noch jetzt nicht vergessene Arie behandelt:

> Wenn man will zu Mädchen gehen,
> Sei man froh und wohlgemuth —

Sichel sogleich als der Hauptfaiseur der Handlung dar-
weniger das darauf folgende Terzett: „Heda! Holla!
... welchem die Eitelkeit des Medizinalpfuschers

Stössel, an den Doktor Bartolo in dem ersten Finale von Rossin
„Barbier" erinnernd, ihn zum Verlassen des Hauses bringt, welch
die Liebhaber für ihre Zwecke frei wissen wollen.

Es würde zu weit führen, wollte ich auf alles einzelne e
gehen. Ich will nur auf die Arie Stössel's: „Galenus und Hipp
krates", auf die Arie Sternwald's: „Der Wein ist ein Specificum
und auf das reizende Duett der beiden Liebhaberinnen: „Zw
Mädchen saßen manche Nacht" aufmerksam machen, ebenso auf d
Duo im zweiten Akt zwischen dem Apotheker und Doktor: „S
sind ein Charlatan, ein Ignorant", das als ein Meisterstück ers
Ranges in urkräftiger und charakteristischer Komik bezeichnet w
den darf.

Was aber vor allem Aufmerksamkeit erfordert, sind die beid
großen Finales, die in ihrer ganzen Anlage und Ausführung
kunden, welchen Einfluß die damals bereits sich entwickelnden neu
Grundlagen der Oper auf deren ganze Struktur ausgeübt hab
Man darf nicht vergessen, daß im Jahre 1786 „Belmonte u
Konstanze" schon geschrieben und „Figaro's Hochzeit" bereits a
geführt worden war und daß die breite Anlage dieser groß
Ensemblestücke, sowie deren sorgsam geordneter Aufbau zu d
Grundbedingungen zu gehören anfingen, welche für das musikalis
Drama, das ernste wie das komische, in Anspruch genommen wurde
Dittersdorf hat diesen in einem umfangreichen und zugleich um
bemerkenswertheren Maße genügt, als er in keinem Augenblick üb
die Grenzen seiner Aufgabe, wie diese oben skizzirt sind, hinau
gegangen, streng innerhalb derselben verblieben ist und doch d
Steigerungen in der scenischen und musikalischen Wirkung m
Sicherheit zu treffen gewußt hat.

Dabei entgehen ihm die Momente keineswegs, welche für d
besondere Situation entscheidend sind. Unvergleichlich ist der Mome
des ersten Finale, wo die Verwirrung, die Gegensätze, Angst, Sorg
Unruhe und Erwartung zu dem Satze führen: „Mir pocht me
Herz gleich einem Hammer." Nicht weniger vortrefflich ist d
für die obere Sopranstimme etwas hoch gelegte, sonst reizen
Ensemble „Gute Nacht", an das sich der auf der Bühne alle
zurückbleibende Sternwald mit seiner beabsichtigten Nachtwache u
seinem in lautes Schnarchen übergehenden, durch den Wein a
Specificum herbeigeführten tiefen Schlaf anschließt.

[Kö]stlich ist im zweiten Finale der Konflikt gezeichnet, in welchen [Sturm]wald mit dem Beamten der Obrigkeit geräth, den der er[zürn]te Apotheker behufs Arretirung der beiden Liebhaber herbei[geholt] hat.

Herr, hier habe ich zu sprechen,
Denn ich bin von der Polizei!

[wor]auf jener einfach: „Das ist mir alles einerlei!“ erwidert. [Da]s ist der bureaukratisch-beschränkte und diesem gegenüber der [eigensin]nig-trotzige Ton, der durch die vielfach hintereinander folgen[den] Wiederholungen des kurzen Satzes noch prägnanter hervortritt, [vorzü]glich getroffen. Ebenso reizend und bezeichnend ist das weiter-folgende Motiv: „Sie wissen, daß ich gut studire“, mit welchem [Gotthol]d um die Hand der Nichte des Apothekers anhält und welches [na]chst der Polizeikommissar in echt humoristischer Weise mit [den] Worten: „Nun giebt's nichts mehr zu arretiren“ wieder auf[nim]mt.

Mögen einzelne Arien, wie ich nicht bestreiten will, den augen[blic]klichen Ansprüchen an die Form und den Inhalt solcher Musik[stüc]ke nicht entsprechen — was will dies den von mir hervor[geh]obenen Vorzügen und der trefflichen Arbeit sowie der vorzüglichen [dra]matischen Behandlung des Orchesters gegenüber, besonders in [den] beiden Finales, sagen? Man wird es in jedem Falle als einen [schme]rzhaften Verlust beklagen müssen, den die nationale deutsche [Büh]ne durch das Verschwinden dieser reizenden und vortrefflichen [Op]er vom Repertoire erlitten hat. Sie ist nicht durch Besseres [ver]drängt worden, sondern der Kurzsichtigkeit der Regieen zum [O]pfer gefallen, die in mittelmäßiger Besetzung ihren Ruin herbei[gef]ührt, vor allem nur darauf bedacht waren, Kräfte und Aus[sta]ttung für die große Oper bereit zu halten, der die komische [Op]er mit vollem Erfolge nur gegenüber sich behaupten konnte, [we]nn sie sich in ihrer Sphäre als gleichberechtigt betrachten darf. [In] vorzüglicher Aufführung, mit dieser aber auch sicher, [wir]d der „Apotheker und Doktor“ noch für eine weit zu be[me]ssende Zeit ein lebhaft angeregtes und anerkennendes Publikum [fin]den.

[Nicht] minder unabweisbar ist die Forderung, daß das Kostüm [des vorige]n Jahrhunderts bei allen Personen streng festgehalten

werde. [illegible] Oper auf den [illegible]

[illegible] der Bühnen [illegible] der Musi[illegible] vergangenen Jahr [illegible] Werk [illegible] Arbe[illegible] während [illegible] Lebendigkeit [illegible] ihr eine [illegible] habe [illegible] Todesjahr [illegible] bein [illegible]

[illegible] Oper [illegible] Oper [illegible] gar [illegible] jede [illegible] Oper [illegible]

[illegible] Oper [illegible]

[illegible] Oper [illegible]

noch im Jahre 1862 zu Mannheim in mittelmäßiger Darstellung und daher ohne sonderliche Wirkung aufführen sehen; insbesondere waren hier die Rollen des Grafen, des Paolino, der Elisetta und Fidalma durchaus verfehlt. Ich wiederhole hier, was ich oben über diesen Punkt geäußert habe. Seitdem ist mir Cimarosa's Oper nicht wieder begegnet und dürfte auch wohl nur selten auf der Bühne erschienen sein, eine Oper, die ihrer Zeit in Wien an einem Abend zweimal hintereinander, später in Neapel an siebenundfünfzig Abenden ohne Unterbrechung hatte gegeben werden können.

Auch in ihr ist der Inhalt ein verhältnißmäßig einfacher.

Geronimo, ein reicher Kaufmann, hat die Eitelkeit, seine Töchter vornehm verheirathen zu wollen, und für die älteste derselben, Elisetta, einen in zerrütteten Vermögensverhältnissen befindlichen Grafen Robinsone bestimmt. Dieser trifft zum Besuch bei ihm ein, um die Familie kennen zu lernen. Die Braut mißfällt ihm; dagegen interessirt ihn lebhaft die jüngere Schwester Karoline, die sich heimlich mit dem Buchhalter Geronimos, Paolino vermählt hat. Diesen Paolino aber liebt wieder Geronimos ältliche Schwester Fidalma.

Elisetta's und Fidalma's Eifersucht veranlaßt den völlig unter ihrem Einfluß stehenden Vater, Karoline in ein Kloster schicken zu wollen, um sie aus dem Gesichtskreise des Grafen zu entfernen, der sich inzwischen mit dem Alten bereits dahin geeinigt hat, gegen den Nachlaß von 50000 Scudi die jüngere Tochter Karoline heim zu führen.

Am Abend, als alles bereits zur Ruhe gegangen, späht Elisetta im Hause umher, findet den Grafen, dem Karolinen's Schicksal, von dem er Kunde erhalten, nahe geht, in der Nähe ihrer Thür und beschließt, nachdem sie ihn in sein Zimmer gehen sah, die Nacht hindurch weiter aufzupassen. Sie hört leise flüstern, glaubt, daß der Graf sich doch zu Karolinen geschlichen habe, und weckt das ganze Haus. Man ist sehr erstaunt, als der Graf im Nachtkostüm aus seinem Zimmer tritt, und endlich wird Karoline gezwungen, ihre Thür zu öffnen, und das Geheimniß der Ehe ist entdeckt. Der Graf und die inzwischen besänftigte Elisetta reden zur Vergebung, in die endlich auch der Vater willigt.

Cimarosa's Oper überrascht auch jetzt noch, fast hundert Jahre



beiden Finales, von denen das letzte mit übersprudelndem Jubel dem Schlusse der Oper zueilt.

Wenn man ein solches Singspiel doch offenbar mit dem Wunsche eines gewissen Erfolgs auf die Bühne bringt, dann berührt es wunderbar, wenn man die Partitur in einer Weise zugeschnitten sieht, welche die Wirkung von vornherein in Frage stellen muß. Bei der Aufführung der „Heimlichen Ehe“ in Mannheim im Jahre 1862 hatte man nicht allein die Arien der Oper theils halbirt, theils ganz fort gelassen, sondern man hatte auch die Schlußsätze in beiden Finales so zusammengestrichen, daß das Publikum sich unmöglich in den natürlichen Fluß und Schwung der Musik hineinfinden, sich auf diejenige Höhe forttragen lassen konnte, auf die der Tonsetzer zu führen die Absicht hatte. Wenn ich jetzt nach Verlauf der langen Zeit von mehr als zwanzig Jahren auf die damalige Aufführung zurückkomme, so geschieht dies, weil ich mir nicht versagen kann, über die Grenzen der mir augenblicklich vorliegenden Auseinandersetzungen hinaus meine Bemerkungen über den Mißbrauch zu machen, der zum Theil noch jetzt mit den Kürzungen in der Oper getrieben wird, und diese vom künstlerisch-musikalischen Standpunkt aus zu beleuchten.

Die oft recht langen Striche in den Opern der verschiedensten Tonsetzer, die besten nicht ausgenommen, können kaum einen andern Zweck haben als den, die Oper einige Minuten früher beendet zu sehen, als dies sonst der Fall sein würde.

In der Regel wird nun durch diese Abstriche der Zuhörer in dem Augenblick, in welchem er die Höhe des Musikstückes erreichen zu können glaubt, gezwungen, unversehens über den plötzlich und unvorbereitet eintretenden Schluß zu stolpern. Ihn erfüllt das unbehagliche Gefühl des Mangels an Befriedigung, das er oft genug der Musik zur Last legt, obschon er es nur dem Rothstift der Regie zu verdanken hat. Bei der klassischen Oper wird man durch derartige Abstriche nicht selten tief verletzt. Denn es ist auch in der Musik doch immer ein Theil von dem andern in der Wirkung abhängig; die Störung des so nothwendigen Gleichgewichtes ist bei dem gerügten Verfahren unvermeidlich und eine willkürliche Trennung und Beschneidung daher nicht zulässig.

Man glaube ja nicht, daß die klassische Oper von derartigen Eigenthümlichkeiten der kapellmeisterlichen Individualauffassung

unberührt geblieben sei. Abgesehen von den Strichen in der „Heimlichen Ehe" habe ich einer Aufführung der „Euryanthe" beigewohnt, in welcher der schöne, wehmüthig gehaltene Larghettosatz im zweiten Finale (a-dur) „Laß mich empor zu dir" gestrichen war, ebenso ein Theil des bald darauf folgenden Männerchors (c-dur) „Wir alle wollen mit dir gehen." Das Duett in a-moll des dritten Aktes war ganz fortgelassen worden, und von der großen Arie der Euryanthe „Zu ihm!" in welcher diese Parthie der Oper den Gipfel ihrer dramatischen Bedeutung erreicht, wurde nur die zweite Hälfte gesungen.

Man wird zugestehen müssen, daß derartige Striche weit über jedes erlaubte Maaß hinausgehen. In der „Heimlichen Ehe" hatte man in Mannheim die ganze Triolen-Passage im Finale des zweiten Aktes beseitigt, die doch ohne jeden Zweifel höchst charakteristisch, sehr komisch und von der allerfrappantesten und genialsten Conception ist. Ich habe in einem öffentlichen Konzerte das erste Finale aus „Cossi fan tutte" mit dem Strich durch die Reprise des letzten Satzes gehört, und bei der Aufführung dieser Oper auf einer bekannten Hofbühne blieb der wundervolle Kanon in as-dur im Finale des zweiten Aktes: „Hier, weil volle Gläser blinken", fort. Spontini's Arien und Duette werden in Berlin in großem Umfange halbirt, so z. B. das berühmte, in wahrhaft großartigem Stile gesetzte Duett im zweiten Akt der „Vestalin:" „Vor Vesta's heiligem Thron." Das heilige Feuer des Theateraltares würde, wie ich glaube, die Wiederholung dieses prachtvollen Satzes wohl gestattet haben, ohne zu früh zu erlöschen. In dem großen, wahrhaft klassischen Terzett des zweiten Aktes der „Olimpia" blieb bei der letzten, in den Soloparthien überhaupt durchweg verfehlten Aufführung dieser herrlichen Oper zu Berlin die wundervolle Stelle in des-dur: „Des Mitleids Stimme ist's," fort; eine wahrhafte Verstümmelung! Was in aller Welt hatte die Musik dem Dirigenten zuleide gethan, daß er all den andern Strichen auch noch diesen hinzufügte!

Würde man ein solches Zusammenarbeiten von klassischen Werken einem lebenden Tonsetzer von dem Range und der Bedeutung Spontini's zugemuthet haben? Oder geschieht das etwa nur, um die Künstler zu schonen? Wer die Wagner'schen und Meyerbeer'schen Opern singen kann, der kann auch wohl die An-

strengungen, welche Spontini, Weber, Mozart und Cimarosa verlangen, ertragen. Was bei Meyerbeer, Verdi, Donizetti, Rossini nicht Regel, wohl aber unter Umständen zulässig sein kann, das darf man den Autoren der klassischen Musik doch nicht bieten. Und wie verträgt sich dieses Rothstiftsystem mit dem Purismus in der Musik, der sich nach und nach bei allen, mindestens den größeren Bühnen eingenistet hat?

Man hält es für unzulässig, die kleinste Verzierung in den klassischen Opern anzubringen, während doch jeder, der die Geschichte der Oper und des Gesanges kennt, weiß, daß die Arien der klassischen Zeit auf gewisse Verzierungen und Varianten berechnet und geschrieben waren. Selbst die an sich als selbstverständlich geltenden Vorhalte werden verpönt! Es ist nicht entfernt meine Meinung, daß man die Arien der Verzierungen wegen zu singen habe; est modus in rebus; aber diese ganz verbannen wollen, ist ein durchaus falscher Standpunkt. Die oft gehörte Bemerkung: „Wenn Mozart Verzierungen oder Varianten hätte haben wollen, würde er sie geschrieben haben," ist einfach werthlos.*) — Wenn man so weit geht, überall, selbst im Recitativ, die für den Gesang und die Deklamation musikalisch so nothwendigen Vorhalte zu streichen und die trockene Recitation auf dieselben Töne in schwer zu ertragender Weise einführen zu wollen, so versündigt man sich gründlich an dem Genius der Musik. — Und hier frage ich nun wieder: Wie verträgt sich dieser Purismus mit dem Rothstiftsystem der Abstriche in der Oper?

Man hat auch behaupten wollen, daß die übermäßig schnellen Tempi bei einigen Opernbühnen dem Verlangen entsprungen seien, die Opern desto früher beendet zu sehen. Sollten schnelle Tempi und große Striche sich zu diesem Zweck verbunden haben? Ich möchte dies ungern voraussetzen. Richtig ist, daß z. B. viele einzelne Stücke in Spontini's „Cortez" unter Eckert's Direktion in Berlin derart übereilt wurden, daß unter anderem die herrliche Ouverture kaum noch verständlich blieb.

---

*) J. Haydn soll eine derartige Aeußerung gethan haben. Ob sie beglaubigt ist, steht dahin. Muthmaßlich hat er der Willkür der Sänger und Sängerinnen entgegentreten wollen, die gerade zu seiner Zeit gewohnt waren, die Reprisen in den Arien als ihre Domaine zu behandeln.

Möge der geneigte Leser diese Abschweifung dem Wunsche zu gute halten, nicht bloß vergessene Opern in das Gedächtniß zurückzurufen, sondern auch vergessenen Fehlern. die sich doch immer wieder reproduziren, gerecht zu werden.

Ich möchte an dieser Stelle noch mit kurzen Worten einer kleineren Oper gedenken, die, jetzt fast unbekannt, ihrer Zeit (1832) und viele Jahre hindurch mit lebhaftem Beifall in Berlin gegeben worden ist. Es ist dies Taubert's einaktige Oper „Die Kirmes.“

Das Buch ist an sich einfach, geschickt scenirt, wie dies von dem bühnenkundigen Verfasser Eduard Devrient nicht anders zu erwarten war, eine muntere Dorfgeschichte, ohne irgend einen tragischen Hintergrund, auf dem geschraubten Verhältniß eines Bauernburschen zu einem Dorfmädchen basirend, deren gegenseitige Verstimmung durch das Einschreiten eines anderen Burschen und durch die Theilnahme der Dorfbewohner beseitigt wird.

Die Musik Taubert's ist dem Inhalt des Buches entsprechend melodiös und einfach, fast ländlich zu nennen, dabei charakteristisch. Das Stück war im wesentlichen auf damalige Theaterkräfte (Fräul. v. Schätzel, Mantius, E. Devrient, Wauer) berechnet, hat sich aber auch in anderweit guter Besetzung bewährt und würde sich immerhin des Versuches der Erneuerung lohnen.

Hannchen's Lied (g-dur): „Will einer ein Mädchen frei'n,“ ist graziös und melodisch und war zu jener Zeit stets vom Beifall des Publikums getragen; das Lied des Hans (Bariton) mit Chor, vor allem der Walzer in der geschickten Verbindung des Orchesters mit der Dorfmusik auf der Bühne und der sehr schön gesetzten Soloklarinette über den Streichinstrumenten sind Arbeiten von bleibendem Werth. Nicht gerade überwältigend, wohl aber erfrischend und erheiternd übte diese in ihrer Art liebenswürdige Oper auf das Publikum der Berliner Bühne (sie wurde, wenn ich mich recht erinnere, im Schauspielhause gegeben) einen besonderen Reiz aus und mag wohl etwa vierzig Wiederholungen erlebt haben, ehe sie das unverdiente Schicksal traf, vergessen zu werden.

Wie manche treffliche Arbeit ist demselben Loose verfallen!

Ich erinnere mich des Aufsehens, welches Gläser's, von Holtei gedichtete Oper „Des Adlers Horst“ seinerzeit auf der Königstädtischen Bühne gemacht hat. Ich habe sie noch vor einigen

Jahren auf kleineren Bühnen, insbesondere auf der Sommerbühne in Köln, gesehen.

Abgesehen von dem im dritten Akte eintretenden Stillstande der dramatischen Handlung athmet alles heitere Lebensfrische und lustige Thätigkeit, nur hier und da von schwermüthigen Accenten unterbrochen. Es ist ein ländliches Idyll, welches, auf den Kamm des Riesengebirges verlegt, sich in naturwahrem, Herz und Gemüth anregendem Lokalton als ein Familienbild, mit den Freuden und dem Schmerz, welche ja überall, wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual, sich geltend zu machen pflegen, abspiegelt.

Die Musik gehört an sich nicht eigentlich zu denjenigen Kunstleistungen, welche die höchste Meisterschaft bekunden; aber sie ist ein überaus glücklicher Wurf, an welchem man wohl besondere Freude haben kann, zumal wenn sie in Spiel und Gesang von Kräften getragen wird, wie diese in den ersten Aufführungen der dreißiger Jahre der Königstädtischen Bühne zur Disposition standen. Ich erinnere an die Rose des Fräulein Hähnel, dieser hochausgezeichneten dramatischen Sängerin, an den trefflichen Vater Renner Beckmann's, an den für die Rolle des Cassian besonders geeigneten Greiner und den Anton von Holzmiller mit seiner in der Seele wiederhallenden sympathischen Stimme.

Einzelne Stücke der Oper sind von besonders hervortretender Schönheit, dem Besten gleich, was begabtere Tonsetzer geschaffen haben. Die dem Komponisten so sehr zusagende Liederform macht sich in hohem Grade geltend in der ersten Nummer der Oper: „Die Sonne, sie krönt mit reinem Glanz“, in der Romanze Nr. 8: „Die Arme weint“, von Holzmiller mit tief ergreifender Schönheit gesungen, und in dem rührenden Anfangsliede des zweiten Aktes: „Wo der Wiese grünes Band“. Aber auch die Ensembles sind zum nicht geringen Theil voll von Leben und Humor und von der treffendsten Wirkung.

Das Quartett Nr. 4: „Sie ist so zart, so sanft, so lieblich“, das überaus gelungene Trinkterzett: „Die Flaschen zur Hand“ vor allem aber das Sextett Nr. 15: „Ist's möglich, Mann, so umgewandelt“, sind überaus glückliche Treffer. Die Finales des ersten und zweiten Aktes, letzteres mit dem schönen Gebet a capella: „Ach, reich' aus blauen Höhen“, werden nirgends ihre Wirkung

verfehlen. Wenn Mendel in seiner Operntext-Bibliothek*) über diese Oper ein herb absprechendes Urtheil fällt, so vermag ich dies als begründet nicht anzuerkennen. Und wenn er den Text tadelt und ihn zu dem Freischütztext von Fr. Kind in eine ungünstige Parallele stellt, so bin ich der Meinung, daß ein tertium comparationis zwischen beiden Textbüchern überhaupt nicht vorhanden ist, da Holtei's „Adlers Horst“ hoch auf den Bergen ohne irgend welche Beziehung zu irgend einem Teufelsspuk oder zu irgend einer gespenstischen Volkssage den Gegenstand der Dichtung ganz selbständig und frei behandelt.

Auch als Kapellmeistermusik kann ich diese Oper, welche sich weit über das Niveau der durch diese Bezeichnung getroffenen Kompositionen erhebt, nicht gelten lassen. Wer sich gewisser Opern ans den letzten vierzig bis fünfzig Jahren erinnert, die, mit dem Fluche der Langweiligkeit beladen, fast über alle Opernbühnen geschritten sind, und ihnen gegenüber die frische Lebendigkeit und die charaktervolle Stimmung der Holtei-Gläser'schen Oper betrachtet, der wird mir gewiß beistimmen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, die lange Liste der vergessenen Opern dnrch solche Erinnerungen zu verlängern, die mit Recht dem archivalischen Staube anheimgefallen sind. Nur ein Beispiel einer solchen Kapellmeisteroper möchte ich anführen, um an ihm zu zeigen, wo diese Bezeichnung mit Recht angewendet werden kann.

Ich will an Joseph Wolfram's Oper „Maja und Alpino oder Die bezauberte Rose“, Gedicht von E. Gehe, dem Dichter von Spohr's „Jessonda“, erinnern, welche etwa im Jahre 1827 in Berlin gegeben worden ist. Die Worte des Textes sind stimmungsvoll und poetisch; sie geben ein wohl abgerundetes Gedicht mit einer Menge lyrischer Situationen und allen in der Oper erforderlichen Abstufungen von Liebe und Schmerz, Sehnsucht, Hoffnung, Zweifeln, Leidenschaften und Kontrasten, in den Solostimmen wie im Chor. Die Musik ist durchaus korrekt, melodiös und harmonisch wohlklingend, obschon ihr Meister nicht einmal Kapellmeister, sondern Bürgermeister von Teplitz war.**) Sie steht überall auf der Linie

*) Berlin, S. Mode's Verlag.

**) Der jährliche Aufenthalt des damaligen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's III., in Teplitz mag wohl zu der Aufführung der Oper in Berlin beigetragen haben.

einer anständigen, selbst talentvollen Komposition und vermag doch in keinem Augenblicke zu erwärmen. Der Haupteffekt der Oper, dessen ich mich genau entsinne, war der Moment, in dem der Gesang Alpino's (damals der Tenorist Stümer in einem für seine etwas untersetzte Figur höchst unkleidsam ländlichen Kostüm) die Rose entzaubert und zur Fürstin belebt. Während des an sich melodiös-liedartigen Gesanges:

Liebe, Liebe weht in Flammen
Durch die Pulse der Natur,
Liebe fliegt, ein Geist des Ringens,
Durch die große Weltenflur.
Nimm von mir denn Herz und Seele
Rein und ganz,
Und erstehe, neu belebet,
In des Himmels Glanz!

begann die im Hintergrunde der Bühne in etwas kolossalen Dimensionen sichtbare Rose sich langsam zu entfalten und sich immer weiter und weiter zu öffnen, bis sie schließlich fast die ganze Wand der hinteren Dekoration bedeckte und aus ihrem Kelche plötzlich, von rosigem Schimmer umglänzt, der reizende Kopf der zu jener Zeit mit Recht so beliebten Sängerin Seidler herausblickte, eine scenische Wirkung, wie sie kaum glücklicher und treffender gedacht werden kann und welche nach der ertödtenden Langweile mehrerer Stunden das Haus zu donnerndem Beifall hinriß.

Aber dieser sonst so glückliche Moment, der vor allem dem Komponisten die Gelegenheit geboten haben sollte, ihn musikalisch auszunutzen, war in der Musik völlig unbeachtet geblieben. In ununterbrochener melodisch-rhythmischer Eintönigkeit wird die Arie des Sängers regelrecht von dem Chor abgelöst, den nicht einmal die sprechenden Worte:

Seht, der Rose Zauber schwindet
Und der Blumen Hüll' entwindet
Sich das Leben; seht es werden,
Seht es wachsen u. s. w.

in seiner eintönig melodischen Ruhe stören konnten.

Hier ist Kapellmeistermusik vom reinsten Wasser. Ich könnte manche andere Oper ähnlicher Art aus meiner Erinnerung hervorsuchen, die nicht im entferntesten etwas von der Wirkung und den

Erfolgen aufzuweisen gehabt hat, wie des „Adlers Horst“. Ich will aber auf weitere derartige Einzelheiten nicht eingehen.

Da ich mich gerade noch bei der komischen Oper und infolge der Besprechung der „Bezauberten Rose“ auch bei der Zauberoper befinde, möchte ich eine Erinnerung wachrufen, die, seit langen Jahren verklungen, wohl mit Recht wieder geweckt werden kann.

Ich will von Nicolo Isouard's „Cendrillon“ sprechen, einer Zauberoper, die, seit 1810, dem Zeitpunkt ihrer Entstehung, lange Jahre hindurch über alle Bühnen Europas gegangen, in ihrem Werth und, gut aufgeführt, in ihrer Wirkung keineswegs verloren hat. Ich habe sie vor etwa zwanzig Jahren in mittelmäßiger Darstellung gesehen und war doch von der Schönheit der Musik und von dem graziösen Reiz dieser alten, auf den einfachsten Harmonien aufgebauten Melodien erfüllt.

Das sehr gut gearbeitete Buch ist von Etienne, einem damals beliebten Dichter zu Paris und späteren Pair von Frankreich gefertigt. Es behandelt die Fabel des Stückes richtigerweise lediglich als Märchen, abweichend von Rossini's gleichnamiger Oper, in welcher der des märchenhaften Zaubers entkleidete Inhalt zur einfach komischen Oper geworden ist; ich könnte hinzusetzen: vielleicht nicht zum bleibenden Vortheil der Schöpfung des Meisters von Pesaro, wenn ich nicht anerkennen müßte, daß auch Isouard's reizende Arbeit dem Loos der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Der seiner Zeit in Frankreich hochberühmte Tonsetzer, der Vorgänger Boieldieu's, hat es wie wenige vor und nach ihm verstanden, dies Mährchen mit dem Schimmer echten Goldes zu umkleiden, dasselbe in jenen zarten poetischen Duft zu hüllen, ohne den es zur gewöhnlichen Komödie hätte werden müssen.

Schon die Ouverture mit ihren träumerischen Hornmelodien, zwischen welche die Harfe, ein für das Theater jener Zeit noch wenig gebrauchtes Instrument, hineinklingt, und mit ihrer ebenso fein gegliederten als feurig entwickelten thematischen Arbeit gehört den besten Instrumental-Sätzen der französischen Oper an.

Aber auch sogleich die ersten Nummern, der stolze Gesang der Schwestern Aschenbrödels, die sich zum Ball bei dem Prinzen vorbereiten, mit dem von dem Heerde aus dazwischen geworfenen Liede: „Jüngst war ein flinker Knabe“, dann die hinzutretende Klage Alidor's: „Ach, habt doch Mitleid mit mir Armen“, ferner die

zwischen Zorn, Galle und hochmüthig aufschwellender Eitelkeit wechselnde Stimmung der Schwestern, endlich die tröstenden Worte Alidor's: „Mein liebes Kind, gieb dich zufrieden," sind wahre Perlen reich und melodisch fließenden Gesanges und bilden ein herrliches Ensemblestück. Nicht weniger charakteristisch-anmuthig und fein gearbeitet ist die Romanze Aschenbrödels: „Ich bin bescheiden, unterthänig", in welcher sich die ganze Zartheit eines kindlich-frommen Gemüthes ausspricht. Wenn man jene romanzenartige Liederform der älteren französischen Oper mit derjenigen Liederform vergleicht, deren ich im Anfange dieser Erörterungen gedacht habe: den Operettenliedern von Wenzel Müller, dann ist es unschwer erkennbar, wie viel feiner der Komponist der „Cendrillon" bei seiner Arbeit gedacht und geschrieben hat als der alte Wiener Kapellmeister. Aber beide stehen auf der Grundlage künstlerischen Schaffens. Wird man dasselbe von den coupletartigen Liedern der jetzigen komischen Spieloper sagen können? Mindestens stehen die Couplets von Strauß und Millöcker, die mit der eigentlichen Handlung der Oper gar keinen Zusammenhang haben und oft nur den Zweck verfolgen, das Publikum durch pointirte Verse lokalen und politischen Inhalts zu amüsiren, und bei denen die Instrumentation nicht selten den vollsten Kriegslärm der großen Oper athmet, weit, sehr weit gegen jene einfachen Liederformen zurück. Man mag über die neue Spieloper denken wie man will, diese Lieder in derselben passen wie die Faust zum Auge. Das demnächst folgende Duo zwischen Clorinde und Thisbe, den beiden hochmüthigen Schwestern, steht jenem einfachen Liede in ebenso brillantem Gesange als in kühnen Passagen gegenüber.

Es würde zu weit führen und dem Zwecke dieser Zeilen wenig entsprechen, wollte ich der Oper, deren Inhalt ich als bekannt voraussetzen darf, im Einzelnen folgen. Für meine Auffassung erhält dieselbe sich vom Anfang bis zum Schluß auf gleicher Höhe. Ungemein anmuthend treten in mehrfachen Wiederholungen die Worte Alidor's: „Mein liebes Kind, gieb dich zufrieden" aus dem Rahmen der fortschreitenden Musik mit einer gewissen Plastik hervor.

Ob diese alte Oper bei einer Wiederbelebung unter den jetzigen Bühnenverhältnissen Erfolg haben würde? Es ist dies eine schwer zu beantwortende Frage. In jedem Falle würde neben einer in den Hauptrollen vorzüglichen Darstellung eine Ausstattung erforder-

lich sein, welche in duftiger Poesie aus dem goldenen Zauberlande des Mährchens in die Kunstwelt unserer Tage hinüberführt.

Man hat an einzelnen Bühnen Isouard's „Cendrillon" als ein für Kinder berechnetes Ausstattungsstück behandelt. Wohl den Kindern, denen solche Gaben geboten werden, wohl dem Publikum, welches mit reinem Kunstsinn für Werke Empfänglichkeit zeigt, die in so edler und einfacher Gestalt sich auch als Kindermährchen darstellen lassen.

Neben „Cendrillon" hat Isouard eine andere Oper hinterlassen, welche, bedeutender noch als jene, auf keiner Bühne fehlen sollte, die echten Kunstprincipien huldigt. Sie ist dennoch vergessen: ich meine „Joconde oder die Abenteurer". In diesem reizenden Werke erhebt sich der Komponist zu wahrhaft klassischer Höhe. „Joconde" ist eine der besten komischen Opern, die überhaupt je geschaffen worden sind. Man darf sie unzweifelhaft auf eine Stufe stellen mit dem Besten, was Isouard's Nachfolger in der französischen Spieloper geleistet haben, mit der „Weißen Dame" und dem „Johann von Paris" Boieldieu's und mit Auber's „Maurer" und „Fra Diavolo".

Eine Oper wie „Joconde" wird selbst bei der mattesten Darstellung den Werth einer gediegenen, innerlich festgestellten Kunstrichtung zur Erscheinung bringen. Anlage und Ausführung, der Gegensatz der Effekte und Empfindungen, harmonische und melodische Bildung, alles steht an seiner Stelle, ohne Unordnung oder Gezwungenheit nebeneinander, eins entwickelt sich organisch aus dem andern und ist durchweht von jenem chevaleresken Geiste altfranzösischer Courtoisie, mit jenen feinen Nuancen, welche der Musik ihren Charakter aufprägen. Daher der zarte Reiz, der Adel in den Formen und Melodien, jenes geistige Element, welches hier die durch viele Nachfolger breitgetretene Bahn der komischen und Intriguenoper noch im Geiste der Klassizität beherrscht; daher das wohlthuende Gefühl, daß man sich bei dieser Musik und mit den durch sie geschaffenen Gestalten in guter Gesellschaft befindet.

Ich habe „Joconde" noch im Jahre 1856 in Wien gesehen, in mittelmäßiger Darstellung. Nur Ander und Beck standen auf der Höhe ihrer Aufgaben; und doch war der Beifall, mit dem das durch Verdi, Bellini, Donizetti und Meyerbeer überreizte und

verwöhnte Publikum fast jeder einzelnen Nummer folgte, ein enthusiastischer.

Die Intrigue des Stückes, dessen Verfasser war gleichfalls der obengenannte Etienne, ist an sich einfach, ein gegenseitiges Auf-die-Probe-stellen von zwei Kavalieren mit ihren Damen, welches durch den Hinzutritt einer durch ein ländliches Fest gegebenen Verwickelung ein höheres Interesse und einen befriedigenderen Ausgang nimmt als Mozart's einer ähnlichen Idee folgende Oper „Cosi fan tutte."

Fast jede Nummer dieses Werkes bewährt ihren Meister in vollkommenstem Maße. Wenn man einzelnes hervorheben sollte, dann würden Joconde's Arie in d-dur: „Weit bin ich schon die Welt durchlaufen", und der überaus reizende Wechselgesang zwischen Joconde und Melida: „Wonnevoll und mit Entzücken", zu nennen sein, letzterer ein vollendetes Meisterstück melodischer Charakteristik und graziösen Gesanges.

Ich würde ferner das Duett zwischen Melida und Robert: „Gnädiger Herr, sehen Sie, ich zittre", und das prächtige gesangreiche Finale des ersten Aktes hervorheben, in welchem das stolze marschartige Thema, welches die beiden ungetreuen Liebhaber angestimmt haben, ungeachtet seines schwungreichen Glanzes doch so vollständig auf dem Boden der komischen Oper verbleibt.

Im zweiten Akt wird alles andere und vielleicht alles, was Isouard geschrieben hat, überragt von dem Quartett: „Ha, wie die Stunden schleichen", in welchem das schlaue Bauernmädchen sich ihr Rendezvous mit ihrem Bräutigam gegeben hat, während jeder der beiden von ihr gleichfalls bestellten vornehmen Herren glaubt, daß der andere der beglückte Liebhaber sei und der zwischen Lukas und Käthchen gewechselte Kuß beide in großer Erregung vertreibt. Dies Stück enthält eine solche Fülle an melodischem Reiz und eine so feine harmonische Behandlung und die Charakteristik der Situation wie der Personen zeigt dabei so viel Leben und eine solche Frische des Empfindens bei an sich einfacher Gestaltung, wie man kaum in einem anderen Musikstück ähnlicher Art finden wird.

Nicht ohne lebhaftes Bedauern habe ich dies Meisterwerk Isouard's den vergessenen Opern beifügen müssen.

Eine andere komische Oper, von der wohl nur noch wenige

mehr als den Namen kennen werden und die doch nicht bloß in ihrem Ursprungslande Italien, sondern auch in Deutschland lange Zeit hindurch Theaterfreunde und Musikenthusiasten entzückt hat, steht auf einem ganz anderen Standpunkte. Es ist dies Rossini's „Italienerin in Algier". Rossini hat diese Oper bekanntlich 1813 für Venedig geschrieben, in demselben Jahre, in welchem sein „Tancred" entstanden war. Mit diesen beiden Opern hat er die ersten Stufen einer Berühmtheit beschritten, in welcher er lange Zeit hindurch keinen Rivalen neben sich gehabt hat.

Der unglaubliche Erfolg beider Opern stellte ihn sofort in seinem Vaterlande wie fast in ganz Europa auf den höchsten Platz unter den Opernkomponisten.

Der Inhalt des Buches der „Italienerin" hat ihm hierbei wenig Hilfe geleistet. Die dürftige, fast sinnlose Fabel hatte für ihn und für das Karnevalpublikum von Venedig nur den einen Werth, daß sie dem noch jugendlichen Komponisten Gelegenheit gegeben hat, für eine komische Oper jene übermüthig sprudelnde Musik zu schreiben, deren Glanzlichter er nur noch in seinem einige Jahre später komponirten „Barbier von Sevilla" zu überbieten vermocht hat.

Wenn dasselbe Stück ohne Musik in entsprechender Darstellung auf die Bühne gelangt wäre, dann würde man es höchstens als eine sehr mittelmäßige Posse haben betrachten können. Mit Rossini's Musik ist es ein Prachtwerk in seiner Art geworden, das noch heute seine anregende Wirkung nicht verfehlen würde, wenn es noch Sänger gäbe, die es singen könnten.

Diese fehlen aber mit wenigen Ausnahmen ganz.

Aus der italienischen Gesangsschule des vorigen Jahrhunderts war zu Rossini's Zeit vielleicht jene tiefe und höhere musikalische Bildung der Sänger und Sängerinnen, denen in Bezug auf die Ausschmückung und die Veränderung in den Reprisen ihrer Arien die größten Aufgaben gestellt werden durften, verloren gegangen. Aber die außerordentliche Technik und der Geschmack in der Kunst des Gesanges, beides war auf seiner vollen Höhe geblieben, hatte sich vielleicht mit der Erweiterung der Aufgaben der Oper gesteigert. Namen wie die Lablache's, Tamburini's, Rubini's, der Malibran, der Pasta, Grisi und so vieler anderer Künstler und Künstlerinnen ersten Ranges und, in unsere Zeit hineinragend, wie die von Henriette

Sontag und Sabine Heinefetter werden noch lange ihren Glanz behalten, wenn auch ihre Stimmen längst verklungen sind und ihre Gräber zerfallen sein mögen.

Wenn die Arien der italienischen Tonsetzer des vorigen Jahrhunderts, unter diesen auch die der deutschen Komponisten Händel, Graun, Hasse, Naumann, nur von Sängern und Sängerinnen von großer Bedeutung mit der ihnen gebührenden Wirkung gesungen werden konnten, so war es natürlich, daß die großen Opern dieser alten Meister, von denen manche auch jetzt noch nicht unterschätzt werden dürfen, wie hoch man ihren Werth in ihrer Zeit gestellt haben mag, mit dem Aufhören der Sängerschulen, auf denen ihre Stütze beruhte, verblassen und in Vergessenheit zurücksinken mußten. Auch die Sänger der Rossini'schen Oper haben aufgehört, die duftigen Blüthen, mit denen des vielbewunderten Meisters Werke überladen waren, auszustreuen. Aber ein gleiches Maß von Erlöschen des Glanzes ist für Rossini zunächst noch nicht zu erwarten, weil bei dem großen Erfolge seiner Opern doch noch andere Faktoren mitgewirkt haben als bei den alten Italienern und ihren deutschen Kunstgenossen, die eben ausschließlich für den Bravourgesang ihrer Zeit geschrieben hatten.

Denn die blendenden Klangwirkungen, welche in den Ensemblesätzen der Rossini'schen Oper zur Erscheinung kamen, waren für diese Musikgattung ein neues Element.

Nicht als ob das Ensemble in der Oper etwa von ihm erfunden worden wäre. Man hatte es seit Jahren gekannt, aber nicht in dieser sinnlich strahlenden Wirkung, welche in den mehrstimmigen Rossini'schen Sätzen fast berauschend wirkten.

Bei den Tonsetzern der vorhergehenden fünfundzwanzig bis dreißig Jahre war der Aufbau und die Abrundung der mehrstimmigen großen Tonsätze, insbesondere der Finales, bis zur Vollendung gediehen. Aber diese waren lediglich auf die dramatische Wirkung berechnet. Der geneigte Leser möge auf diese Bemerkungen hin die großen Ensembles aus „Figaro", „Don Juan", „Cosi fan tutte", dem „Unterbrochenen Opferfest" oder aus den schon oben besprochenen komischen Opern betrachten. Ich zweifle nicht, daß er mir beitreten wird, wenn er diese Stücke mit den Ensemble-[illegible] der Rossini'schen Oper vergleicht, welche an sich meistens [illegible] dramatischen, sondern nur rein musikalische Zwecke verfolgten.



für sicheres Zeugniß ab. Ich werde später für diese meine Ansicht weitere Nachweise aus andern Rossini'schen Opern („Gazza ladra", „Cenerentola", „Othello", „Semiramis") beibringen. An dieser Stelle will ich nur des wunderschönen Quartetts im ersten Finale des „Tancred" gedenken: „Ah, se giusto il ciel tu sei", welches bei einfachster Struktur in der Melodie wie in der Stimmwirkung noch jetzt dem Besten angehört, was die ältere Oper uns hinterlassen hat. Auch der „Tancred" Rossini's gehört nahezu der Vergessenheit an, und dies würde in viel größerem Maßstabe der Fall sein, wenn nicht diese Oper als eines der Hauptfundamente des Ruhmes ihres Meisters eine so bedeutend musikalisch-historische Stellung zu beanspruchen hätte, während man noch jetzt in ihr neben den dem fiorirten Gesange gewidmeten Glanzstellen den wahrhaft überwältigenden Reichthum der Melodien zu bewundern hätte, welche nicht bloß in der berühmten Arie: „Di tanti palpiti", sondern in einer sehr großen Reihe anderer Stücke der Oper wie funkelnde Juwelen aus ihrer Umgebung hervorragen.

Auch der „Italienerin" fehlt es an solchen hervortretenden Schönheiten nicht. Wollte man bei Rossini irgend einen besonderen Werth auf die Ouverture legen, so würde man von der zu dieser Oper komponirten sagen können, daß sie in merkwürdig bestimmter Weise die Zuhörer auf die lustige Entwickelung der ihr folgenden Handlung und des melodiös anmuthigen Charakters der Musik vorbereitet. Sie ist nicht viel besser als die meisten übrigen Rossinischen Ouverturen, aber sie paßt genau zu der Oper, es müßte denn sein, daß man mehr specifisch türkischen Orchesterlärm verlangen wollte. Aber eine ideal-türkische Instrumentaleinleitung, wie der geneigte Leser diese aus „Belmonte und Constanze" kennen wird, hätte Rossini ja doch nicht bieten können.

Das Duo zwischen Mustafa und Lindoro: „Könnt' ich diesen Schritt je wagen" ist in seiner Art ein Meisterstück jovial-charaktei ristischer Komik und steht dem prächtigen Terzett des zweiten Aktes: „Papataci! Was ich höre", völlig ebenbürtig zur Seite. In beiden Stücken ist eine Laune und Heiterkeit entwckelt, wie wenige komische-Opern der älteren und neueren Zeit diese zu überbieten vermögen, wobei freilich eine meisterhafte Volubilität der Sprache und eine vollendete Kunst des Gesanges vorhanden sein müssen, um diese Stücke in mustergiltiger Weise zur Geltung zu bringen. Ihnen

steht das Duett des ersten Aktes zwischen Isabella und Taddeo: „Kein Geschicke soll mich beugen", gleichberechtigt zur Seite. In allen diesen Gesängen herrschen jene spielende Anmuth und Grazie vor, die der komischen Oper Rossini's so gut zu Gesicht stehen.

Ueber diesen Stücken aber steht noch das Finale des ersten Aktes, welches in seiner breiten Anlage, in seinen lebhaft bewegten Formen, der perlenden und prickelnden Grazie seiner melodischen Entwickelung, seiner humoristischen Steigerung und in seinen Klangwirkungen von Rossini selbst kaum übertroffen, nur in dem Finale des ersten Aktes des „Barbier von Sevilla" erreicht worden ist.

Ich habe mit Absicht von den Arien der „Italienerin" nicht gesprochen, weil diese den sonstigen Rossini'schen Arien in so hohem Grade gleichen, wie dies bei Musikstücken desselben Meisters, welche im Wesentlichen immer nur denselben Zwecken dienen sollen, stets der Fall sein wird.

Diese Arien sind mit sehr geringen Ausnahmen nach derselben Schablone gearbeitet. Der melodische Reiz und die anmuthig pointirte, reichlich für die Fioritur angelegte Struktur derselben entbehrt mehr, als dies der Fall sein sollte, der Innerlichkeit und Tiefe. Aber ihre Grazie und Leichtigkeit kann überall, ihrer Erfolge sicher sein. Wo die vorstehend angedeuteten Eigenschaften sich mit dem Inhalte des Textes decken, da läßt ihr schillernder Glanz auch eine gewisse Charakteristik zu.

Ich verweise hierbei auf die bekannte Arie der Rosina im „Barbier": „Una voce poco fà", sowie auf die dieser sehr ähnlich gestaltete Arie der Ninetta in der „Gazza ladra": „Ach, mir schlägt das Herz vor Lust." Ein Meisterstück der schablonisirten Arie Rossini's findet sich in der Arie Lindoro's im ersten Akt der „Italienerin": „Armes Herz, trag deine Leiden", welche namentlich in dem reizenden Allegro eine Fülle von gesangsreicher Anmuth ohne tieferen Inhalt ausstrahlt und, von Jäger und seinem Nachfolger gesungen, enthusiastischen Beifall erregte.

In dieser Oper, nicht der ersten Rossini's, aber derjenigen, in der er zuerst sich auf seinen die spätere Zeit dominirenden Standpunkt gestellt hat, steht der Meister von Pesaro vollständig fertig vor seinem Publikum. Mag es sein, daß er in späteren Arbeiten, bis zur „Belagerung von Korinth", namentlich in den Arien breiter, in einzelnen Stücken seiner zahlreichen Opern ver-

ini — im Grunde sind diese fast durchweg desselben und derselben Anlage wie die vorbesprochenen, soweit sie e „Tancreds“, soweit sie ernsten Inhalts sind.

Theaterbesucher Berlins werden, was ich oben bemerkt gen, wenn sie sich des zündenden Eindrucks erinnern, den erin in Algier“ bei ihrem ersten Erscheinen auf der Königstadt gemacht hat. Die Darstellung war eine ge- ter- und musterhafte. Henriette Sontag (Isabella), Jäger Wächter (Mustafa) und Spitzeder (Taddeo) bildeten ein sten Ranges, aus welchem der entzückte Zuhörer ersehen Rossini gesungen und gespielt werden müsse. Aehnliches jetzigen Kaiserstadt an der Spree in der komischen und ich erinnere noch an die meisterhafte Darstellung von s „Weißer Dame“ und Auber's „Schnee“) dem Publi- wieder geboten worden, während zu gleicher Zeit die König- e Oper unter Spontini's Leitung der ernsten dramatischen n selten großartiger Weise gerecht wurde. Wo ist je wieder Art ein Opernpersonal zusammengefunden worden wie jener Zeitperiode, in welcher eine Milder, Schulz, Seidler, neben Bader und Blume die Opern von Gluck, Spon- Mozart darstellten, und wo sich diesen als Gäste eine er, Schröder-Devrient, Heinefetter und ein Wild hinzugesellen

Man glaube nicht, daß bei diesen Bemerkungen die Vorliebe gute alte Zeit über mich gekommen ist. Mögen später auch Kräfte ersten Ranges für sich und mit anderen an beiden en gewirkt haben, ein so vollständiges Personal für die beiden, edenen Aufgaben dienenden Bühnen ist nicht zum zweitenmal mengefunden worden.

Uebrigens habe ich die „Italienerin“ noch später in demselben ter mit großem Beifall aufführen sehen. Damals sang oiselle Vio, die spätere Gattin Spitzeders (soviel ich weiß, die ter der bekannten Adele Spitzeder), die Isabella, ein Herr er den Lindoro und Spitzeder mit seiner herrlichen Stimme mit seinem unverwüstlichen Humor den Taddeo. Die übrigen ste waren nicht ersten Ranges, aber doch sehr gute und das mit Chor und Orchester vorzüglich.

den komischen Opern Rossini's ist neben dem bis jetzt

nicht vergessenen „Barbier“, an welchem durch mittelmäßige und schlechte Aufführungen so viel gesündigt wird,*) vor allem dessen „Cenerentola“ zu nennen, welche vier Jahre jünger ist als die „Italienerin“, sechs Jahre jünger als Isouards „Cendrillon“ und von der der jetzigen Generation kaum noch etwas mehr bekannt sein dürfte als von dieser schönen Oper des französischen Tonsetzers.

Ich habe mich über den Charakter der Rossinischen Musik so ausführlich ausgesprochen, daß mir für diese besondere Oper nur noch wenig zu ergänzen bleibt. Auch über den Text (von Feretti) habe ich schon Andeutungen gemacht. In ihm ist von dem reizenden Mährchen nichts mehr übrig geblieben. Alles ist auf den Zuschnitt der komischen Oper zurecht gearbeitet, nicht ohne Glück, aber doch in einer Form, der der poetische Zauber nahezu ganz abgestreift ist.

Die Musik gehört dem Besten an, was Rossini überhaupt geschrieben hat. Sie ist bis auf einen gewissen Punkt vertiefter als die früheren Opern und enthält Stücke, wie der melodienreiche Meister deren sonst kaum geschaffen hat. Nicht als ob derselbe irgendwie seine Art zu schreiben geändert hätte. Was seine „Cenerentola“ bietet, ist durchweg derselbe Charakter, den wir aus der „Italienerin“ und aus dem „Barbier“ kennen. Aber der Humor und die feine Berechnung der Wirkungen, beides ist reifer, sicherer, treffender, in sich gedrungener als in den früheren Opern, wenn schon der „Barbier“, der übrigens viel leichter darstellbar ist, in sich mehr abgeschlossen sein mag.

Doch ist die Komik des Don Magnifico und des Dandini, so weit auch beide Figuren von einander verschieden sein mögen, eine hochvollendete, der Vater der Cenerentola giebt dem Doktor Bartolo nicht das geringste nach an sprühender Laune und lustiger Beweglichkeit, welche sich fast in jeder Nummer ausdrückt.

Das Duett zwischen ihm und Dandini im zweiten Akt ist ein Meisterstück an lebendigem Humor und glücklichen Einfällen, und das Sextett desselben Aktes dürfte in seiner Art kaum übertroffen sein. Mit Meisterhand zeichnet Rossini die Verwirrung

*) In Berlin haben in der Italienischen Oper des Viktoriatheaters vollendete Darstellungen des „Barbier“ stattgefunden, in denen die Artôt, Padilla und de Carion als letzte Ausläufer der Rossinischen Schule mitwirkten.

den Gemüthern der handelnden Personen, und in unvergleichlicher
eise drückt er diese in den lebhaftesten Formen seiner Melodik
d in den blendendsten Klangwirkungen aus. Es ist ein Stimmen-
flecht der feinsten Art, das sich dem Hörer hier darstellt, von
nderbarer Plastik übergossen, in vollendeter Form und in ge-
uester Kenntniß der Mittel wie der Wirkung.

Nicht ohne Interesse ist der Vergleich dieser Oper mit Isouards
benswürdiger „Cendrillon" in Bezug auf die Musik. Hier alles
ährchenhaft duftig, voll Adel, in den feinsten Seelenstimmungen
zeichnet, die sich insbesondere in den Parthien des Aschenbrödel,
s Prinzen und des Erziehers Alidor ausdrücken; dort in Rossinis
per alles voll von realistischer Komik, von feinen Gesangseffekten,
n Wohlklang und übersprudelndem Fioriturenglanz. Nichts ist
rschiedener als diese beiden Opern, welche denselben Gegenstand
rstellen, beide hochinteressant und von großem Werth, beide in
rer Zeit mit rauschendem Beifall gekrönt, beide auch jetzt als
Meisterwerke anerkannt und beide vergessen.

Mag man übrigens über Rossini und seine leichtfertige Art
schreiben urteilen, wie man will, man wird immer auch einem
roßen Theil der Opern, die vor dem „Tell" geschrieben sind,
hren besonderen Werth lassen und zugestehen müssen, daß deren
Komponist sich in ihnen weit über das Niveau der meisten Ton-
etzer erhebt, welche jetzt mit mehr Ansprüchen und geringerem
Rechte die Bühne beherrschen.

Wenn ich dies zunächst von den komischen Opern des Meisters
von Pesaro ausspreche, so möchte ich doch noch meine Reihe ver-
gessener Opern durch einige Schöpfungen Rossinis aus dem ernsten
Genre vervollständigen. Denn nicht wenige von diesen stehen auf
einer Höhe, die, auch wenn sie nicht mehr auf den Bühnen salon-
fähig sind, doch ihre Berechtigung hierfür nicht in Zweifel
ziehen läßt.

Ich wende mich zunächst zu der „Diebischen Elster", einer
Oper, die, unmittelbar nach der „Cenerentola" entstanden, lange
Zeit hindurch für seine beste Arbeit galt und sich unglaublichen
Beifalls zu erfreuen hatte.

Das Textbuch, in der deutschen Uebersetzung als „historisches
Schauspiel" bezeichnet, ist eigentlich sehr ernsten Charakters, wenn
auch die Ursache der Verwickelung, welche ein tugendhaftes Mädchen

8*

auf das Schaffot führt, als nichts weniger denn tragisch bezeichnet werden kann und sonst von irgend einer inneren Verwickelung nicht die Rede ist.

In dem Orte Italiens, in welchem die Handlung spielt, bestanden, wie es scheint, drakonische Gesetze, welche den kleinsten Hausdiebstahl mit dem Tode bestraften. Nun sucht der sündhafte Oberrichter, welchem Ninetta, eine Magd im Hause eines reichen Landmannes, nicht zu Willen sein wollte und die von dem Sohne ihres Herrn geliebt wird, sich an ihr zu rächen; und weil sie in den Verdacht kommt, Silber aus dem Hause, dem sie angehört, gestohlen zu haben, wird sie nicht bloß zum Tode verurtheilt, sondern auch soll dies Urtheil an ihr sofort vollstreckt werden. Noch gerade zu rechter Zeit entdeckt man, daß die gestohlenen Gegenstände: ein Löffel, eine Gabel und ein Geldstück, von einer Elster in ihr Nest getragen waren.

Mag diesem Vorgange vielleicht eine Thatsache zu Grunde gelegen haben, ein elenderes Motiv für eine Tragödie als dieses, wird kaum zu finden sein.

Nicht ohne Geschick ist im übrigen der Text zu einer komplicirten Handlung aufgebauscht.

Rossini hat im Ganzen diesen musikalisch so behandelt, daß man, wenige Scenen ausgenommen, nicht glauben würde, in einer tragischen Oper zu sein. Erst im zweiten Akt tritt dem erstaunten Zuschauer die schreckliche volle Wahrheit entgegen, die man, mindestens nach jetzigen Begriffen, nicht für möglich halten würde. Aus diesem Grunde schon würde diese Oper in heutiger Zeit nicht mehr bühnengemäß sein.

In der Musik findet sich der volle Meister ausgeprägt, wie ich ihn oben bereits zu charakterisiren versucht habe. Die mit besonderer Sorgfalt gearbeitete und sehr wohlklingende Ouverture, in der das berühmte Crescendo von großer Wirkung ist, wird noch hier und da in Concerten gespielt. Ich habe sie noch vor kurzer Zeit auf dem Markusplatz von Venedig gehört. Die Arien, Duette, Ensembles und große Finales in vollster Ausgiebigkeit und mit allen Vorzügen und Schwächen Rossini's wechseln mit einander in reichem Maße ab. An sich werden Arien wie die der Ninetta: „Ach, mir schlägt das Herz vor Lust", des Gianetto: „Komm, sieh, wie mit Verlangen", und des Podesta:

„Ja, mein Plan ist wohlgelungen" (im ersten Akt), geschulten Sängern von Geschmack und vollendeter Technik stets Gelegenheit zu vorzüglichen Kunstleistungen und dem Publikum das für diese Art von Gesang empfänglich ist, reichen Genuß bieten. Das große Terzett des ersten Aktes, in welchem Ninetta die wüsten Liebesanträge des Podesta zurückweist, ebenso das erste Finale erheben sich zu großer dramatischer Wirkung und dürfen als Muster Rossinischer Ensemblesätze betrachtet werden. Nicht weniger ist das Duo des zweiten Aktes: „Bedenke daß man morgen", in welchem — bei Rossini eine seltene Erscheinung — sich das erste Thema des Allegro der Ouverture in voller Ausdehnung wiederfindet, als ein hervortretendes Stück der Oper zu bezeichnen. Rossini hat überhaupt in diese Komposition alles niedergelegt, was er an Gesang in dem besten Sinne, wie er diesen verstand, und an Melodie geben konnte, und die Klangwirkungen der mehrstimmigen Sätze und der großen Massen stehen keiner der besten Leistungen des Meisters nach.

Und doch — für die Opernbühne in unserem heutigen Sinne paßt diese Oper nicht mehr, und sie würde selbst hierfür nicht passen, wenn es noch Sänger gäbe, die den Aufgaben, welche die Partien der Ninetta, des Gianetto, des Fernando und des Podesta stellen, gewachsen wären.

Wer Rossini's „Othello", eine Oper, die in demselben Jahre mit dem „Barbier" entstanden ist, richtig beurtheilen will, darf nicht in ihr deutsche Auffassung und deutsche Tiefe verlangen. Er darf an sie nicht den ästhetisch prüden Maßstab anlegen, der von Shakespeare's Geist und Gedanken erfüllt sein soll, der in den Tiefen der Seele wühlt, dagegen vor jedem Blüthenhauch schaudert, dessen die melodische Grazie des großen Tonsetzers sich eben nicht entschlagen konnte. Wer so rechnen will, wird und muß den „Othello" von vornherein verdammen. Ich nehme diese Oper, als aus Rossini's ganzem Wesen hervorgegangen, wie eine Thatsache hin. Es ist eine ernste Oper in italienischem Stil, auf den Gesang und auf Wohlklang berechnet. Ihr Charakter ist, wo er nicht durch Fiorituren und Gesangseffekte durchbrochen wird, ein heroischer. Er drängt zur Tragik; aber man wird von Rossini nicht verlangen, daß er darum der Melodie entsage. Schon in der ersten sehr bekannten Arie des Othello tritt dies deutlich hervor. Man vergleiche

diese mit der berühmten Arie Rodrigo's im zweiten Akt: „Othello, kannst du lieben", und man wird über den Unterschied beider Arien nicht im Zweifel sein. Man betrachte ferner das Duo zwischen Desdemona und Emilia: „O, laß mich Ruhe finden", und man wird anerkennen müssen, daß hier eine andere Sprache gesprochen wird als in den meisten Rossinischen Opern, insbesondere der zuletzt besprochenen „Diebischen Elster", die doch auch ein tragisches Drama war.

Freilich, Rossinis „Othello" will nicht allein von geschulten Kräften ersten Ranges gesungen, er will auch von solchen gespielt sein. Wer die Desdemona der Schröder-Devrient, der Sontag und der Heinefetter, wer den Othello von Bader oder von Wild gesehen hat, wird hierüber nicht zweifelhaft sein. Er wird aber auch wissen, daß es ein wunderliches Märchen ist, wenn man den Schwerpunkt dieser Musik in den dritten Akt verlegen will, dessen musikalische und dramatische Höhe ich vollkommen anerkenne. Nein, dieser Schwerpunkt liegt im zweiten Akt, in dem Duett mit Jago, in welchem sich bei den Worten Othello's: „Trotzend dem Schicksal" und „Gefärbt mit ihrem Blute" Gesang und Deklamation zu der denkbar höchsten Höhe emporheben; nicht weniger in dem Finale bei den Worten Desdemonas: „Kannst du dein Kind verstoßen?" Man wende mir nicht ein, daß hier nur die Kunst der Sänger jene fast unerreichten Triumphe gefeiert habe, die noch heute bei allen, die sie erlebt, unvergessen sind. Diese Glut der Leidenschaft, wenn auch in melodische Formen gekleidet, dieses wilde Aufblitzen dämonischen Feuers in Othello, die verzweifelnde Vernichtung Desdemonens zu den Füßen ihres Vaters liegen nicht allein in der Darstellung, sie liegen im Fleisch und Blut der Musik. Nicht jene großen Künstler, die ich nannte, haben jene beiden Rollen, um mich eines neueren, absolut falschen Ausdruckes zu bedienen „kreirt". Dies ist durch Rossini geschehen, freilich nicht in der Weise Meyerbeers oder Wagners, sondern in seiner Weise, ebenso wie der letztere seinen (überlangweiligen) Wotan, seine Brunhilde, seinen Siegfried und der erstere seine Fides, seinen Robert, Raoul und Johann von Leiden „kreirt" hat.

Wenn der dritte Akt des „Othello" mit der wunderbar stimmungsvollen Barcarole, der schönen Romanze und dem Gebete Desdemonens auf der Höhe des zweiten Aktes bleibt, so erkenne

) gern an, daß die Musik hier in besonderer Weise mitwirkt. ber es bedarf hier auch der leidenschaftlichen Accente nicht, die n zweiten Akt in so hohem Grade erfüllen. Diese treten erst ieder in ihre Rechte in dem Augenblick ein, in dem Othello, zum Lorde seines Weibes entschlossen, auf der Bühne erscheint, und erden in dem von Angst und wilder Wuth erfüllten Duett: Schleudre nach mir den Mordstahl" reichlich ausgenutzt. Die-iigen aber, die Rossinis Verdienst um diese Oper nur auf diesen kt beschränken möchten, mögen mir gestatten, daran zu erinnern, ß gerade in dieser überernsten Scene der Komponist sich nicht scheut hat, ein Motiv seines Orchesters der Arie des Basil: Die Verleumdung ist ein Lüftchen", fast genau, sogar in derselben onart zu entnehmen.

Ich bin weit davon entfernt, die Schwächen des „Othello" cht erkennen zu wollen; vor allem ist der Text erbärmlich; aber) meine, man müsse auch dem Vortrefflichen, was die Oper enthält, sbesondere der Ausdrucksfähigkeit der Musik gerecht werden. Wenn ese Oper zu den vergessenen gehört, so ist hierfür nicht der rund in ihrer Schwäche zu suchen, sondern vor allem in dem Langel an Künstlern, welche die beiden Hauptrollen, im Gesang nd im Spiel, in jenem großen Stil zu geben im Stande wären, ie das vor so vielen Jahren der Fall gewesen ist.

Das gleiche Urtheil möchte ich über Rossini's „Semiramis" usprechen, deren Text zwar nicht den höchsten Anforderungen ent-pricht, welche an ein dramatisches Meisterwerk gemacht werden önnen, der aber, aller Fehler und Schwächen ungeachtet, die ihm nhaften, der Musik eine breite tragische Grundlage und dem Kom-onisten Gelegenheit giebt, seine Kräfte in vollstem Maße zu ent-alten. — Merkwürdig genug ist es, daß Azema, die Prinzessin us Belus' Stamme, welche von drei Seiten umworben wird Idreuns, Assur, Arsaces), gar keine Rolle hat, sondern von vorn-erein aus der dramatischen Handlung ausscheidet. Der Dichter at offenbar durch sie der großen Rolle der Semiramis keine Kon-urrenz machen wollen, zumal er die zweite Frauenstimme im Arsaces ereits besetzt hatte. — Großartig und dramatisch in hohem Grade irksam ist die Situation im ersten Finale gezeichnet, in welchem Semiramis die Fürsten und Völker schwören läßt, ihrem Willen zu gehorchen und Arsaces als König und als ihren Gatten anzu-

erkennen. Ninus' Schatten ist es, der dem drohenden Aufruhr wehrt, indem er Sühne für den an ihm begangenen Mord fordert.

Nicht weniger große Züge finden sich in der ersten Scene des zweiten Aktes, in welcher Assur, der Mörder des Ninus, seiner Mitschuldigen, der Königin, gegenübertritt, die, von dem Gefühl ihrer Schuld niedergedrückt, plötzlich durch den dem Arsaces gebrachten Triumph ihren Stolz und ihre Würde dem Mörder gegenüber wiederfindet.

Niemals verständlich ist mir auf der Bühne die letzte Scene gewesen, in welcher am Grabe des Ninus Semiramis von Arsaces statt des Assur erstochen wird. Die scenische Einrichtung mag dies verschuldet haben.

„Semiramis“ hat in Venedig bei ihrer ersten Aufführung nicht gefallen. Besser ist es ihr in Wien und Paris ergangen. Rossini hat sich in ihr offenbar zu größerer dramatischer Höhe erhoben, als dies sonst bei ihm der Fall war, obschon er die Grundlagen, auf denen er seine früheren großen Erfolge errungen hatte, nicht verleugnet hat. In Deutschland hat diese Oper nur vorübergehend Aufnahme gefunden; Sabine Heinefetter und Henriette Sontag, jene auf der Königstädter Bühne, diese im Opernhause, haben die Hauptrolle mit großem Glanze dargestellt. Mit solchen Vertreterinnen würde die Oper auch jetzt noch dieselben Erfolge wie damals erreichen. Auch sie verdankt ihr Verschwinden von der Bühne zumeist dem Mangel an Künstlern, die der für Rossini nothwendigen Gesangsmethode und Technik mächtig sind.

Ueber die „Belagerung von Korinth“ desselben Meisters werde ich mit wenigen Worten hinweggehen, so sehr dieselbe Großartiges und fast unerwartet Schönes bietet. Rossini steht in ihr zum Theil noch auf dem altgewohnten Gebiet seiner Triumphe, zum Theil bereits mitten in dem Stil der neueren französischen großen Oper. Die Introduktion und fast der ganze letzte Akt mit der berühmten Fahnenweihe und dem Schlachtgesange der Griechen stehen in schneidendem Gegensatz zu der großen Mehrzahl der Solonummern, dürfen indeß als Musikstücke höchster Bedeutung bezeichnet werden.

Zu den vergessenen Opern Rossinis gehören ferner der „Turco in Italia“, „La Donna del Lago“, „Matilda di Chabran“, „Graf Ory“, „Corradino“, „Zelmira“, „Elisabetta“, „Moise“, „Armida“ und manche andere, der Zeit und der wechselnden Geschmacks- und Kunstrichtung verfallene Opern, deren Namen ich nur deshalb

nne, weil ihnen gegenüber die mit mehr Ausführlichkeit behan-
Opern desselben Meisters ihre höhere Bedeutung rechtfertigen.
h bin mit den letzten Besprechungen in das Kapitel der
ien ernsten Opern eingetreten, dem ich nunmehr einige
tungen widmen möchte.
i ihnen gehören vor vielen anderen auch, ich setze hinzu
alle Opern von Spontini, welche dermaleinst der berechtigte
er Bühne von Berlin waren, für die der große italienische
r sie zum Theil geschrieben, zum Theil neu bearbeitet hatte. Ich
i dieser Bemerkung sehr wohl, daß die „Vestalin" im Berlin
r einigen Jahren gegeben worden ist und daß die von Nie-
und Betz (Licinius und Cinna) gesungenen Rollen mit rau-
t und verdientem Beifall aufgenommen worden sind. Seit-
er ruht die Oper. Ich weiß auch, daß in jedem Jahre auf
i Bühne ein- oder zweimal „Fernand Cortez" aufgeführt
im Niemann Gelegenheit zu einer seiner meisterhaftesten
ungen zu geben. Ich könnte sogar noch weiter gehen und
erinnern, daß noch vor etwa drei Jahren „Olympia" in
er Erscheinung gegeben worden ist. Und dies veranlaßt
i die genannten drei Opern eines der größesten Opernkom-
unseres Jahrhunderts nur mit diesen wenigen Worten zu
t. Denn man könnte immerhin behaupten, daß sie noch
inz vergessen seien. Dagegen werde ich der Opern „Nur-
und „Alcidor" zu gedenken haben, während ich „Agnes
henstaufen" (1829), welche niemals auf der Berliner Bühne
misch, auf anderen Bühnen, svoiel ich weiß, nie gegeben ist, nur
anführen will, um zu zeigen, wie wenig Spontini der Mann
ist, sich gewisser orchestraler Mittel, welche jetzt in Opern
ingerer Bedeutung Anwendung finden, zu versichern, obschon
k seiner Zeitperiode ihm die heftigsten Vorwürfe über das Ueber-
er Instrumentaleffekte und des Orchesterlärms gemacht hat.
as Finale des zweiten Aktes dieser Oper spielt im Innern
losterkirche zu Mainz. Die Katastrophe der Oper führt
dem Konflikt zwischen der Macht des deutschen Kaisers und
en seinen Willen stattfindenden Verbindung seiner Nichte

Vergl. über Niemann die Bemerkungen der „Modernen Oper"
u. f.) von Hanslick.

[illegible] Der [illegible]
[illegible] überfüll[illegible]
[illegible] kommen [illegible] Die K[illegible]
[illegible] von
[illegible] Bestimmungen der [illegible]
[illegible]

Menschen eigentlich gar nicht vorkommen; denn selbst die ein=
Menschen, Alcidor, Oriane und Selaide, sind von der Geister=
nd dem Geisterwahn so angekränkelt, daß sie unmöglich den
nisten zu rein menschlichem Empfinden anregen konnten. Und
at er hierin das denkbar Mögliche geleistet.

Man hat über diese Musik beim Erscheinen der Oper die
prechendsten Urtheile gefällt. Insbesondere war es der rau=
Instrumentenlärm, der viel von sich reden machte. Gestimmte
sse, die im Takt geschlagen wurden, ein heroischer Chor von
rn, die nach der Musik mit gewaltigem Geräusch gegen die
n Schilde schlugen, eine goldene, quer über die Bühne laufende
r, die sich plötzlich in ein Heer von geharnischten Kriegern
ndelte, alles das wurde von den zahlreichen (und ich füge
h hinzu: ungerechten) Feinden Spontinis zu den heftigsten
gen gegen ihn benutzt. Dazu die ungewohnte Pracht der Aus=
ng! Ich erinnere mich des geradezu mährchenhaften Zaubers,
lchem am Schlusse des zweiten Aktes Selaide und Oriane,
eiden Heldinnen der Oper, von Genien durch die Luft ent=
werden, während der Beherrscher der Sylphen, Almovar, sich
falls in die Höhe erhebt und Alcidor in ungleichem Kampfe
die auf ihn mit flammenden Lanzen eindringenden Geister
menbricht. Ich entsinne mich kaum einer ähnlichen dekorativen
t auf irgend einer Bühne begegnet zu sein.

Alles dies aber überbietet die Aufnahmefähigkeit der Natur
einem gewissen Grade. Zelter, der sich durch seine barocken
ile über das Beste, was die damalige Zeit zu bieten ver=
, ausgezeichnet hat, schrieb (1825) über „Alcidor" an Göthe:*)

*) Teichmann's literarischer Nachlaß S. 154. Zelter war vierzehn
früher (1811) in seinem Urtheil über die „Vestalin" wenig günstig ge=
(ibid. S. 98.) Damals schrieb er an Göthe: „Endlich habe ich die
ekrönte Oper gesehen und gehört. Damit ist es ein rechter Weltspaß,
ie Herren des Konservatoriums zu Paris, welche nicht einig werden
, welchem von zwei tüchtigen Leuten sie den Preis geben sollten, weil
ntlich gar keine Kriterien kennen und ihr ganzes Treiben auf Vogel=
i richten, haben sehen müssen, daß der Kaiser sich in die Sache mischte
en Preis einem jungen Künstler zuerkannte, aus dem (wenn er über
bzwanzig Jahre alt ist) niemals was Ordentliches werden wird. Das
ist für eine Oper locker genug und hat Raum für Musik. Dies hat
rr Spontini denn auch so benutzt, daß er wie ein Knabe, dem zum

„Die Musik ist eine erstaunliche Arbeit; man müßte schon ein rechter Musikus sein, um es bewundernd zu schätzen. Es ist ein Chaos von den rarsten Effekten, die sich untereinander aufrauben wollen und übermäßigen Fleiß des Komponisten voraussetzen. Es steckt eine zehnjährige Arbeit in dem Werke, und ich könnte mich zerreißen und dergleichen nicht hervorbringen."

In der That ist die Arbeit, welche Spontini in diese Partitur gelegt hat, eine wahrhaft riesige. Welch ein Uebermaß von Instrumenten, die fast ununterbrochen in Thätigkeit sind! Welch eine Fluth dynamischer Vorschriften! — Und doch, welche Fülle herrlicher Tonstücke, welch ein großartig heroischer Zug, der das Ganze durchweht! Welch ein Feuer in der Auffassung und der Durchführung im Einzelgesange wie in den stark bewegten Chormassen, soweit der Text irgend fähig war, den Tonsetzer mit Begeisterung zu erfüllen!

Spontini hatte bei seiner Musik freilich stets darauf gerechnet, daß sie durch ihn selbst einstudirt und geleitet werden müsse. Denn ungeachtet seiner übermäßig starken Instrumentirung blieb das Orchester mit den Stimmen stets im Gleichgewicht, sein Piano war von der äußersten Zartheit, sein Crescendo und Decrescendo von bewundernswerther Abrundung und Schönheit, wie er überhaupt als Operndirigent vielleicht unerreicht geblieben ist.

Einzelnes aus dieser Oper möchte ich nicht hervorheben, da sie kaum anders als im großen und ganzen beurtheilt werden kann. Nur der prachtvollen Märsche und der reizenden Balletmusik möchte ich Erwähnung thun, in welchen der Komponist jene volle Kraft der Erfindung bewährt hat, wie diese in den früheren großen Opern seiner Blüthezeit bewundert worden ist.

Die Oper „Alcidor" wird eine vergessene Oper bleiben. Und doch bildet sie ein glänzendes Glied in der Kette der großen Opern Spontinis, von der „Vestalin" bis zu „Agnes von Hohenstaufen". Ihr zunächst war die aus einem Festspiel („Lalla Rookh") entstandene Oper „Nurmahal" voraufgegangen (1821). Als Zauberoper nicht weniger für dekorative Pracht geeignet wie „Alcidor",

---

erstenmal die Hände aus dem Wickelbande losgelassen werden, überall mit beiden Fäusten so gewaltig dreinplatscht, daß einem die Stücke um die Ohren fliegen.

ar der Text doch, obschon vorwiegend lyrischen Inhalts, einfacher
estaltet. In ihm handeln die Menschen als solche mit ihren rein
nenschlichen Gefühlen und Leidenschaften. Das Geisterreich tritt
ur helfend und tröstend hinzu. Die dramatischen Accente der
Handlung sind natürlich begründet und scharf ausgeprägt, wenn sie
gleich sich in dem Meer von Festgepränge und strahlender Pracht=
effekte, welche die wesentliche Grundlage der Oper bilden, fast ver=
lieren. Immerhin bieten sie der Musik die nothwendigen Gegen=
sätze zu der überfluthenden Lyrik des Stoffes und dessen tanzartigen
Elementen. Wie die Spontinischen Ouverturen überhaupt in meister=
hafter Weise den Zuhörer in den Charakter der folgenden Handlung
einführen (und für mich stehen die Ouverturen zur „Vestalin", zu
„Cortez" und „Olympia" in Form und Inhalt mit auf der
höchsten Stufe und dürfen sich vollberechtigt denen von Mozart,
Gluck und Weber an die Seite stellen), so ist insbesondere auch
die Ouverture zu „Nurmahal" ein Meisterwerk charakteristischen
und glanzvollen Lebens und feuriger Pracht. Sie strahlt in ihren
energischen Rhythmen und in den dazwischen geworfenen spielenden
Melodien, sowie in den duftig=zarten, durch die Harfe gehobenen,
das Feenreich andeutenden sanften Gängen den Inhalt der Oper
nach allen Seiten hinaus und ist, so lange „Nurmahal" unter
Spontinis eigener Leitung gegeben wurde (später habe ich die Oper
nicht wieder gesehen), stets mit dem rauschendsten Beifall begleitet
worden.

In der Oper selbst, welche mit dem Aufgang der Sonne am
Tage des Rosenfestes beginnt (die Gegner und Feinde Spontinis
machten ihm damals heftige Vorwürfe über die unerhörte Pracht
der Ausstattung, insbesondere über die aufgehende Sonne, die an=
geblich 10 000 Thaler gekostet haben sollte), ist die Musik von
großartiger Pracht und streng im orientalischen Charakter gehalten.
Sogleich die Einleitung mit ihrem melodisch lebendigen Schwunge,
die Arien und Duette des ersten Aktes, der feurige und glänzende
Marsch mit Chor: „Triumph dem Monarchen, dem hohen", das
prächtige Lied der Zelia: „Ihm töne Dank!" in seinem stolzen
Triumphgesange, vor allem aber das große Finale des ersten Aktes
zeigen Spontini auf der vollen Höhe dramatischer Kunst.

Der Anfang des Finale: „Den Frevler schafft zur Stelle",
zeigt in den kurzen, wild dahinbrausenden Triolenfiguren den auf=

Pracht strahlendes Mährchen vorbeirauschende Scene schließt
em wie von duftigen Blüthen schimmernden Gesange der
ıgenien, welche Versöhnung und Glück künden.
lles in dieser Oper ist groß, voll von feurigem Leben und
ıelodischem Fluß. Insbesondere möchte ich der Recitative
n, deren deklamatorische Energie für Spontinis Schöpfungen
ıend ist.
Nurmahal" ist eine Festoper im eigentlichsten Sinne des
s. Mit dürftigen scenischen Mitteln kann man sie so wenig
len wie mit Kräften geringerer Art. Doch würde sie in
Beise, wie sie von ihrem Schöpfer ins Leben gerufen und wie
nals dargestellt worden ist, immer ihres Erfolges sicher, eine
nde Zierde jeder Bühne sein.
Es wird mir schwer, von Spontini zu scheiden, ohne der
leichlichen Darstellerinnen seiner „Vestalin" zu gedenken, die
letzten Jahren des Glanzes der Berliner Oper die Rolle
ılia gegeben haben: der Schechner und der Schröder-Devrient.
selten hat eine Künstlerin mit rührenderem Zauber der
ne wie des Ausdrucks auf der Bühne gewirkt als Nanette
ner. Die gewaltige Größe des zweiten Aktes der „Vestalin",
em Höhepunkt auf den mit dem Gefühl opfervoller Hin-
, aber auch des Triumphes herausgeschleuderten Worten:
st frei!" wurde durch ihre Darstellung zu riesigen Dimen-
erweitert. Dasselbe war bei der im Spiel wie im Gesang
em Feuer und Glanz der Darstellung unübertroffenen Schröder-
nt der Fall; ihre plastischen Bewegungen und der seelische
uck ihrer Züge in der Scene des ersten Aktes, als Julia
Licinius vor dem versammelten römischen Senat, Volk und
den goldenen Lorbeerkranz reicht, wird niemand, der sie ge-
vergessen können. Sie hatte ihresgleichen nur in jener rüh-
Todtenklage, in der Iphigenia am Schluß des zweiten Aktes
luckschen Oper dem Schatten des Orest geweihte Opfer bringt.
Ich werde über beide Künstlerinnen bei anderer Gelegenheit
inmal sprechen dürfen. Hier habe ich ihrer gedacht, um zu
wie weise die Theaterdirektionen sind, welche Opern wie die
lin", „Cortez", „Olympia", „Nurmahal", nicht ohne ent-
nde Kräfte ersten Ranges aufführen lassen. Unter den augen-
in Deutschland befindlichen Sängern und Sängerinnen

würden sich die Darsteller (Frau Vogl, Frau Materna,* Niemann, Vogl, Scaria) wohl finden lassen. Aber sie sind verstreut und kaum gewohnt, etwas anderes als Wagner zu singen.

Dieselbe Bemerkung würde ich der Besprechung einer Oper voranschicken können, welche unzweifelhaft den edelsten Schöpfungen der dramatischen Musik angehört, sich weit über das Niveau dessen erhebt, was die vergangene Zeit und auch die letzte Opernperiode für das musikalische Drama geschaffen haben, und welche dennoch vergessen worden ist. Es ist dies Cherubini's wundervolle „Medea". Der Schöpfer dieses herrlichen Tonwerkes ist der lebenden Generation vorzugsweise als der Komponist des „Wasserträger" bekannt. Aeltere Musikfreunde erinnern sich vielleicht noch der durch Spontini beförderten Aufführung der „Abencerragen" im Opernhause zu Berlin, vielleicht auch der in den Tagen des Verfalls der Königstädtischen Oper dort aufgeführten „Zwei Nächte". Die schönen Opern „Lodoiska" und „Faniska" sind, der prächtigen Musik ungeachtet, längst verschollen. Auch über Cherubinis „Medea" ist die Tonwelt bereit, zur Tagesordnung überzugehen.

Wenn Spontini der Schöpfer der Pracht und des Glanzes in der großen Oper war und wenn selbst durch den Zauber seiner Mährchenwelt das heroische Element hindurchklingt, so erscheint sein Zeitgenosse und Landsmann als der Darsteller tiefer psychologischer Entwickelung im Gewande der Töne, voll von ernstestem Streben. Von ihm aus führt keine Brücke zu jenem, noch weniger zu seinem anderen Zeitgenossen Rossini. Der einzige Meister, dem er nahe verwandt war, ist Beethoven, der, gleichfalls aus seiner innersten Seele heraus mit scharfem Blick in das Gewebe der menschlichen Natur eindringend, ohne Rücksicht auf die Außenseite und deren Reize seine Gebilde geschaffen hat.

Cherubini's „Medea" ist von dem ersten Tone der Ouverture bis zu dem letzten Schlußtakt eine Tragödie im eigentlichsten Sinne des Wortes. Alles in ihr ist von großen Leidenschaften und Empfindungen getragen, und die Musik stellt diese in jenem heroisch-pathetischen Stile dar, den die klassische Periode der Musik, Gluck an ihrer Spitze, mit so sicheren Farben zu zeichnen wußte. Alles, was bloß auf sinnlichen Reiz, auf nervöse Aufregung, auf augen-

*) Frau Reicher-Kindermann ist leider heimgegangen.

blickliche Glanzwirkungen berechnet hätte erscheinen können, ist, man könnte sagen, mit Absichtlichkeit vermieden. Die antike Größe mit ihrer verzehrenden Wildheit und Gluth durchweht das ganze Werk, nur von den reinen Gegensätzen unterbrochen, welche die menschliche Liebe und die Scheu vor den Göttern herbeiführen.

„Medea" ist keine bloße Schicksalstragödie. Die eigene Schuld, die in der Ueberlieferung des goldenen Vließes an Jason wurzelt, nicht weniger die Treulosigkeit dieses ihres Gatten sind die tief eingreifenden Hebel der Handlung. Der Text von Etienne Fransery (1745 bis 1810) gehört ohne Zweifel dem Besten an, was die älteren Operndichter Frankreichs geschaffen haben.

Man sieht in der Hauptperson des Stückes, dieser düsteren, von mystischem Zauber getragenen Gestalt, alle die Seele bis auf das Tiefste aufregenden Kräfte walten, welche den Menschen zu jenen äußersten Entschlüssen treiben, die das moderne Sittengesetz als Verbrechen bezeichnet und die in der althellenischen Ethik als eine Pflicht der Nothwehr und berechtigter Rache sich darstellen. Der Stolz des beleidigten Weibes kämpft auf dem Hintergrunde einer wildbewegten, durch blutige Thaten verdüsterten Vergangenheit mit den Gefühlen halberloschener Zärtlichkeit und mit der reinen Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Alles ringt in ihr gegen die bösen Gewalten, bis die weichere Seelenstimmung erliegt und der gräßliche Entschluß reif wird, an dem schuldigen Gatten durch den Mord seiner Kinder und der neuen Gattin Rache zu üben. Der ganze Kreislauf des psychischen Leidens bis zu dieser äußersten That wird vor dem Zuschauer aufgerollt, nicht weniger Jason's treulose Vermessenheit und seine Entfremdung von dem Weibe, das ihm in Kolchis den Sieg verschafft hatte. Dies die Motive, die eine von wilder Gluth entflammte Seele über die Grenzen des gewöhnlichen Kreises menschlicher Empfindungen fortreißen mußten.

Alles findet in Cherubini's Komposition prägnanten Ausdruck. Die Arie der Medea (f-dur): „Sieh die Mutter in mir", in deren reinem melodischen Fluß sich noch die sanfteren Gefühle der Liebe und Hoffnung abspiegeln und den nur das mit Heftigkeit dazwischen geworfene Wort „Barbar!" unterbricht, mit welchem auch das Stück (an den Schluß des ersten Aktes im „Fidelio": „Der Verräther!" erinnernd) endet, ferner das in tiefster Tragik sich auf-

rollende Duett (e-moll) zwischen Medea und Jason: „Ihr droht mir umsonst", mit dem düsteren Zwischensatz: „Hätt' ich nie dich gesehn!" zwischen der ruhelos fortstürmenden leidenschaftlichen Erregung des Orchesters, beide Stücke sind Meisterwerke der Charakteristik. In ihnen spiegelt sich die ganze furchtbare Tragik der Oper ab. Nicht weniger groß aber ist die Scene im zweiten Akt zwischen Kreon und Medea, in welcher diese dem König die verhängnißvolle Erlaubniß abringt, noch einen Tag in Korinth verbleiben zu dürfen. Die zu der Deklamation und der Melodie leidenschaftlich bewegte Modulation des Orchesters und dessen charakteristische Figuren sprechen deutlich, was die über finsteren Plänen brütende Fürstin tief in sich verschließt.

Endlich als im dritten Akt sich der blutige Strom der Rache in dem Doppelmorde ihrer Kinder und der verhaßten Glauce Luft macht, thürmt sich die wildbrausende, ruhelos bewegte Leidenschaft zu flammender Höhe empor, der die erschütterte Seele des Zuschauers nur mit Beben zu folgen vermag. Meisterhaft ist die Instrumentaleinleitung zu diesem Akt. Wie eine wilde, von nackten Felsmassen und schaurigen Abgründen umstarrte Gebirgslandschaft, durch deren dunkle Schatten kein Sonnenstrahl dringt und über welcher der Himmel nur in schweren, von röthlichen Blitzen durchzuckten Gewitterwolken herabhängt, solch ein Bild ist es, das die Musik Cherubinis hier entrollt.

Wie groß, klar und edel zeichnet sich diesem düsteren Schlußbilde gegenüber das Ensemble im ersten Akt (f-dur) ab mit dem Eingangssatze Kreons: „Waltende Mächte, gnädige Götter!" Wie ein marmornes Götterbild auf dem leuchtenden Grunde des tiefblauen Himmels von Griechenland steht dieser große Satz da, mit der einfachen und edlen Wirkung seiner Massen gleich einem Triumphgesange ertönend.

Um ein Werk wie das vorliegende ganz würdigen zu können, würde es eigentlich einer vollständigen Analyse desselben bedürfen. Indem ich mich auf dasjenige, was ich hervorgehoben habe, beschränke, will ich nur noch einmal der Ouverturen gedenken, welche den drei verschiedenen Akten voraufgesetzt sind und die mit Meisterschaft in die tiefernste Stimmung versetzen, welche die Handlung in Anspruch nimmt. Von diesen Orchesterstücken kommt die große Ouverture zum ersten Akt noch jetzt neben den Ouverturen zu

„Faniska", „Lodoiska", „Demofon", „Anakreon", dem „Wasserträger" und den „Abenceragen" hier und da in Konzertprogrammen vor. Es ist dies das einzige, was von der „Medea" Cherubinis im Publikum übriggeblieben ist.

Dieser große Tonmeister hatte die Massenwirkungen noch nicht gekannt, die in dem Orchester der modernen Oper, zunächst von Spontini eingeführt, wirksam sind. Von den Blechinstrumenten wendet er nur die Hörner, Trompeten und eine Posaune, letztere mit großer Mäßigung, an. Die eigentliche Bewegung ist bei ihm, wie in der klassischen Oper überhaupt, in das Streichquartett verlegt, das in einer höchst charakteristischen, fast nie ruhenden Bewegung fortgeführt ist. Man wäre versucht zu glauben, daß Richard Wagner diese Oper gar nicht gekannt habe, als er in seiner Schrift „Oper und Drama" (S. 198) durch die kühne Behauptung: „In ihrer Einsamkeit hat die Musik sich ein Organ gebildet, welches des unermeßlichsten Ausdrucks fähig ist, und dies ist das Orchester. Die Tonsprache Beethovens durch das Orchester in das Drama eingeführt, ist ein ganz neues Moment für das dramatische Kunstwerk", die der Welt etwas Neues zu verkünden meinte, während doch die „Medea" in ihrem ganzen Zusammenhang nicht weniger als die klassische Oper überhaupt gerade auf der richtigen Benutzung des Orchesters beruht. Freilich ist bei ihr der Gesang noch immer die Hauptsache, und das Wort und die Menschenstimme sind noch nicht so weit herabgesetzt, um zur Folie der unendlichen Melodie erniedrigt zu werden, die im Orchester zwar keineswegs die Tonsprache Beethovens darstellt, wohl aber Gesang und Melodie ertödtet.

Die Aufführung der „Medea" erfordert für die Hauptrolle eine überragende Persönlichkeit, wie Berlin diese seiner Zeit zuerst in der Sängerin Schick (1800), dann in der Milder besessen hat. Die Oper ist im Jahre 1797 entstanden, und es verlautet nichts von großen Triumphen, welche sie auf einem Siegeszuge durch Europa begleitet hätten. Sie war auf die Verbindung der einzelnen Nummern untereinander durch Dialog berechnet, wäre daher von vornherein von der großen Oper zu Paris ausgeschlossen gewesen, wenn Cherubini überhaupt für diese gearbeitet hätte. Franz Lachner hat sich das große Verdienst erworben, den verbindenden

zu Hilfe kommen muß, um die dramatische Handlung fortzuschieben, von ziemlich seichter Oberflächlichkeit.

Faust hat mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, in welchem er sich merkwürdigerweise verpflichten mußte, nicht zu heirathen. Dies trennt ihn von Röschen, einem schönen Bürgermädchen, das er, wie er selbst sagt, wahrhaft liebt und die ihm in Begleitung ihres eigentlichen Bräutigams, einer Art von Brackenburg, überall hin folgt.

Faust will die Menschheit, die Armuth, das Elend mit den Mitteln der Hölle an dieser rächen, verliebt sich bei einem solchen Racheakt, indem er den wilden Ritter Gulf dem Satan überliefert und dessen Burg zerstört, in Kunigunde, die er von jenem befreit hat. Ein Zaubertrank, der ihm bei dem Hexensabbath auf dem Blocksberge gereicht wird, führt Kunigunde noch während des Festes ihrer Hochzeit mit dem von ihr heißgeliebten Grafen Hugo in Fausts Arme. Hugo will sich dies begreiflicherweise nicht gefallen lassen und wird von seinem Gegner erstochen. Dieser und Kunigunde, welche die Nacht in seinen Armen zugebracht hat, werden von einem gewissen Gefühl der Reue und des Ueberdrusses, das man im gewöhnlichen Leben Katzenjammer zu nennen pflegt, gequält. Faust, von der Rache des noch eben geliebten Weibes verfolgt, durch den Tod Röschens, die seine Untreue erfahren und sich in den Strom gestürzt hat (einen Strom, der bei Aachen, wo sich dies alles begiebt, nicht vorbeifließt), von den Gerichten als Mörder bedroht, von allen verlassen, will sich das Leben nehmen. Mephisto, der ihn hieran hindert, giebt sich als Teufel zu erkennen, erklärt Fausts Vertrag mit ihm als abgelaufen und stürzt ihn in das höllische Feuer.

Man wird leicht ersehen, daß in dieser Oper wohl einige Scenen vorkommen können, die ein vorübergehendes Interesse zu erregen vermögen, daß aber ein sich an die Faustsage anknüpfender tieferer Inhalt nicht vorhanden ist und daß insbesondere eine tragische Verwickelung ganz fehlt. Faust läßt es in seinem Kampfe gegen die Hölle lediglich bei einigen flachen Redensarten bewenden, ist ein ordinärer Libertin und zeigt nicht die geringste innere Größe und dramatische Kraft. In der Wahl zwischen Kunigunde und Röschen schwankt er hin und her, obschon er die letztere aufgiebt, sobald Mephisto für den Fall der etwaigen Heirath mit dieser seinen Ver-

trag für erloschen erklärt, während sie selbst eine Vereinigung mit Faust nur für möglich hält:

Wenn sie des Priesters Hand
Segnend verband.

Dieses Röschen, von dem süßesten Zauber umflossen, den die Tonwelt bieten kann, gelangt nicht über eine Reihe von Klagen und sentimentalen Betrachtungen hinaus; alle anderen Personen, auch Graf Hugo und Kunigunde sind leblose Theaterfiguren, und Mephisto ist der gemeine Teufel, der in Faust nicht die hochfliegende, dem Edelsten und Höchsten zugewandte Seele, sondern nur den einzelnen erbärmlichen Menschen für die Hölle erwerben will.

Spohr hat das ursprüngliche Textbuch mit Recitativen versehen und dadurch den „Faust“ zu einer sogenannten großen Oper umgeschaffen. Ich selbst habe diese nur mit dem ursprünglichen Dialog gesehen, der herzlich schlecht war. Aber auch die Recitative sind von einer Nüchternheit und so ohne jede Spur von Poesie, daß man es bewundern muß, wie ein Tonsetzer von der Bedeutung Spohrs für sie die Töne hat finden können! — Und wie sehr hat er diese gefunden, zumal in der Scene des zweiten Aktes vor dem Dome, in welcher das Recitativ überaus glücklich mit dem in der Kirche gesungenen Choral und dem Arioso Röschens in Verbindung gebracht ist; und weiter im dritten Akt, in dessen Anfang sich die begleiteten Recitative Mephistos und Fausts zur vollsten Höhe der Tragik erheben.

„Faust“ ist über fast alle deutschen Bühnen von einiger Bedeutung gegangen und auch in London und Paris zur Aufführung gelangt.

Von allem, was Spohr geschaffen, selbst über seine „Jessonda“ hinaus, so hoch diese stehen mag, ist „Faust“ weitaus seine bedeutendste Schöpfung. Tiefe der Auffassung, ernste Arbeit, Schönheit der Melodien, eine Fülle harmonischen und instrumentalen Glanzes zeigen sich auf jedem Blatte der Partitur. Sogleich die Ouverture mit ihren wild rollenden Passagen, die man nach neuerer Bezeichnung und in Verbindung mit der Arie Fausts im zweiten Akt und dem Recitativ desselben im dritten Akt als Faust-Motiv bezeichnen könnte, die theils klagenden, theils in unruhigen Accordfolgen dazwischen geworfenen, das tragische Schicksal Röschens andeutenden, melodischen Wendungen, in welche wie ein Warnungs-

... Largo e grave mit seiner fugenartig kurzen,
... hineintönt, bald durchbrochen von den Ein=
... diesen in erregtem Sturme dem Ende zu=
... Meisterwerk charakteristischer wie thematischer
... Zerrissenheit der Seelenstimmungen aufrollend,
... Drama erfüllen.*)

... deren die Oper eine ziemliche Anzahl ent=
... Höhe der Gesammtheit des Werkes, ungeachtet
... Schönheiten und eines gewissen Glanzes, der sie
... sich unter ihnen auch hochbedeutende Stücke.
... ich die feurige Arie Hugos: „Ja, hoffe,
... wirkungsvollen Chor und den überaus
... reichbeglückte Stunde!" Ferner das vom
... Melodie getragene Arioso Röschens: „Dürft
... !" vor allem die Mephisto=Arie im dritten
... Wuthverlangen" mit ihren in wildem
... den harmonischen Tonmassen.

... ien hat Spohr ein nicht geringes Maaß
... ert, ohne darin besonders glücklich gewesen
... hier leicht die Hand des Instrumental=
... igkeiten häufte, ohne dabei dem Gesange
... hinreichend gerecht zu werden.

... önheit sind die Ensemblesätze der Oper.
... Anfange: „Fort, die Hölle trennt auf
... e eindringenden Bürger, an ihrer Spitze
... Zauberbanne Fausts entreißen wollen, mit den
... chromatischen Passagen und den kurzen ener=
... ist meisterhaft dramatisirt.

... hebt sich das Terzett im ersten Akt: „Ich kann
... ner unruhig=angstvollen Bewegung, dem schönen
... Oboe und Klarinette, mit dem reizenden Mittel=
... dich, ich hab dich wieder!" und der wunderbaren

... wie Mendel (Operntextbibliothek Nr. 67)
... nicht charakteristisch im Sinne des nach=
... in der Stimmung gehalten sei, daß sie
... chen wie dieser sogenannten großen Oper
... gentheil dieser Auffassung glaube ich darin

thematischen Verarbeitung des mit Mephistos Erscheinen eintretenden charakteristischen Motivs — ein Stück, welches noch dadurch bemerkenswerth ist, daß die drei mitwirkenden Stimmen nicht zusammentreten, sondern in der Weise Richard Wagners nur in Form des Dialogs singen. Und in wie schön geformter Weise, in wie echt musikalischer Vollendung hat Spohr hier dem Zukunftsdrama vorgegriffen!

Aus dem Finale des ersten Aktes, in welchem die Burg des Räubers Gulf zerstört und Kunigunde befreit wird, heben sich mit besonderem Glanze aus den Chormassen und dem über diesen schwebenden Liebesgesange Hugos und seiner Geliebten die scharf gegliederten Accente Fausts: „In den Himmel ihrer Augen" und die ihm in veränderter Tonart antwortende Stimme Mephistos: „Angefacht ist das Verlangen" ab.

Im zweiten Akte ist es besonders die dichterisch ganz verfehlte, musikalisch hochbedeutende Blocksbergscene, welche mit ihrer von düsterem Grauen erfüllten Einleitung, dann in dem Irrlichterglanz einer in lebendigster Originalität hin- und hertanzenden Melodie mit dem einstimmig gesetzten Chorgesang der Hexen wie ein geisterhaftes Feuer umherflackert, bis die Scene mit dem Erscheinen Fausts und Mephistos einen ernsteren Gang gewinnt. Düster und dämonisch ist die Beschwörung der Hexe, welche den Zaubertrank bringt. Das hier aus der Einleitung herüberklingende leise Tremolo der Streichinstrumente mit den auffsteigenden Bässen bei dem Erscheinen der Sycorax ist von gespenstischer Wirkung und wiederholt sich in bezeichnender Weise in dem Augenblick, in welchem Kunigunde während des Tanzes mit Faust an ihrem Hochzeitsfeste von dem verderblichen Zauber berührt wird, der aus diesem Tranke auf sie überströmt. Ueberaus reizvoll ist der Chor der Hexen, die, als Faust den Zauberbecher geleert hat, ihn, von wildem Liebestaumel erfaßt, umstürmen.

Aus der Ueberfülle eines Schatzes von herrlichen Melodien, die in der Oper verschwenderisch ausgestreut sind, ragt ferner mit besonderem Glanze die berühmte Polonaise im Finale des zweiten Aktes hervor, welche sich mit siegender Gewalt über den unglaublich elenden Text erhebt, den der zu dieser Scene gedichtete Dialog enthält.

Die eigentliche Größe der ganzen Oper finde ich aber im

...tte konzentrirt, in welchem alles von tragischer Größe
...en. Ueber die Arie Mephistos habe ich bereits oben ge-
... Außer ihr und einem großen Recitativ Fausts besteht
... Akt nur aus dem in großartigsten Dimensionen aufge-
...finale. Hier gewinnt selbst die Dichtung eine gewisse
...ung, indem sie Faust, von Gewissensbissen und Reue erfüllt,
... Seinigen verlassen, durch Röschens von ihm verschuldetes
...sal getroffen, die Nichtigkeit seines Strebens und seiner
...schungen erkennen und ihn dem Hohne Mephistos und der
...verfallen läßt.
... ariose Eingang der von Schmerz und Rachegefühl durch-
... Kunigunde, der unruhig-ausdrucksvolle Eintritt Röschens,
... Geliebten sucht und aus deren Gesang sich ein Ensemble
...lichster Grazie und Schönheit entwickelt, das drohende Da-
...treten Mephistos zwischen sie und Kunigunde, Fausts Er-
... Kunigundes leidenschaftliche Aufwallung, endlich Röschens
..., an die Zwischensätze der Ouverture und Fausts Recitativ
...ang des Aktes erinnernde Melodik — alles drängt und treibt
...den Entscheidung entgegen. Ein zwischen den Bässen und den
...immen getheiltes unruhig daherbrausendes Motiv begleitet in
... frappantesten Wechsel der Tonarten die sich steigernde angst-
... Situation, in welcher eine Unglücksbotschaft nach der anderen
...ust herantritt, der vergeblich von dem lauernden Teufel Hilfe
... In wahrhaft bewundernswerther Weise weiß Spohr diesen
...hr und mehr verwirrenden wilden Erregungen die künstlerisch
...Grundlage zu geben. Seinen Höhepunkt erreicht dies große
...ck in dem Ensemblesatz: „Doch mein Wille ist mein Schutz!"
... siegende Klarheit die Zweifel löst, in denen bis dahin Fausts
...bung befangen, seine fürchterliche Verbindung mit der Hölle
...zu denken wagte.
Dies eine allgemeine Skizzirung der Oper, ihres Inhalts und
... musikalischen Bedeutung. Was sie besonders hochstellt, ist
...ste und charaktervolle Zeichnung, die jeder der handelnden Per-
... zu ... geworden ist. Wie Spohr den Mephisto als den in
... umherwandelnden Teufel, mit Bosheit erfüllt und
... darstellt, so erscheint in Röschen das rührende,
...huld, in Faust die Zerrissenheit eines in sich
... seinen edleren Theilen verlorenen Gemüthes,

in Hugo die ritterlich hingebende Liebe, in Kunigunde die von dämonischen Mächten erfaßte Seele — alles im Schmucke künstlerisch sicherer Darstellung. Hier ist es nicht nothwendig, den Gestalten die Erkennungstafeln der Leitmotive umzuhängen, obschon Spohr hier und da die Situation durch gewisse melodische Erinnerungen kennzeichnet, wie dies auch K. M. v. Weber gethan und wie man dies schon in Isouards „Cendrillon" und Gretrys „Richard Löwenherz" bemerken konnte. Dies geschieht mit maßvoller Beherrschung des Stoffes und der Scene und ohne im geringsten diesen melodischen Andeutungen das Gepräge leitender Motive zu geben.

Alles in allem genommen gehört diese eben besprochene Oper dem Besten und Beachtenswerthesten an, was die dramatische Musik dieses Jahrhunderts hervorgebracht hat. Daß Spohrs „Faust" vergessen werden konnte, verdankt er dem Textbuch, über dessen Schwäche ich mich vorhin ausgesprochen habe und das zugleich den Uebelstand zeigt, in keiner Weise einer Korrektur unterworfen werden zu können, die durchgreifend genug wäre, um die Oper auf die Dauer wieder bühnenfähig zu machen.

Daß ich nach dem Vorstehenden weit von dem Urtheile abweiche, welches Mendel in seinen Vorbemerkungen zu dem Textbuche des „Faust"*) abgegeben hat, möchte ich hier nur andeuten. „Der Sturm der Zeit, welcher gerade jetzt an dem Bühnenrepertoire mächtig zaust", wird an der reinen Schönheit und Größe dieses Werkes, soweit es die Musik betrifft, seine Grenze finden. Von dem Bühnenrepertoire ist Spohrs „Faust" längst verschwunden, auch hier darf man mit einem Hinblick auf den Text hinzufügen: Leider!

Man wird es bei dem, was Spohr in seinen Opern an reichen Schönheiten gegeben hat, nur in hohem Grade beklagen können, daß ihm, mit Ausnahme seiner „Jessonda", keine besseren Textbücher zu Gebote gestanden haben. An dem Uebel eines mittelmäßigen Buches krankt sein „Berggeist", mehr noch die sonst so reizende Zauberoper „Azor und Zemire", in welcher die bekannte und berühmte Arie: „Rose, wie bist du reizend und mild!" vorkommt und welche auch sonst eine nicht geringe Anzahl hervorragend schöner Stücke (ich erinnere nur an das große Finale des ersten

---

* Operntextbibliothek Nr. 67, S. 9.

ktes und an das Terzett der drei Schwestern) enthält. Freilich)arf man dem Publikum nicht zumuthen, in der Täuschung so weit zu gehen, daß es glauben sollte, Zemire, das Bild der Schönheit und Tugend, könne sich in ein Ungeheuer verlieben, mit dem sie ein langes und sonst sehr reizendes Duett zu singen gezwungen ist.

„Faust" und mit ihm die Mehrzahl der Spohrschen Opern gehört in gewissem Maße der romantischen Richtung der Musik an, die später für Deutschland in Weber und Marschner, Schubert und Mendelssohn ihre bedeutendsten Repräsentanten fand. Ich komme hierauf weiterhin zurück. Zunächst bitte ich den geneigten Leser, mit mir einige vergessene Opern aus dem Kreise der fran- zösisch-dramatischen Musik betrachten zu wollen, wobei ich nicht Boiel- dieus „Rothkäppchen" oder dessen „Umgeworfene Wagen" im Sinne habe. (In letztgenannter Oper sang die vortreffliche Altistin Tibaldi zu ihrer Zeit als Glanzpunkt des Abends Kellers Polonaise mit dem Refrain: „Und doch, o Mädchen, lieb ich Dich!") Auch will ich nicht an jene durch Henriette Sontag so beliebt gewordene Oper Aubers: „Der Schnee" erinnern, sondern Gretrys (1741 bis 1813), des zu seiner Zeit so berühmten und beliebten Tonsetzers, gedenken, der mit seinen etwa achtzig Opern lange Zeit hindurch, und mit Recht, sein Land entzückt und seinen Namen durch Europa getragen hat.

Ich gehe auf ihn über, weil ich in zwei seiner Opern, die ge- rade in Deutschland mit Glück lange Zeit hindurch gegeben worden sind, jene Romantik finde, die, sehr abweichend von der deutschen, in dem ritterlich feinen Wesen der französischen Spieloper jener Zeit ihre Grundlagen gefunden hat, mindestens soweit diese sich an die Poesie anlehnte, welche ihre Aufgaben dem Mittelalter entnommen hat.

Gretrys „Raoul der Blaubart", zum erstenmal am 2. März 1789 zu Paris aufgeführt, eine Oper von nicht geringem drama- tischen Interesse, ist lange Zeit hindurch über die Bühnen Frank- reichs und Deutschlands gegangen und auch in Berlin sowohl in der Königlichen Oper als auf der damaligen Königstädtischen Bühne gegeben worden, wo ich sie selbst noch wiederholt in vortrefflicher Darstellung gesehen haben.

Das Textbuch, von Sedaine verfaßt, behandelt die bekannte Fabel des Blaubart, zwar alles märchenhaften Inhalts entkleidet, aber doch nicht ungeschickt. Im ersten Akt erinnert merkwürdigerweise

die Scene, in welcher Marie die ihr von Raoul (dem Blaubart) zugesandten Brautgeschenke betrachtet, stark an die so viel spätere Scene mit dem Schmuckkästchen in Gounods „Margarethe", wobei auch der Spiegel nicht vergessen ist. Zu einem Schmuckwalzer hatte sich Gretry freilich noch nicht aufschwingen können.

Der Hauptaccent der Handlung ist natürlicherweise in den Moment des zweiten Aktes verlegt, in welchem Marie, jetzt Raouls Gattin, mit dem verhängnißvollen Schlüssel das furchtbare Kabinet öffnet, in welchem sie die Köpfe und Körper der von ihrem Gatten gemordeten Frauen erblickt.

Daß das Buch Sedaines wesentlich mit auf dem gesprochenen Dialog basirt, ist für die Oper als solche nicht besonders glücklich. In hohem Grade bedenklich ist es, daß Vergy, der Geliebte Mariens, im zweiten Akt in der Verkleidung als deren Schwester in das Schloß des Blaubart eindringt. In den Aufführungen, die ich gesehen, hat man dies mit Recht geändert. Mir liegt eine alte gedruckte Partitur der Oper vor, welche von der Hofbühne zu Berlin an die dortige Königl. Bibliothek gelangt ist. In dieser Partitur sind neben dem Original zahlreiche Ueberarbeitungen eingefügt, welche sich nicht damit begnügen, die alte Instrumentirung (Flöten, Oboen, Trompeten und Pauken, Streichquartett) zu vervollständigen, sondern welche mit Verarbeitung einiger Hauptgedanken mehrfach eine ganz neue Komposition enthalten, die sich mit der Musik Gretrys keineswegs überall deckt. Und Gretry war doch eigentlich nicht der Mann, der korrigirt werden durfte. Da die Oper „Der Blaubart" nach dieser Partitur über die Königl. Bühne zu Berlin gegangen ist, so hat das hiesige Publikum seiner Zeit eine zum Theil ganz andere Musik gehört, als die aus der Feder des eigentlichen Komponisten geflossen war. Daß diese überall besser gewesen wäre als die ursprüngliche, möchte ich meinerseits nicht anerkennen, wenngleich das Bestreben in der Bearbeitung unleugbar ersichtlich ist, im Ton und Stil der Originalpartitur zu bleiben. In der That sind die nicht überarbeiteten Theile der Oper, besonders im zweiten Akt, in welchem Marie die furchtbare Entdeckung macht, ebenso das folgende Duo mit Vergy, ihrer Einfachheit ungeachtet, von höchster dramatischer Wirkung und hätten kaum eindrucksvoller und bewegter dargestellt werden können. Ebenso sind das erste Duo des dritten Aktes: „Mein Vergy, erhalte, rette dich!" ferner die Arie Raouls:

„Ha, Falsche, die Thüre offen!“ mit ihrer in den Violinen lebhaft bewegten Begleitung, mit dem ruhiger gehaltenen Mittelsatz und mit dem beim Eintritt Mariens am Schluß charakteristischen Orchestersatz, endlich das schöne Duo: „O Gott, mein Vergy, siehst du noch nichts?“ vorzügliche und charaktervoll gearbeitete Stücke.

Im Ganzen genommen würde man, so sehr die eigenthümlichen Vorzüge dieser alten Oper anzuerkennen sind, sie schwerlich wieder in das Bühnenleben zurückrufen können, jedenfalls nicht, ohne daß der Dialog in Recitative umgesetzt wäre. Bemerkenswerth ist eine Notiz des Dictionnaire Lyrique des Clement und Larousse, welche Seite 562 „Blaubart“ als eine komische Oper bezeichnet und dabei besonders auf Raouls Arie im ersten Akt: „Venez regner en souveraine“ hinweist, in welcher das Basson mit der Singstimme in Quinten gehe und daher mißtönig sei. Gretry selbst habe dies dadurch erklärt, daß die harten Klänge daran erinnern sollten, daß Raoul bereits das blutige Ende Isaurens (Mariens) vorhersehe. Ich habe meinerseits die bezeichneten Quinten in der Partitur, die mir vorgelegen hat, nicht gefunden.

Ganz anders stellt sich eine derartige Betrachtung, wenn man desselben Meisters berühmte und dennoch so gut wie vergessene Oper „Richard Löwenherz“, welche das alte Berliner Textbuch ein Singspiel nennt, einer näheren Prüfung unterzieht.

Das gleichfalls von Sedaine verfaßte Buch steht in der ganzen Auffassung der Sage von der Gefangenschaft des englischen Abenteurers, Königs und Feldherrn, und seiner Befreiung (Sedaine hat die Handlung nach Frankreich verlegt) auf einem hochromantischen Standpunkt und würde als Muster eines vorzüglichen Operntextes angesehen werden können, wenn der eigentliche Act der Befreiung des Königs durch Erstürmung der Burg in dramatischer wie musikalischer Hinsicht bühnengemäß und mit genügender Wirkung dargestellt werden könnte.

Gretry's schöne Oper (1784 komponirt, in Berlin im Jahre 1790 zum ersten Mal aufgeführt und hier bis zum Jahre 1853 hundertmal gegeben) hat sich, abgesehen von ihrer künstlerischen Bedeutung, eine historische Stellung erworben durch die berühmt gewordene Arie: „Verläßt dich Jedermann, o Richard, o mein König!“ welche unter Ludwig XVI. zur Zeit der beginnenden Revolution gewissermaßen als Bundeslied der Royalisten betrachtet wurde und

die man auch noch in viel späterer Zeit als ein die Rechte und den Glanz der königlichen Autorität feierndes Musikstück angesehen hat.

Im Allgemeinen darf man an diese Musik, welche jetzt nahe an hundert Jahre alt ist, nicht die Ansprüche erheben, welche man an eine moderne Oper mit heroischem Texte würde stellen können. Sie steht nicht in der erzgepanzerten Rüstung zahlreicher Blasinstrumente da und bewegt sich in allen ihren Nuancen, den kriegerisch und dramatisch bewegten wie denen im idyllischen Charakter, in einer sehr ausgeprägten Einfachheit, die sich vor allem in der orchestralen Behandlung und in der Begleitung der Gesänge ausspricht. Aber welche Grazie und Abrundung in den Formen, welche Sauberkeit in jeder Art der Conception, welche Fülle von Ausdruck und von Melodie, welcher Fluß in der Behandlung der letzteren und zu dem allen, welche festgezeichnete Charakteristik der Personen sowohl als der Situationen.

Ich bin leider nicht in der Lage gewesen, von den übrigen zahlreichen Opern Gretry's viel kennen zu lernen und zu studiren. Aber wenn man die beispiellose Popularität in Betracht zieht, deren sich dieser berühmte Komponist bis in seine letzte Lebenszeit hinein in seinem Vaterlande (er ist im Jahre 1813 zweiundsiebzig Jahre alt gestorben) zu erfreuen hatte, dann darf man wohl annehmen, daß diese Vorzüge, welche in seinem „Blaubart" erkennbar, in seinem „Richard Löwenherz" in Fülle und mit wahrhaftem Glanze hervortreten, der großen Mehrzahl seiner Opern überhaupt eigen gewesen sein werden.

Der Gesang vor allem war es, in dem Gretry sein Ausdrucksvermögen geltend zu machen suchte, und die richtige sinn- und kunstgemäße Declamation der nicht unendlichen, sondern in lebendigem Strome und stets neu und in zauberischem Reize entquellenden Melodie. Mag man von einem gewissen, im Augenblick modernen Standpunkt aus dies veraltet und kleinlich finden, immerhin ist es doch sehr bezeichnend, daß sich seit hundert Jahren und darüber Künstler, Kenner, Laien und Publikum an dem auf der Melodie beruhenden Gesange erfreut, diesen als Musik im besten Sinne des Wortes betrachtet haben und daß auch die größten Heroen der Kunst in diesem, wie die Schule Richard Wagner's lehrt, abgestandenen und überlebten Irrthum befangen gewesen sind.

Die Musik zu „Richard Löwenherz“ entspricht auf jeder Seite und in jedem Punkte diesem Irrthum, und ich glaube meinerseits, daß, auch wenn sie bedauerlicherweise von der Bühne ganz verschwinden sollte, sie noch bis in ferne Zeiten hin Zeugniß dafür ablegen wird, daß ihr Schöpfer, ein wahrhaft großer Künstler und Tondichter, auf dem richtigen Pfade gewandelt ist.

Die einzelnen Stücke der Oper entsprechen diesen Bemerkungen durchaus, von dem ländlichen Chor zu Anfang bis zu dem Schlußchor. In besonderem Glanze aber treten hervor im ersten Akt die schon genannte Arie Blondels: „Verläßt dich Jedermann“ mit ihrem feurig hingebenden Schwunge (nach jetziger Auffassung würde sie breiter angelegt sein können), ferner das lebendig-frische Duett: „Was sagst du, hat der Gouverneur“, das reizende Couplet: „Nein, Nachts wär' es zu viel gewagt“ und das zweistimmige Lied: „Amor scheut des Tages Licht,“ das als ein Muster fein melodischen Gesanges betrachtet werden kann. Ueber all diesen Stücken steht Blondels Rundgesang: „Mag der Sultan Saladin“, in dessen eben so kräftiger als sprechender Melodie sich so trefflich die äußerlich heitere und doch innerlich so gepreßte Seelenstimmung des Sängers ausdrückt, der er in dem langen, zum Theil wild brausenden Nachspiel so bestimmten Ausdruck zu geben weiß.

Schon im ersten Akte klingt in dem Violinspiel Blondels die herrliche Melodie des provençalischen Liedes wieder, das im zweiten Akt im Duett: „Mich brennt ein heißes Fieber“ unübertrefflich wirkend und mit strahlendem Glanze allem Uebrigen überlegen sich geltend macht. Es zieht sich bezeichnend auch weiter durch die Oper hindurch, indem es im dritten Akte in der Scene mit der Gräfin und den Rittern zu Blondels Worten: „Ich kenne sie, die holde Stimme“ wiederkehrt und im Schlußchor noch einmal von Richard und der Gräfin

Wie kann ich dir vergelten
So viele Lieb und Treu!

angestimmt wird. Ueberall, wo diese reinen melodischen Klänge ertönen, durchdringen sie den Hörer wie mit magischem Zauber.

Den Schwerpunkt der dramatischen Kraft erreicht die Oper indeß erst in der dem besprochenen Duett folgenden Scene, in der die Soldaten, welche die Feste bewachen, Blondel ergreifen und gefangen setzen wollen. Hier entwickelt sich bei aller Durchsichtig-

ist von graziös-melodischem Charakter, lebendig und gefällig; die Orchesterbegleitung anschmiegend, die Motive in langen Eingangssätzen einführend; die Singstimmen brillant dem Gesange gemäß gesetzt. Diese Oper war lange Zeit hindurch sehr beliebt. Die Uebersetzung des italienischen Textes in das Deutsche ist geradezu unglaublich.

Von den deutschen Musikromantikern interessiren an dieser Stelle R. Schumann und Mendelssohn-Bartholdy nicht, weil sie nicht Opernkomponisten im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen sind. Wohl aber darf, wenn es sich um vergessene romantische Opern handelt, einer der ausgezeichnetsten Tonsetzer neuerer Zeit nicht übergangen werden, H. Marschner, weniger wegen seiner zahlreichen sonstigen Opern („Heinrich VI. und Aubigné", „Der Holzdieb", „Lucretia", „Der Kyffhäuser", „Saidor", „Des Falkners Braut", „Das Schloß am Aetna", „Der Bäbu", „Adolf von Nassau", „Austin"), auch nicht wegen seiner bisher verschollenen, soviel ich weiß, erst jetzt in München wieder aufgefundenen und dort mit reichem Beifall gegebenen Oper „Hyärne", sondern wegen seines „Vampyr", der so voll an musikalischen Schönheiten jeder Art ist, daß er in der That dem Schicksal der Vergessenheit nicht hätte anheimfallen sollen.*)

Freilich hat sich Marschner in dieser Oper vielfach an K. M. v. Weber angelehnt, dessen ganze Musikrichtung und persönlicher Einfluß sich hier unschwer erkennen lassen. Aber unzweifelhaft spricht sich hier mit voller Klarheit des Komponisten bedeutende Eigenthümlichkeit in überraschender, oft geradezu blendender Wirkung aus.

Man wird den „Vampyr" dem musikalisch Besten zuzählen dürfen, was die neuere Zeit geleistet hat — und es kaum verständlich finden, daß man ein solches Kunstwerk so ganz hat in den Hintergrund treten lassen.

Man wird dies auch nicht dadurch begründen können, daß das Textbuch dieser Oper unbedeutend oder schlecht sei. Dasselbe beruht allerdings auf einer schaurigen Sage; in dieser aber tritt es dem Sensationsbedürfniß unseres Bühnenpublikums sehr nahe. Wenn ich zugebe, daß bei den großen Dimensionen, in denen die Fabel sich bewegt, und bei der in dieser liegenden Tragik, der ver-

*) Der „Vampyr" ist kürzlich in Hannover und Cöln, wie ich höre, mit außerordentlich glücklichem Erfolge wiedergegeben worden.

ndende Dialog in Verse gekleidet und als Recitativ in Musik
jetzt, die Oper als solche gehoben haben würde, sowie daß die-
igen, die den „Vampyr“ einer Erneuerung entgegenführen möch-
, sich um dieselbe wie um die Bühne ein nicht geringes Ver-
enst erwerben würden, wenn sie eine derartige Bearbeitung her-
führen wollten, so bin ich doch keineswegs der Meinung, daß
se Oper ohne eine solche Veränderung nicht gegeben und gesehen
rden könnte und daß sie zurückgelegt zu werden verdient hätte.*)

Das nach Byrons Erzählung gedichtete Buch behandelt die
spenstische Sage von dem der Hölle verfallenen Vampyr, der sich
r durch das Aussaugen des Blutes jungfräulicher Opfer, die
nn selbst verdammt werden, von einem Jahre zum anderen
bend zu erhalten vermag. Die Worte und Verse sind nicht von
sonderem Werthe, aber der Bau und die Entwickelung des Gan-
n sind spannend, vor allem musikalisch geformt und die Situa-
onen bühnengerecht, in einzelnen Momenten geradezu packend, so
der Scene des ersten Aktes, in welcher Ruthven, der Vampyr,
m Tode getroffen von Aubry auf die Höhe der Vampyrhöhe ge-
itet, die Strahlen des Vollmondes in sich auffaugt zu neuem
eben; und im zweiten Akte, wo er, Aubry an den ihm geleisteten
Schwur erinnernd, die grausige Geschichte seines eigenen Lebens
rzählt.

Man hat behaupten wollen, daß das Schaurige des Gegen-
andes nicht überall sympathisch wirke und daß die wilden Ele-
ente, die sich gespenstisch hervordrängen, die Phantasie zu voll in
nspruch nehmen, ohne in der deutschen Volkssage (das Stück
ielt im schottischen Hochlande) ihre Bedeutung und Begründung
 finden.

Es ist auch behauptet worden, daß das moderne Opern-
ublikum für derartig sagenhafte Stoffe überhaupt nicht mehr
mpfänglich sei. Indes steht doch fest, daß der „Freischütz“ und

*) Ich habe früher schon darauf hingewiesen, daß Fr. Lachner sich um
herubinis „Medea“ durch Einfügung von Recitativen ein besonderes Verdienst
rworben habe und daß dasselbe von einem anderen Componisten in glücklicher
Weise für Webers „Oberon“ geschehen sei. Für den „Freischütz“ würde ich
 einer solchen Aenderung nicht rathen, da der ganze Bau und die Eigen-
hümlichkeit dieser Oper hierauf nicht hinweist, auch Fr. Kind's Dialog ein sehr
uter und in gewissem Sinne volksthümlicher ist.

der einer ähnlichen Sage entsprungene „Fliegende Holländer" neben der in die Oper übergegangenen Faustsage ihren Beifall finden und jedenfalls nicht weniger Anspruch auf das Entgegenkommen der Zuhörer erheben dürfen wie die in die romantische Allitteration übersetzte altnordische Götterwelt.

Bei der Oper kommt es doch vor allem auf die musikalische Gestaltung und auf das allgemeine Bühneninteresse an, das der Text bietet, auf spannende und wirksame Situationen. Diesen Anforderungen entspricht H. Marschners „Vampyr". Zudem sind Text und Musik in so besonderem Maße zu einem künstlerisch lebendigen Ganzen zusammengearbeitet, daß es mir schwer wird, zu glauben, diese Oper würde auf ein kunstgebildetes Publikum keine Wirkung mehr ausüben können.

Unzweifelhaft sind Marschners weitere Opern: „Der Templer und die Jüdin" sowie „Hans Heiling", in sich noch abgeschlossener und musikalisch selbstständiger als die vorliegende Komposition; diese aber ist, ihrer Anklänge an Weber ungeachtet, von so ergreifender, oft genug fortreißender Schönheit und es spricht sich in ihr der Genius des Tonsetzers in so unzweideutiger Kraft aus, daß es in der That schwer zu beklagen sein würde, wenn man die deutsche Bühne eines solchen Juwels eines ihrer ersten Meister entkleidet sehen sollte.

Was speciell die Erinnerungen an K. M. v. Weber betrifft, so sind sie wohl nicht am wenigsten hervorgerufen durch den Textbau in den großen Arien der Malwine und Aubrys und hier unverkennbar vorhanden. Auch der Anfang des ersten Finale verleugnet die Anklänge an das erste Finale der „Euryanthe" nicht.

Dafür entschädigt fast jede Nummer der Oper nicht nur durch bestechenden Wohlklang und Schönheit der Formen — Eigenschaften, die sich besonders auch in dem ersten Satze der Arie Aubrys „Wie ein schöner Frühlingsmorgen" geltend machen —, sondern auch durch die selbstständige Erfindung und die dramatische Kraft, die sich in ihnen ausspricht und sich oft genug zu gewaltiger Wirkung steigert. In dieser Beziehung möchte ich an das Finale des ersten Aktes erinnern, in welchem kurz nach dem Eintritt Ruthvens in die Scene der ernst-tragische Satz „Schneidend wie ein gift'ger Pfeil" in seiner ruhigen Gewalt und mit seinen dämonischen Anklängen imponirt, ferner an das sehr schön gearbeitete Andantino



Freudig bin ich mir bewußt", in welchem durch den Eintritt
nd die prächtige Durchführung des Chores von der „Blume des
Hochlandes" die düstere Stimmung des Hauptsatzes wie von hellem
Sonnenschein durchleuchtet wird, während in dem letzten Abschnitt
ieses großartig angelegten Stückes die äußerst glückliche Benutzung
es Stammliedes der Davenant die tragischen Gegensätze der Si-
uation noch lebhafter hervortreten läßt.

Vor allem gehört hierher aber die große Scene zwischen
Ruthven und Aubry „Wohlan, du zwingst mich zum Verderben",
n welcher der Vampyr dem letzteren die Geschichte seines Lebens
n ergreifenden großen Zügen darstellt, während das Duett zwischen
ihm und Emmy, der dem Untergange geweihten Braut: „Leise
dort zur fernen Laube", in die zartesten Farbentöne getaucht, auf
unvergleichliche Weise die gespenstisch-verführende Kraft des der
Hölle Verfallenen darstellt, dem sein Opfer in der Erregung hin-
gebender Liebe, unter dem Schimmer der wollustathmenden Mond-
nacht rettungslos verfällt.

In den beiden Liedern Emmys im zweiten Akte: „Dort an
enem Felsenhang", und der von den tiefsten Schauern durchwehten
Romanze mit Chor „Sieh, Mutter, dort den bleichen Mann"
drückt sich die ganze Meisterschaft Marschners auf diesem Felde
der dramatischen Musik aus. Er hat Schöneres, Edleres, Voll-
kommeneres auch in seinen späteren Werken nicht geschaffen. Nicht
weniger gilt dies von seinen Trink- und Volksliedern, deren der
„Vampyr" zwei enthält. Wenn bei Weber die Jagdchöre des „Frei-
schütz" und der „Euryanthe" und der Waldchor der „Preciosa"
zu den herrlichsten Blüthen seiner unvergleichlichen Romantik zu
zählen sind, so steht Marschner mit diesen seinen Trink- und Volks-
liedern, von denen das im „Vampyr": „Im Herbst, da muß man
trinken!" in so einfacher und ursprünglicher Kraft wirkt, dem
deutschen Gemüthe und seinem Bedürfniß an unmittelbarer Jovia-
lität und Empfindung nicht weniger nahe.

Ich habe dieser Oper Marschners noch zwei Bemerkungen
hinzuzufügen. Die eine ist: daß sich in ihr die Charakteristik der
handelnden Personen in vollster Schärfe ausgeprägt findet, wobei
ich auf das zurückweisen möchte, was ich früher über Spohrs
„Faust" ausgesprochen habe; die andere ist dort gleichfalls ange-
deutet: daß sich die Wiederholung gewisser Motive gleichsam wie

belebte Illustrationen zu der Charakteristik einzelner Situationen, nicht aber als persönliche Bezeichnungen oder Leitmotive vorfinden. Derartige Anklänge tönen besonders aus der Ouverture in die Scenen hinüber, in welchen die nach dem Blute seiner Opfer dürstende gespenstische Erscheinung Ruthvens hervortritt. Man kann die in ihrer Art sehr merkwürdige Oper nicht aus der Hand legen, ohne die Ueberzeugung zu gewinnen, daß R. Wagner ihr seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, aus ihr vieles gelernt, manches aus ihr mit Glück benutzt habe.

Es liegt nahe, neben Marschners „Vampyr“ auch die gleichnamige Oper Lindpaintners zu nennen, ohne daß ich die Absicht haben könnte, sie mit jener vergleichen zu wollen. In dem Hauptcharakter des Romantischen ist die Musik freilich der Marschners, hier und da auch der Spohrs ähnlich; aber sie erreicht diese beiden Meister weder an Glanz der Erfindung noch an Tiefe der Charakteristik, ebensowenig an melodischem Reichthum. Auch das Textbuch (von Heigel) steht dem Wohlbrück'schen nicht gleich, wenn es auch des Schaurigen, Dämonischen weniger giebt als dieses. Die Mehrzahl der Stücke ist zwar gefällig und in der Form sorgsam abgerundet, aber es fehlt ihr der Genius, der sie über das Niveau der mittleren Stufen emporzuheben vermöchte. Wenn man dies recht deutlich erkennen will, dann darf man nur die Romanze vom Vampyr „Ein Vampyr nimmt wohl die Gestalt“ in ihrer fast trocknen Nüchternheit mit der genialen Komposition Marschners vergleichen. Ebenso sind fast alle Arien in einer gewissen auf Bühneneffekt gerichteten, schablonenmäßigen Form geschrieben. Einige sehr schön klingende und effektreiche Stücke, wie z. B. im ersten Finale das dreistimmige Allegretto un poco vivo „Nun erst lächelt uns die Sonne“ mit seinen graziösen Wendungen, sowie im zweiten Akte der dreistimmige Kanon „Nur bei Liebe und Vertrauen“, vermögen dem Ganzen nicht jenes Interesse einzuhauchen, das nöthig sein würde, um Lindpaintners Werk an das Marschners anreihen zu können. Ihm fehlten zudem die gerade hier unentbehrlichen Klangfarben für das Dämonische, Geisterhafte. Der Vampyr, der hier Aubry heißt, singt im zweiten Akt, nachdem er soeben sein Opfer Lorette gekirrt, eine rondoartige Arie mit Chor: „Fort nun zur Freude, zur tobenden Lust!“ in welcher man alles andere eher als die satanische Freude des der Hölle

Verfallenen über das Gelingen seiner blutgierigen Pläne finden könnte.

Nichts ist in dieser Oper zu finden, was Lindpaintner, ein so ehrenwerther Musiker er gewesen sein mag, als eine bahnbrechende Kraft erscheinen lassen könnte.

Wenn ich hier noch einer anderen, der romantischen Richtung in der Musik angehörigen vergessenen Oper gedenke, deren Komponist etwa auf gleicher Höhe mit Lindpaintner gestanden und sich mehr noch als Marschner auf der Bahn K. M. v. Webers bewegt hat, ohne die eigenthümliche Schöpfungskraft des Tonsetzers des „Vampyr“ die seine nennen zu können, so geschieht dies, weil diese Oper längere Zeit hindurch (zwischen 1830 und 1840) großen Beifall gefunden hatte und hochgeschätzt worden ist. Es ist dies Reißiger's „Felsenmühle von Estalières“ (Gedicht von C. B. v. Miltitz), deren recht wirksame Ouverture noch jetzt hier und da in Konzerten gespielt wird.

Man wird dieser Oper, deren Text als eine in das modern Militärische übersetzte, aber nicht eben besonders gelungene Variante des Konradin Kreutzer'schen „Nachtlagers von Granada“ betrachtet werden kann und deren Musik in mancher Richtung außer den Weberschen auch den Spuren Konradin Kreuzers folgt, einen sehr hohen Rang in der Opernliteratur dieses Jahrhunderts nicht anweisen können, wenn sie gleich bühnengerecht und mit einem gewissen technischen Geschick gearbeitet ist.

Die „Felsenmühle“ ist ein Gemisch von Kapellmeistermusik und Talent, aber ohne den zündenden Funken, aus dem das Genie hervorblitzt. In den Melodien leistet sie wenig, was über das Mittelmäßige des Liedergesanges hinausginge, ebensowenig in dem harmonischen Theile der Musik. Die Charaktere sind die gewöhnlichen verschwommenen Bühnenfiguren; höchstens Sombreoil der Müller kann als musikalischer Charakter gelten.

Die zahlreichen Arien — es sind ihrer zehn von zum Theil sehr großer Ausdehnung — sind gesangmäßig geschrieben, zwei derselben sind durch instrumentale Soli nicht uninteressant (Arie Nr. 8 der Annette mit der obligaten Violine und Nr. 18 des Friedhelm mit dem Hornsolo; beide Personen haben je zwei große Arien zu singen); aber über das Alltäglich-Gute hinaus dringen sie nicht. Nur durch eine vorzügliche Ausführung würden sie

gefolgt ist. Seine Gesammtrichtung gehört ohne Zweifel der romantischen Schule an und seine „Katharina Cornaro“ bezeugt dies auf jeder Seite ihrer Partitur.

Der Text in französischer Sprache als „La Reine de Cypre“ auch von Halevy komponirt und von Büssel in die deutsche Sprache gut übertragen, behandelt mit großem Geschick die Geschichte Jakobs v. Lusignan, der die Republik Venedig um Hilfe gegen Frankreich bittet und sich auf Verlangen des Rathes der Zehn mit Katharina Cornaro vermählt, welche gezwungen wird, ihrem Geliebten, dem venetianischen Nobile Marco, zu entsagen. Venedig, dessen Senat das Königreich Cypern für sich zu gewinnen verlangt, läßt Lusignan vergiften. Der sterbende König sieht sein Land für Katharina und seinen Sohn durch Marco gerettet; Onofrio, der den durch den Tod Lusignans erledigten Thron für die Republik in Besitz zu nehmen im Begriff ist, wird hingerichtet.

Dieser an sich einfache Stoff bietet ein reiches Maß dramatischer Entwickelung und spannender Situationen, sowie volle Gelegenheit zur Entfaltung theatralischen Glanzes. Doch reicht das dramatische Interesse nicht über den dritten Akt hinaus. Der Schluß der Oper im vierten Akt ist abspannend und matt. Es ist kein Gegenstand von belebender Wirkung, den vergifteten König nach und nach absterben zu sehen. Dies ist für das sonst vorzügliche Werk verhängnißvoll geworden.

Man hat geglaubt, die Musik Lachners mit der Musik der Meyerbeerschen Opern in eine Parallele stellen zu sollen, vielleicht weil der Text in Paris entstanden ist. Es würde schwer sein, eine unglücklichere Vergleichung anzustellen. Ich bin meinerseits fern davon, Meyerbeer und sein Verdienst um die Oper wie um die Bühne überhaupt unterschätzen zu wollen; aber Lachners Musik steht auf einem durchaus entgegengesetzten Standpunkt. Bei ihr steht der äußere Effekt nicht in erster Linie. In ihr sucht der Tonsetzer offenbar die Innerlichkeit und Wahrheit der Empfindung zur Geltung zu bringen, durch sie zu wirken; die bestechenden Glanzfarben und Schlaglichter treten erst in zweiter Reihe hinzu.

Daß das Talent des hochverdienten Meisters kein solches war, das nach der dramatischen Seite hin besonders wirkungsvoll sich [illegible]s, ergiebt sich aus gewissen Partien der Oper mit hinreichender [illegible]lichkeit. Das lyrische Element ist, zumal im ersten und vierten

Akte, überwiegend. Und doch weiß er da, wo dramatischer Schwung erfordert wird, sowohl in der Arie wie in den Ensemblesätzen diesem im vollsten Maße Genüge zu leisten. Beweis hierfür liefert die Arie Katharinas im zweiten Akt „Es rauscht empor" in dem interessanten und lebendig wirkenden Wechsel des Gesanges mit der antwortenden Orchesterfigur, die bereits in dem Allegro der Ouverture als Hauptthema auftritt. Nicht weniger bemerkenswerth in dieser Richtung sind die dramatisch und künstlerisch so schönen und dabei so bedeutenden Gegensätze in der weiterhin folgenden Scene zwischen Katharina Cornaro und den ihr drohenden Banditen, die von der, Glück und Frieden athmenden Barkarole Marcos unterbrochen werden und in das vielfach bewegte große Duett überführen, mit welchem der Akt schließt.

Ebenso bietet der dritte Akt in dem großen Terzett Marcos mit den Banditen „Der Rache dienen wir um Gold", sowie in dem Festmarsch der dramatischen Elemente in weitem Maße, alles in einer der Meyerbeerschen keineswegs auch nur annähernd ähnlichen Schreibart, sondern in derjenigen Form und in dem melodischen und harmonischen Glanze, der, in die Oper übertragen, als der dem Komponisten eigenthümliche Stil zu bezeichnen ist.

Der vierte Akt leidet, wie schon erwähnt, unter der niederdrückenden Situation. Ein langsam unter verzehrendem Gift dahinsiechender König ist kein Held für stolze musikalische Gedanken und glänzende Wirkungen. Und doch enthält auch dieser Akt in dem Quartett „Fluch dir und deinen Thaten" wie in dem weiteren Satz*) „Venedig unterliege!" Stücke voll von Begeisterung, leidenschaftlichster Gluth und von großartiger Dramatik.

---

*) Lakowitz (Gustav Mendes Operntext-Bibliothek Nr. 100, S. 9) sagt: „Der Musik zuliebe unterbricht Lachner gar nicht selten die Handlung vollständig. So hat er, um nur ein Beispiel anzuführen, in der Scene (Nr. 18), welche dem Finale unmittelbar vorhergeht, den Ruf der Rache ‚Zu den Waffen' 2c. zu einem langen duettartigen Musikstück ausgesponnen, und auch bei der Wiederkehr desselben im Finale selbst (Nr. 19) erscheint er als ein lang ausgeführter Chor. Beide klingen gut, sind musikalisch von Interesse, aber sie heben die Handlung völlig auf und machen das Interesse des Nichtkünstlers völlig erlahmen."

Ich erinnere mich nicht, die letzten Scenen der Oper in dieser Weise dargestellt gesehen zu haben. Der von Franz Lachner selbst herausgegebene Klavierauszug (Mainz, bei Schott) enthält weder die Worte „Zu den

Aber alles dies und die zahlreichen Schönheiten des Orchesters, die reiche Fülle harmonischer Kombinationen und die überlegene Sicherheit, welche in der Schreibart Lachners liegt, können leider über die hier so deutlich hervortretende Schwäche der Handlung, die fast ganz aufhört und durch alle Anläufe des Textes nicht mehr zu dramatischer Erhebung gelangen will, nicht hinfort bringen. Dies würde nur eine durchgreifende Aenderung des Textes, daher auch der Musik möglich machen können. Da eine solche Aenderung kaum je wird herbeigeführt werden, so wird man nicht ohne großes Bedauern das Verschwinden dieses schönen Werkes von dem Repertoire der deutschen Bühnen als gerechtfertigt anerkennen müssen.

Ich möchte hiermit meine Betrachtungen über die romantische Oper, soweit sie der Vergangenheit angehört, abschließen und mich wieder der klassischen Richtung in der Musik zuwenden, über welche mir noch einiges auszuführen verblieben ist.

Wer von älteren Landsleuten seine früheste Jugend wie ich in Berlin zugebracht hat, der wird sich der Kurrendeschüler erinnern, welche damals unter Führung eines Lehrers, mit langen schwarzen Mänteln angethan und mit sogenannten Dreimastern auf den Köpfen, die Straßen durchzogen, um in den Höfen und vor den Thüren der Häuser zu singen. Zwischen ihren Chorälen hörte ich öfter einen Chor: „Schön strahlt die goldne Sonne", in reinem melodischen Fluß und einfacher Harmonie.

Dieser Chor war einer Oper entnommen, welche seit dem Jahre ihres Entstehens (1796) ihrem Schöpfer reiche Ehren und unerhörten Beifall gebracht und sich bis in das dritte Jahrzehnt dieses Jahrhunderts auf der deutschen Opernbühne erhalten hat. Deren reizende Melodien und herrliche Ensembles waren die Freude und das Entzücken der Musikliebhaber.

Die Kurrenden sind längst verschwunden, die Oper selbst vergessen, zu den Todten geworfen. Es war dies Peter v. Winters einst so hoch gefeiertes „Das unterbrochene Opferfest". Man wird dieser Oper vor allem ihren kindlich-naiven Text (von Franz Xaver Huber, einem aus Oesterreich gebürtigen Dichter) zum Vorwurf machen können, obschon die Verse an sich dem Besseren angehören,

Waffen" 2c. noch den genannten Chor, sondern nur die oben bezeichneten beiden großen vierstimmigen Ensembles.

was die Textpoesie in der Mehrzahl ihrer Werke geleistet hat, und obschon das Buch an sich nicht schlechter ist als viele seiner Vorgänger und Nachfolger.

Myrrha, die Tochter des Inka von Peru ist in leidenschaftlicher Liebe zu Murney entbrannt, einem Engländer, mit dessen Hilfe die Portugiesen aus dem Lande vertrieben worden sind und der als Freund und Rathgeber des Inka diesem vor allen anderen nahesteht. Ihn sucht der Oberfeldherr der Peruaner, Mafferu, zu stürzen und bedient sich als seiner Werkzeuge hierfür der Gattin Murneys, einer Portugiesin, deren Bruder im Kampfe gegen Peru gefallen ist und die dessen Tod rächen will, und der Myrrha, der er Murney in die Arme zu führen verspricht, wenn sie Zeugniß gegen diesen abgelegt haben werde.

Bei dem Dankfest, welches der Sonne für den erfochtenen Sieg gebracht wird, ertönt die Stimme des Orakels, das Murneys Tod fordert, weil er die Gottheit gelästert habe. Mafferu, Elvira und Myrrha treten als Zeugen auf, und die fanatisirten Priester sowie das Volk verlangen, daß der Gotteslästerer verbrannt werde. Vergebens sucht der Inka seinen Freund zu retten; man führt ihn in das Gefängniß und von dort zum Tode. Im letzten Augenblick empört sich das Heer unter Führung Rokkas, eines Sohnes des Inka, gegen die Hinrichtung und verlangt Murneys Freiheit. Elvira und Myrrha, von Reue erfaßt, stürzen sich zu des Inka Füßen und bekennen, daß sie falsches Zeugniß abgelegt haben. Auf das Bekenntniß eines Priesters, daß das Orakel durch ihn gesprochen sei und daß auch der Donner, der im Tempel ertönte, von ihm herrühre, wird Mafferu aus dem Lande verbannt und Murney von dem Volke im Triumphe gefeiert.

Die Oper, die hiernach einen ernst-heroischen Charakter in sich schließt, war ursprünglich mit komischen Episoden verwebt, herbeigeführt durch einen Diener Murneys und dessen Liebesgetändel mit den Gespielinnen Myrrhas. Man hat hiervon mit Recht bei den späteren Aufführungen Abstand genommen. Pedrillo, der liebesüchtige Diener, erinnert wohl an den Pedrillo in Mozarts „Belmonte“, aber er nimmt an der Handlung nicht den leisesten Antheil, und die ihm und den jungen Peruanerinnen zugetheilten [illegible] Arien und Duette halten diese nur auf, ohne musikalisch von [illegible]sonderem Werthe zu sein.

Winter hat sich mit der Musik zu dieser seiner Oper als ien überaus glücklichen Nachfolger Mozarts erwiesen. Die Formen- jöne seiner Stücke, die reinen, dem Gegenstande des Ausdrucks tsprechenden Melodien, die harmonische Behandlung und die chtige Deklamation der Worte, nicht am wenigsten aber die müthvolle Tiefe der Auffassung, alles dies zusammengenommen id in Verbindung mit einem selten schönen Wohlklange beim usammenwirken der Stimmen bekunden dies deutlich.

An einzelnen Stücken, die mit besonderer Auszeichnung zu nnen wären, ist eine sehr große Anzahl vorhanden. Die Intro- iktion mit dem bereits oben erwähnten Anfangschor und dem oßartig feurigen Schlußsatz „Vernichte, Gott, die Feinde!“ in elchem die leitende Stimme der Elvira die lärmenden Chormassen eithin übertönt, das äußerst liebliche und schöngeformte Sextett it Chor „Zieht, ihr Krieger, zieht von dannen“, das überaus iziehende, die süßesten Klänge athmende Duett „Wenn mir dein uge strahlet“, in welchem ihrer Zeit zu Berlin Bader als Murney id Frl. v. Schätzell als Myrrha durch den wahrhaft glanzvollen usammenklang der Stimmen die höchsten Triumphe feierten, und Verbindung hiermit die bekannte und beliebte Arie der letzteren Ich war, wenn ich erwachte“, das Duett zwischen Myrrha und Lafferu, die große Racheariе des letzteren, endlich das Finale des sten Aktes in seiner reichen trefflichen Gliederung legen Zeugniß ifür ab, daß man hier ein Werk von hohem Range vor sich hat. n diesem Finale war es besonders der Solosatz Murneys „Der ram verschmähter Liebe“, dem jedesmal der rauschendste Beifall lgte und den vor allem Wilds unvergeßliche Darstellung zu illster Höhe erhob, wie denn überhaupt dieser große dramatische enorsänger die Parthie des Murney zu einer wahrhaft mächtigen unstleistung machte.

Der zweite Akt steht nicht minder hoch als der erste. Das ingangsquintett mit Chor, das schöne Terzett für die drei Bässe, es Inka, des Oberpriesters und Mafferus, das Quartett für vier rauenstimmen „Kind, willst du ruhig schlafen“, ein wahres abinetsstück von Anmuth und schalkhafter Grazie, die Arie Murneys n Gefängniß, das große Quintett mit dem schönen Mittelsatz ft ist des Todes Schlummer“ — alles dies sind Stücke von rvorragender Schönheit und Bedeutung.

Aus dem Finale des zweiten Aktes hebt sich besonders die Scene der Myrrha hervor, in welcher sie, von Reue gequält, in den rührendsten Tönen ihren Gefährtinnen ihr Leiden klagt, bis der Todtenmarsch von weitem sich hören läßt und sie in wilder Erregung dem Geliebten in den Tod zu folgen sucht.

Man kann sich wohl die Frage vorlegen, warum eine solche Oper von dem Repertoire aller Opernbühnen so ganz habe verschwinden müssen, und man wird kaum eine andere Antwort erhalten, als daß sie dem Geschmack des Publikums nicht mehr entspreche.

Dem gegenüber könnte man die Frage stellen, was denn eigentlich den Geschmack des Publikums bestimmt und worin derselbe seinen Ausdruck findet?

Eine solche Frage ist schwer zu beantworten.

In jedem Falle ist der Geschmack der größeren Menge, welche wir das Publikum nennen, durchaus wechselnder Natur; was heute entzückt, kann morgen vergessen sein. Vor allem wird Neues verlangt, werden Anregungen gefordert, die das Vorhandene und Bekannte, so schön es an sich sein mag, nicht bietet. Es wird darüber Einvernehmen herrschen, daß das Neue und für den Augenblick Anziehende nicht überall den höheren Kunstanforderungen zu entsprechen braucht.

Wohl darf man anerkennen, daß das wahrhaft Schöne, Edle, Große selten ohne nachhaltigen Eindruck und echt künstlerische Wirkung in das Leben tritt. Aber es fehlt auch an gegentheiligen Erfahrungen nicht, und oft genug haben Kunstwerke ersten Ranges sich erst nach harten Kämpfen Geltung zu schaffen vermocht. Im allgemeinen darf man, was die ästhetische Seite des Geschmackes anbetrifft, von der Menge, die wir Publikum nennen, nicht zu viel verlangen. Diese folgt zumeist gewissen Führern, die in der Presse und außerhalb derselben nicht bloß das Urtheil, sondern auch den Geschmack gepachtet haben und selten geneigt sind, andere Götter neben sich zu dulden. Das eigene Urtheil kommt nur ausnahmsweise zur Geltung und wird oft genug konventionell oder terroristisch beeinflußt. Es ist so bequem und sicher, sich auf irgend eine Autorität berufen zu können, mag sie eine richtige oder falsche sein.

Die Selbständigkeit der Meinung ist zudem nicht bloß selten,

sondern sehr oft auch unbeliebt, zumal wo die Spekulation auf das Raffinement, die Pikanterien, auf den Reiz grobsinnlicher Effekte, auf die an das Rohe streifende Neigung der Massen in den Vordergrund tritt.

Dazu kommt, daß selbst das Schöne und Schönste, wenn nicht in den anderen Zweigen der Kunst, doch jedenfalls in der Opernmusik an das Vergängliche in der Natur erinnert. Ich bin in den voraufgegangenen Betrachtungen zwar mit großer Wärme für die Oper der Vergangenheit eingetreten, wo sie mir, absolut genommen, noch jetzt jenen Anforderungen zu entsprechen schien, die an das musikalische Drama gestellt werden dürfen; aber ich darf doch nicht damit zurückhalten, daß die Forderungen an das, was wir als schön und groß zu bezeichnen gewohnt sind, im Laufe von Decennien sich nicht immer gleich bleiben, daß manche Farbe, die uns einst lebhaft und glühend erschien, verblaßt, daß manche Form, die wir für vollendet zu halten uns berechtigt glaubten, schadhaft und gebrechlich zu werden beginnt.

Mehr als sonst im Reiche der Kunst fordert die Oper ihre Reflexe im Spiegel ihrer Zeit, und glücklich die Tonsetzer, die über diese hinaus in eine Zukunft von Generationen den Stempel ihres Genius zu tragen vermocht haben.

Ich würde, wenn ich für diese meine Auffassung Beispiele anzuführen hätte, nicht zu weit zurückzugreifen nöthig haben. Ich brauche nur an ein besonderes Genre der Spieloper zu erinnern, das vor nicht sehr entfernter Zeit, in der Mitte der fünfziger dieses Jahrhunderts, also vor kaum dreißig Jahren, in den bouffes parisiennes durch die geschickte und leichtfließende Feder Offenbachs in das Leben gerufen, unter seiner Leitung sich zu einer besonderen Art der opera comique entfaltet und dann für Deutschland in Strauß, Suppé, Millöcker und anderen seine Fortsetzung gefunden hat, ohne nur in einem einzigen Stücke dauernd die Bühne beherrschen zu können.

Niemand wird in Abrede stellen, daß Operetten wie „Fortunios Lied“, „Die Verlobung bei der Laterne“, selbst noch der „Urlaub nach dem Zapfenstreich“ rein musikalisch genommen ein gewisses Verdienst zugesprochen werden konnte, daß im „Orpheus in der Unterwelt“, der in Paris dreihundertmal hintereinander volle Häuser gemacht hat, daß in der „Schönen Helena“, nicht weniger

im „Pariser Leben“ sich Züge feinster und geistvollster Behandlung der Musik, Situationen von frappantester Wirkung, ein seltener melodischer Reiz und ein äußerst lebendiges Zusammenwirken von Text und Musik finden. Ich will nur an die ebenso geistvolle als musikalisch anziehende Scene des ersten Aktes im „Pariser Leben“ erinnern, in welcher die leichtfertige Schöne den Brief ihres in dem fernen Vaterhause sich langweilenden schwedischen Freundes vorliest.

Offenbach hat in seinen „Les contes de Hofmann“, einer Oper, die ich vor zwei Jahren in Paris mit rauschendem Beifall aufführen sah, das Streben offen zu Tage treten lassen, aus dem Kreise jenes pikanten Operngenres, das dem ephemeren Erfolge gewidmet war, hinaus in den der eigentlichen Kunstinteressen zurückzutreten. Aber alle seine so glänzenden Erfolge sind verrauscht, seine Opern, welche die Reise durch halb Europa gemacht haben, schon jetzt fast vergessen und begraben. Die leichtfertig angelegten Texte, welche die raffinirte Liederlichkeit auf die Bühne brachten, die sogenannte pikante Oper hatten freilich einen Theil des Publikums vollständig entartet, und wenn auch sie sich auf die Dauer nicht halten konnten, so war daran weder der schlüpfrige Inhalt noch die wie Champagnerschaum prickelnde Musik Offenbachs schuld, sondern es war eben das Bedürfniß der Abwechselung, des Neuanregenden, Aufregenden, was neue Schöpfungen, neue Reizungen erforderte.

In Paris entstehen fortwährend neue Operetten dieser Art, die in stetigem Wechsel kommen und gehen, hier und da mit etwas längerem Erfolge, wie z. B. „Demoiselle Angot“. In Deutschland haben „Der lustige Krieg“ und „Die Fledermaus“, „Fatinitza“, „Die Jungfrau von Belleville“ und der „Bettelstudent“ (der dazwischen liegenden Speculationen auf die Neugierde und das Abwechselungsbedürfniß des Publikums nicht zu gedenken) das Ihrige gethan, um die in den Walzerrhythmus und den Contretanz übersetzte Opernmusik auf den für dieses Genre bestimmten Bühnen zu erhalten.

Alle diese Tageserscheinungen werden an dem ihnen mehr oder weniger innewohnenden Unwerth zu Grunde gehen, von neuen Arbeiten neuer Tages- und Tanzkomponisten überboten oder mindestens abgelöst und dann, mit Recht, vergessen werden.

Ist es denn aber so gar anders auf dem Felde der großen Oper?

Ich habe Arbeiten von höchstem Kunstwerth, von edelster Schöne, von großartiger Kraft, von den erfindungsreichsten Intentionen und in ihrer Zeit von vollendeter Wirkung genannt, die der vorüberrauschenden Zeit und deren sensationellen Bedürfnissen nicht haben Widerstand leisten können. Wenn ich auch bei manchen mein Bedauern hierüber ausgesprochen, der Hoffnung einer Wiederbelebung Ausdruck gegeben, ich habe sie doch den vergessenen Opern hinzuzählen müssen.

Ich kann mir aber ein deutliches Bild von dem Unwillen machen, den ich erregen werde, wenn ich den, wie ich gern anerkenne, außerordentlichen Erfolgen des R. Wagnerschen Opernsystems ein gleiches Schicksal vorhersage.

Auch diese sind, abgesehen von dem kolossalen Apparat der Reklame, der für sie in Gang gesetzt worden ist, sowie von dem durch die Partei der Anhänger des „Meisters" geübten Terrorismus, zum nicht geringen Theile auf das mit der eigentlichen Kunst in keinem Zusammenhange stehende Sensationsbedürfniß des Publikums, auf dessen Drängen nach Neuem, nach Abwechselung und Ueberraschung zu setzen. Es spricht hierbei in nicht geringem Maße das sich vielfach und lebhaft geltend machende sinnliche Element mit, welches an einzelnen Stellen ziemlich unverhüllt und fast roh hervortritt.

Ich erkenne in den Schöpfungen Richard Wagner's, den seine Anhänger schlechtweg den „Meister" nennen (die vorangegangenen großen Tonsetzer Palestrina, Scarlatti, Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Spontini, Weber und andere scheinen einer solchen Bezeichnung nicht würdig befunden zu sein), nicht weniger wie die Enthusiasten und Fanatiker der Zukunftsoper, denen ja in besonderem Maße das nervöser Aufregungen so bedürftige schöne Geschlecht angehört, Züge großer Intuition, Klangfarben von besonderer Schönheit, reichen Glanz in harmonischen Kombinationen, selbst scenische Situationen von packender Gewalt. Ich erkenne auch sein Bestreben an, die Reform der ernsten Oper, die durch Gluck in so großartiger Weise begonnen worden, energisch weiter zu führen, die Oper von dem bloß Hergebrachten, Schablonenmäßigen zu befreien, muß aber an dieser Stelle auf eine kunst-

kritische Beurtheilung des Wagnerschen Musikdramas verzichten. Ich will nicht einmal auf die ungeheure Langeweile aufmerksam machen, die jede Oper dieses Meisters mit wie es scheint prämeditirter Nothwendigkeit mit sich bringt. Das aber glaube ich bestimmt prognostiziren zu können, daß Wagners Nachfolge, wie solche aus inneren Gründen nur eine sehr beschränkte sein kann, nicht entfernt Dimensionen annehmen wird, wie solche Offenbach mit seinen französischen und deutschen Epigonen gefunden hat. Ebenso bin ich überzeugt, daß wie so vieles, was seiner Zeit Bewunderung erregt, Enthusiasmus hervorgerufen hat, dennoch der Vergessenheit anheimfallen mußte, auch „Der Ring des Nibelungen“ sammt „Parsifal“ mit „Tristan und Isolde“, den „Meistersingern“ und dem „Fliegenden Holländer“ diesem Lose verfallen werden, dem die Werke Cherubinis, Spontinis, Gretrys, Isouards und so vieler anderer Meister ersten Ranges, Kunstwerke von echtem Golde und hoher Schönheit, verfallen sind.

Dies wird geschehen aus dem vorentwickelten Naturgesetz und aus der angedeuteten Beweglichkeit in dem Geschmack des Publikums. Beides wirkt nebeneinander, aber mit unfehlbarer Sicherheit, selbst ohne daß der wirkliche Kunstwerth dabei mit in Frage kommen müßte. „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ werden noch einige Jahre länger die Bühne beleben, weil diese beiden Opern sich mehr der bleibenden Richtung der dramatischen Musik anschließen, weil in ihnen die tödtenden Längen weniger erschöpfend wirken und weil die Hauptpartien in beiden Opern der menschlichen Empfindungsweise näher stehen als die der handelnden Personen in den anderen Opern, insbesondere der altheidnischen nordischen Götterwelt, vielleicht auch, weil in ihnen der Gesang der menschlichen Stimme, dieses unschätzbare Gut, das Kunst und Natur dem Menschen verliehen haben, noch nicht unter der Wucht der in das Orchester verlegten unendlichen Melodie ganz erstickt ist.

Vor allem aber wird die fortdauernde und durch nichts zu beseitigende Veränderlichkeit in der Geschmacksrichtung des Publikums an dem Marke dieser Schöpfungen der Neuzeit zehren und den so lange Zeit mit Erbitterung geführten Kampf über die Berechtigung des ganzen Systems und dessen Durchführung einem thatsächlichen Ende zuführen.

Dieser veränderten Geschmacksrichtung des Theaterpublikums

ist auch „Das unterbrochene Opferfest“ verfallen, über dessen inneren Werth und liebenswürdige Schönheit an sich kaum ein Zweifel herrschen wird. Aber gerade das, was dieses Werk Peter v. Winter's in so hohem Grade auszeichnet: der in das Innere dringende Gesang, die Anmuth der Melodien und die Abrundung der Formen, die aus sich selbst hervorquellende Charakteristik, das, was die Musiker der neueren Schule eben schon an Haydn und Mendelssohn so unangenehm berührt hat (an Mozart wagt man sich bis jetzt nur mit einer gewissen Scheu heran), — alles dies muß mit der Abschaffung der Melodie, mit dem Zerschlagen der Form, mit der Unterordnung der menschlichen Stimme unter die „Sprache des Orchesters“ dazu beitragen, die Neigung der neueren Schule und die des Publikums einem solchen Werke zu entfremden.

Ich hätte diese Bemerkungen schon früher bei Besprechung der Opern von Spontini und Cherubini einfließen lassen können; ich meine aber, sie wären dort nicht so sehr an ihrem Platze gewesen wie hier, wo der Gegensatz zwischen der altklassischen Oper und dem Zukunftsdrama noch schärfer und klarer hervortritt.

Wenn ich im Laufe meiner Betrachtungen übrigens wiederholt darauf aufmerksam gemacht habe, daß gewisse Opern deshalb den vergessenen beigezählt werden, weil die großen Künstler fehlen, welche ihre Träger sein müssen, so wird sich dies bei der Wagneroper wiederholen. Denn es ist nicht zu erwarten, daß auf die Dauer der Enthusiasmus für diese Art der Musik die bedeutenden Künstler, welche für ihre Darstellung absolut nothwendig sind, veranlassen werde, sich den zahlreichen anderen Aufgaben zu entziehen, die ihnen ein so reiches Feld des Glanzes und hoher Triumphe bieten.

Im Begriff, den Kreis der Erörterungen abzuschließen, den ich mir beim Beginn dieser Betrachtungen gezogen hatte, habe ich zunächst noch einer alten Oper zu gedenken, welche dem Jahre 1809 entstammt, also bedeutend jünger als das „Opferfest“, zu ihrer Zeit mit ungeheurem Beifall gegeben, von großen Künstlerinnen mit Vorliebe dargestellt, so gemüthreich als einfach, von tiefster Empfindung getragen und von zartester Reinheit des Ausdruckes, in diesen ihren Haupteigenschaften kaum ihresgleichen hat. Es ist dies „Die Schweizerfamilie“ von J. Weigl, eine Oper, die jetzt noch kaum über eine oder die andere kleine Bühne gehen mag, wenn eine Anfängerin glaubt, ihre ersten Versuche vor dem Publikum wagen zu sollen.

Der Text (von Castelli) ist in seiner Art und nach seinem Inhalt vortrefflich, wenn ihm gleich alle jene Sensationspointen fehlen, die in der neueren Oper kaum entbehrlich erscheinen. Die Verse sind vorzüglich. Es ist eine Gemüthsdarstellung, welche die Liebe der Schweizer zu ihrem Heimathlande und die Liebe eines vom Heimweh gequälten und von tiefer Leidenschaft erfüllten jungen Mädchens in sicheren und einfachen Strichen zeichnet.

Ungünstig für die Oper als Bühnenstück wirkt es, daß sie sehr kurz ist. Sie füllt ungeachtet ihrer drei Akte kaum einen Abend aus. Insbesondere der dritte Akt spielt sich mit reißender Schnelle ab. Der Zuschauer vermag kaum der tief ergreifenden Lösung, die er bringt, gerecht zu werden.

Die Partitur bietet nur wenige Nummern, die nicht noch jetzt Gemeingut der deutschen Nation, der Musik- und Theaterwelt wären. Abgesehen von den schönen und charakteristischen Ensembles, sind die Scene der Emmeline im ersten Akt „Gott, was seh ich!“ deren allbekanntes Duett mit Richard Bol ihrem Vater, „Setz dich, liebe Emmeline“ und die nicht weniger bekannte Kavatine „Wer hörte wohl jemals mich klagen?“, im zweiten Akte das rührende Lied Jakobs „Vom weit entfernten Schweizerland“, das Duett „Durch das Band der reinsten Liebe“, sowie im dritten Akt das Terzett „Ach, wie herrlich strahlt der Morgen!“ das wie warmer Sonnenschein aus blauem Himmel herabklingt, vor allem aber das seelenvolle Stimmungsbild in dem Melodrama der Emmeline, an das sich das Erkennungsduett mit ihrem Geliebten anschließt, wahrhafte Perlen einfach-rührenden Gesanges.

Wer diese, meist der Rolle der Emmeline angehörigen Stücke von Nanette Schechner oder von Wilhelmine Schröder-Devrient gehört hat, der wird auch wissen, daß nie mit einfacheren Mitteln gewaltigere Wirkungen erreicht worden sind als durch diese beiden großen Künstlerinnen. Der überwältigende Eindruck, den Nanette Schechner mit den Worten der Kavatine „Es ist nur die Freude die sie mir erpreßt“ hervorrief, ist nur dem Augenblick zu vergleichen, in welchem die Worte im dritten Akt „Es ist seine Stimme, es ist seine Stimme!“ aus dem Tiefsten der Seele hervorströmend von Wilhelmine Schröder-Devrient gesungen worden sind. Beide Künstlerinnen, so überraschend groß im Spiel wie im Gesange, i[illegible]

den höchsten Aufgaben die die ernste Oper bieten kann, allen anderen überlegen, haben es nicht verschmäht, ihre schönsten Lorbeeren auf dem einfachen Felde dieser dem reinsten Gefühl und den rührendsten Seelenstimmungen geweihten Oper zu suchen.

Ich schließe meine Betrachtungen mit einem Werke, das nicht für den Kunstfreund, nicht für die Oper als solche, nicht für die Geschichte, wohl aber für die Opernbühne als eine vergessene bezeichnet werden darf; vergessen, während die Bewunderung dafür, das Anerkenntniß der überwältigenden Größe, der ernsten Dramatik, der tragischen Gewalt und des vollendeten künstlerischen Inhaltes, von dem es erfüllt ist, noch in diesem Augenblick mit gleichem Feuer wirkt als bei ihrem ersten Erscheinen vor mehr als hundert Jahren.

Daß ich unter den vergessenen Opern auch dieses großen Werkes, der „Iphigenia in Aulis“ von Gluck, gedenken muß (ich hätte mich vielleicht auch noch mit seinem „Orpheus“ beschäftigen können, wenn ich nicht darauf hätte Rücksicht nehmen müssen, daß diese Oper einer besonders geeigneten Darstellerin bedarf, die nicht immer den Bühnen zu Gebote steht), das würde schmerzlich berühren, wenn man nicht eben die oben erörterten Anschauungen von dem, was dem wechselnden Geschmack der Zeit und des Publikums zu gute gerechnet werden muß, sich stets gegenwärtig zu halten und dabei sich klar zu machen hätte, daß Gluck, Meyerbeer, R. Wagner und Verdi unmöglich nebeneinander das Repertoire derselben Opernbühne erfüllen können, wenn nicht für jeden dieser Tonsetzer ein eigenes Publikum, nicht weniger aber auch ein deren Anforderungen entsprechendes Bühnenpersonal zu Gebote steht.

Mit dieser Oper hatte ihr berühmter Komponist zwar nicht die Reform der Oper begonnen, ihr waren „Orpheus“ (1764), „Alceste“ (1763) sowie „Paris und Helena“ (1769) voraufgegangen. Aber die bekannten Kämpfe, welche das Erscheinen der „Iphigenia“ (1767) zu Paris begleitet hatten, und der ungeheure Erfolg, welcher dieser Oper dort zu Theil ward, stellen sie unmittelbar an die Spitze der Reformbewegung, die mit ihr und aus ihr hervorgegangen war und die Gluck bereits in der berühmten Vorrede zu seiner „Alceste“ als eine wohlbewußte und systematisch vorbereitete bezeichnet hatte. Freilich haben wir von R. Wagner*) erfahren,

*) „Kunstwerk der Zukunft“, S. 35 u. 36.

daß diese berühmt gewordene Revolution Glucks in Wahrheit nur darin bestanden habe, daß der musikalische Komponist sich gegen die Willkür des Sängers empört habe. „Im Uebrigen" (sagt er) „blieb es in Bezug auf den ganzen unnatürlichen Organismus der Oper durchaus beim alten. Arie, Recitativ und Tanzstück stehen für sich gänzlich abgeschlossen ebenso unvermittelt nebeneinander in der Gluckschen Oper, als es vor ihr und bis heute fast immer noch der Fall ist."

Dies ist in gewissem Sinne richtig: Gluck hat die ihm von Scarlatti überkommene Form der Arie und des Recitativs erhalten, und wenn man von einem anderen Musikkritiker hört,*) daß er im musikalischen Sinne kein originaler Kopf war, so kann man ja immer noch zufrieden sein, daß ihm überhaupt der Kopf noch nicht ganz abgesprochen worden ist; und doch ist er es gewesen, der nicht die Form, sondern das Wesen der Opernmusik von Grund aus neu gestaltet hatte, der die Formen, wie er sie vorgefunden, von innen heraus erweitert, den dramatischen Zwecken untergeordnet und angepaßt, nicht aber — und ich kann ihm darin nur vollkommen recht geben — dieselben mit Bewußtsein zerschlagen hat.

Bei Gluck war das Gewand der Oper nicht, wie Wagner dies**) mit unbeschreiblicher Naivität ausgedrückt hat, „eigentlich nur das Werk des Decorationsmalers und Theaterschneiders"; für ihn war es die reine Form des musikalischen Dramas, als welche ich für mein bescheidenes Theil sie noch jetzt betrachte, selbst auf die Gefahr hin, von Herrn Tappert***) zur Ordnung gerufen und als einer der „stupidesten Stümper" bezeichnet zu werden, die es wagen, den Meister meistern zu wollen. Mit sicherem Blick hatte Gluck erkannt, daß die neue und gefährliche Bahn, die er zu beschreiten im Begriff stand, weitab bleiben müsse von jeder Realistik und von jener Trockenheit, dem Mangel an Idealismus, der von der Kunst abwärts führt in die Prosa des gewöhnlichen Ausdrucks, den ein schwächerer Geist so leicht für das Hauptsächliche des dramatischen Wesens zu halten geneigt sein mag. Sein feines Gefühl für das Schöne und der unerbittliche Ernst, der ihn bei seinen

*) L. Ehlert: „Musikalische Briefe", S. 78.
**) „Kunstwerk der Zukunft", S. 103.
***) „Musikalisches Wochenblatt" Leipzig, (1882), S. 594.

Arbeiten beherrschte, bewahrten ihn vor derartigen Verirrungen. Für ihn war nicht, wie dies bei seinem Vorgänger Lully der Fall gewesen, die Wahrheit des Ausdrucks für sich allein Zweck, sondern die Wahrheit im Gewande der Schönheit. Nicht die Charaktere an sich wollte er darstellen, sondern das Ideal der Charaktere. Vor allem lag es ihm fern, die Musik der Dichtung unterordnen zu wollen. Im Gegentheil, er wollte auf der Grundlage der Musik die Wahrheit mit der Schönheit, den dramatischen Ausdruck mit der Würde und Grazie verbinden, welche die Kunstform ihm zu fordern schien. Er hat die Form nicht zerbrochen, sondern, indem er sie neu belebte, sich unterthan gemacht.

Wenn uns jetzt, vom Standpunkt der Romantik aus, der unsere Zeit beherrscht, die Welt der Heroen, die antike Größe in Glucks Opern mitunter fremdartig anschauen, so wird dies weniger befremden als die Thatsache, daß noch jetzt, nach mehr als hundertjähriger reicher Blüthe der Kunst in all ihren vielverzweigten Richtungen, seine Opern jene zündende Kraft nicht verloren haben, die ihnen zur Zeit ihres Entstehens innewohnte.

Als vor wenigen Jahren „Alceste" in Berlin neu in Scene ging, war noch bei der Generalprobe die Meinung vorherrschend, daß man die Oper nicht geben dürfe. Und als sie dennoch ihren hoheitsvollen Gang ging, geschah dies vor einem enthusiastisch angeregten, entzückten Publikum. Dasselbe ist stets bei Glucks „Armida" und bei seiner „Iphigenia in Tauris" der Fall gewesen. So wie Niemann als Achill mit der berühmten Arie des dritten Aktes „Zuerst stoß ich das Schwert" und mit der Arie des Rinald „Mich durchglüht der Durst nach Thaten", nicht weniger mit der in der „Alceste": „Ohne dich kann ich nicht leben!" sein Publikum hinreißen konnte,*) so wie Mantius seiner Zeit als Pylades durch die Arie „Nur einen Wunsch, nur ein Verlangen" bezaubern, wie Johanna Wagner Glucks höchste Tragik in ihrer Klytämnestra zu

---

*) Welchen Enthusiasmus würde Niemann erregen, wenn die Regie der Berliner Oper dahin gelangte, von ihm den Orest singen zu lassen, mit dessen Darstellung einst Bader und Wild, beides so hochberühmte dramatische Tenoristen, eine so außerordentliche Wirkung hervorbrachten.

„Diese Anerkennung ist antiquirt. Nieman hat den Orest gesungen und hat das Publikum kalt gelassen, so hoch ich persönlich seine vortreffliche Leistung geschätzt habe.

Gattin eines der herrlichsten Charakterbilder, welche die große Oper geschaffen hat. In der Klytämnestra, die hier nur von Mutterangst bewegt erscheint, sieht man bereits jene düsteren Triebe emporwachsen, die zehn Jahre später den in siegreichem Stolze heimkehrenden König der Mordaxt ihres Buhlen Aegysthеus opfern sollten. Beiden gegenüber steht die große Heldengestalt des Achill wie mit Flammenschrift gezeichnet.

R. Wagner hat diese Gluckſche Oper einer Bearbeitung unterworfen, die nicht gerade ein ehrendes Zeugniß für die Pietät dieses Tonmeisters gegen den alten Reformator des musikalischen Dramas ablegt. Sie ist wenn auch mit Maß, doch in jener Art von Zukunftsideengang erfolgt, die zur klassischen Oper nicht paßt. Am besten hat Wagner die instrumentalen Kräfte des Gluckschen Orchesters, zumal in den Arien behandelt, die er in glücklicher Weise verstärkt und neu gruppirt hat.

Ob man es für richtig erachten soll, daß er gegen die ursprüngliche Vorschrift, nach welcher Kalchas vor Beginn des Opfers der Iphigenia den Zorn der Göttin als versöhnt erklärt, Diana selbst erscheinen läßt, kann vom dramatischen und scenischen Standpunkt aus zweifelhaft sein. Die hier eingefügte, wenn auch kurze Musiik entfernt sich jedenfalls stark vom Stil der Gluckschen Oper und macht daher eine glückliche Wirkung nicht. Wenn Wagner an Stelle des schwungvollen Schlußchors den dreifachen Ruf „Nach Troja!“ gesetzt hat, so erinnert dies zu sehr an den Schluß des zweiten Aktes im „Tannhäuser“: „Nach Rom!“ um nicht befremdend zu wirken.

Ich hoffe, daß von dem Augenblick an, mit welchem die großen Bühnen Deutschlands oder eine oder die andere derselben über gleichmäßig vorzügliche Kräfte ersten Ranges werden gebieten können, „Iphigenia in Aulis“ keine vergessene Oper mehr sein wird.

Indem ich hiermit von dem geneigten Leser scheide, bin ich mir sehr wohl bewußt, das manches, dem ich in den vorstehenden Blättern Ausdruck gegeben habe, Anstoß erregen, manches auch Mißbilligung finden wird. Wer indeß lange Zeit hindurch im öffentlichen Leben den Kampf nach so mancher Seite hin aufzunehmen gehabt hat, wie mir dies beschieden war, und wer, seinen [Über]zeugungen getreu, auch großen Interessen und Personen [gegen]über, die von ihm in tiefster Seele verehrt wurden, sein

„non possumus“ auszusprechen berufen gewesen ist, der wird auch in den der schönen und ernsten Kunst angehörigen Fragen nicht zweifelhaft sein, daß der Mann nicht nach den verrauschenden Stimmen des Tages und der Parteirichtung, sondern nach dem, was er den bleibenden Interessen entsprechend betrachten zu müssen glaubt, Farbe zu bekennen hat. Ich bekenne diese Farbe nicht für mich, sondern für die Tonkunst in ihren höchsten und idealsten Zielen, und weiß, daß eine nicht ferne Zukunft sich an meine Seite stellen wird.

Ich hätte noch manche der vergessenen Opern nennen und besprechen können, die es verdient haben, der jetzt lebenden Generation in Erinnerung gebracht zu werden. Aber ich fürchte, daß ich schon zu weit über die Grenzen hinausgegangen bin, welche der geneigte Leser dem vielbesprochenen Gegenstande gezogen zu sehen gewünscht haben möchte.

Ich schließe daher.

Die Kunst ist ewig. Ihre Grundlagen sind in der Musik keine anderen, als in der Malerei oder in der Skulptur, in der Poesie des Gedichtes oder des Dramas. Ueberall sind ihre Gebilde, auch das Beste darunter, dem schnell wechselnden Urtheil des Tages unterworfen, der Kritik, die oft herbe und gerecht, oft genug auch oberflächlich, seicht und käuflich ist. Was der Künstler schafft, vermag nur dauernde Geltung, bleibenden Nachruhm zu erwerben, wenn es, unbeirrt durch den Zuruf der Menge, durch den Zufall des Augenblicks, der Wahrheit in dem Gewande idealer Schönheit nahe zu kommen, diese zu erreichen trachtet, wenn nicht der verführerische Reiz eines trügerischen Glanzes, sondern der duftige Hauch poetischer Weihe, wenn die innere prophetische Gewalt den Maßstab abgiebt für das, was den Werth der Erscheinung bestimmen soll.



Skizzen und Bilder

aus

den Ländern an der unteren Donau und aus
dem Europäischen Orient,
aus den Jahren 1856 bis 1858.



Die nachfolgenden Blätter sind in einer Zeit entstanden, die
zt fern hinter mirliegt. Vieles darin mag durch den Lauf der
eit, welche gerade in die orientalischen Verhältnisse so scharf ein-
griffen hat, überlebt erscheinen; manches andere kann die fort-
reitende Entwickelung des europäischen Cultur-Lebens geändert
ben, denn es sind seit meinem Aufenthalte in den damaligen
onaufürstenthümern und in der Türkei mehr als 25 Jahre ver-
ngen.

Und doch glaube ich, daß die Bilder, die ich damals skizzirt
be, der Hauptsache nach noch jetzt zutreffend sein werden, zumal
, wo sie nicht das politische Gebiet berühren (das ja überhaupt
r nebenher gestreift worden ist), sondern wo sie einen land-
aftlichen Hintergrund haben.

Der Tourist würde freilich in meinen Schilderungen in Bezug
f die jetzigen Reiseverhältnisse jener Gegenden und Länder kaum
ne besonders zuverlässige Ausbeute gewinnen. Denn nichts in
r Welt ändert sich schneller als die Mittel und Modalitäten des
erkehrs auf großen Strecken und für ferne Ländergebiete. Da-
gen meine ich, daß der Charakter der Bevölkerung überall der-
lbe geblieben ist. Rumänien (wenn das Land auch damals in
oldau und Walachei getrennt und kein Königreich war), Türken,
riechen und sonstige Orientalen werden schwerlich ihre Denk- und
andlungsweise gründlich geändert haben.

Sollte dies aber der Fall sein, dann würde die Schilderung
r Zustände in damaliger Zeit doch auch ein gewisses cultur-
storisches Interesse in sich schließen.

Ich bitte den geneigten Leser, von diesem Standpunkte aus
nachfolgenden Darstellungen betrachten zu wollen.





I.

Die Donau und Galatz.

Die früher unter dem Namen der Donaufürsten bekannten Länder, die Wallachei und die Moldau, das jetzige Königreich Rumänien bildend, so wie die an dem rechten Ufer der Donau entlang gestreckten, ehemals türkischen Paschaliks von Widdin, Nicopolis und Silistria, welche ostwärts bis zum schwarzen Meere als die Dobrudscha bezeichnet werden, bildeten, als ich sie zum ersten Male sah (1856), ein so buntes Gemisch von Völkern, Racen, Religionen und Interessen, daß der Fremde, welcher plötzlich und unvorbereitet dorthin versetzt worden wäre, sich durch die Umgebung dieser sonderbaren und oft überraschenden Gestalten und Verhältnisse unangenehm und peinlich berührt hätte fühlen müssen.

Indeß, sowie Faust, ehe er von dem Zaubertranke der Verjüngung trinken durfte, erst durch das Hexen-Einmaleins dazu vorbereitet werden mußte, so war damals, freilich auf etwas weitläufigere Weise durch die Reise dafür gesorgt, daß, wer sich in jene Länder begab, nach und nach in deren Eigenthümlichkeiten versetzt wurde, um sich an die fremden, wilden und bunten Gestalten gewöhnen zu können, die ihn in dem damaligen europäischen Orient umgeben sollten.

Die großen Eildampfboote, auf denen man die lange Reise, die selbst in der guten Jahreszeit von Pest aus bis Galatz

3 bis 4 Tage und ebenso viel Nächte erfordert, zurücklegen mußte, bildeten und bilden noch jetzt jene Uebergangsstufe aus der Civilisation und Cultur Europa's zur Barbarei jener Länder, welche nur hie und da mit äußerlichem Firniß übertüncht ist.

An sich kann man freilich weder eleganter noch angenehmer reisen, als auf diesen Schiffen. Die Verpflegung ist vortrefflich, der Dienst pünktlich, die Offiziere und Beamten von der ausgesuchtesten Gefälligkeit. Die Großartigkeit der Eindrücke, die von außen herantreten, ist ganz dazu angethan, die Phantasie anzuregen und mit prächtigen Bildern zu erfüllen. Leider aber wurden alle diese Vorgänge durch die Gesellschaft zerstört, mit welcher man in der Regel die an sich so interessante Fahrt zu erdulden genöthigt war.

Die Schiffe haben in dem ersten Salon Platz für etwa 60 Personen. In der Regel aber sind dies ihrer gegen 80, 90 bis 100. Und was für Passagiere sind dies? Die der gebildeten Welt Angehörigen bilden darunter des hohen Fahrpreises ungeachtet den kleinsten Bruchtheil. Die Mehrzahl besteht aus jenen unverschämten Burschen, welche dem Kaufmannsstande der Städte Bukarest, Jassy, Galatz, Odessa und Konstantinopel angehören, und zum überwiegenden Theil Europa aus zwingenden Gründen haben verlassen müssen, und dort, wo man weniger ängstlich in Bezug auf die Mittel des Gelderwerbes ist, das Geschäft mit Vortheil fortführen.

Diese fanden sich auf dem Schiff mit einigen jener wüsten Bojaren zusammen, die sich häufig mit der stolzen Bezeichnung „mein Prinz“ anreden ließen, oder als ehemalige Minister eine gewisse äußere Hoheit und Würde mit der ausgesuchtesten Sittenlosigkeit verbanden, nie anders als in lackirten Stiefeln und mit hellen Glacehandschuhen zu sehen waren, deren Morgentoilette aber ohne jede Berührung mit Seife und Wasser in einer Eile beendet wurde, von der sich Niemand einen Begriff machen kann. Dazu trat eine italienische, an europäischen Bühnen nicht zulässige Opern-Gesellschaft, und eine Anzahl sonstiger Abenteurer und Abenteurerinnen jeder Art. Die gelben Gesichter mit ihren glühenden Augen und schwarzen Bärten, die stets im besten Gange befindlichen 70 bis 80 Cigarretten, welche auch bei den Damen selten ausgingen, vermischten sich in diesem sonderbaren Chaos mit einer Sündfluth von Sprachen, von denen ich als die

gewöhnlichsten nur Ungarisch, Griechisch, Deutsch, Italienisch, Französisch, Englisch, Russisch, Slavisch, Wallachisch und Wienerisch nenne und welche bei dem Thurmbau von Babel nicht gründlicher sich hätten verwirren können.

In dem großen Salon hört man das Rollen und Fliegen der Ducaten zwischen dem eintönigen Ausruf der Chancen des Maccao oder Landsknecht, dazwischen Knallen von Champagnerpfropfen, Kindergeschrei, Rouladen und Motive aus Verdi's „Traviata" oder „Rigoletto," hie und da einen heftigen Zank, rohes Gelächter, kurz ein überaus wüstes Treiben, das des Morgens früh beginnt und in der Nacht nicht endet. Dazwischen werden zarte Verhältnisse angeknüpft, schmachtende Blicke fliegen hin und her, aus den versteckten Plätzchen tönt ein leises Geflüster und das nie endende Klappern und Klirren der Teller, Tassen und Gläser vereint sich schließlich mit dem ewigen Rauschen und Brausen der Räder und dem Arbeiten der Maschine des Dampfboots zu einem sehr wunderbaren Gemisch von Tönen und Eindrücken. Wie frei fühlt man sich, wenn man aus dem wüsten Gewirr des Salons heraustretend von dem Deck des Schiffes aus den weiten Horizont überblicken kann, der sich oft bis in unübersehbare Fernen dahin breitet; wenn man nur den mächtigen Strom unter sich rauschen hört und die Ufer pfeilschnell vorübergleiten und mit ihrer Geschichte zu uns sprechen. Und welche Sprache ist es, in der Orte und Namen wie Mohacs, Peterwardein, Semlin und Belgrad, Widdin, Kalafat, Nikopolis, Sistowa, Rustschuck und Giurgewo, Oltenizza und Silistria zu uns reden.

Mit dem Gefühl ehrerbietiger, fast andächtiger Bewunderung sieht man zwischen Moldawa und Drenkowa, sowie bei Turn Severin die grauen Thürme aus dem schattigen Grün der Ufer hervorragen, welche der glänzendsten Zeit des römischen Kaiserreichs entstammend, einst den von Trajan und Hadrian erbauten Brücken zum Schutze gedient haben. In dem engen Felsenthale des Kasan, wo der ungeheure Strom mit Blitzesschnelle über unergründete Tiefen sich durch die seltsamen Windungen des Gebirges seine Bahn gesucht hat, erblickt man an den glatten Felsenwänden des rechten Ufers in Meilenweite jene von den Römern tief eingehauenen ...ungen, vermöge deren sie mit unerhörter Kühnheit an dem ..., pfadlosen Ufer des Stromes entlang brückenartige Gänge

construirt hatten, auf denen Trajan seine Heere durch das gefährliche Thal zur Unterwerfung wilder und barbarischer Völkerschaften führen konnte.

Nichts gleicht der wildromantischen Schönheit dieser Theile des Donauthales. Diese grauen, zerklüfteten, hoch in die Luft ragenden Felsen zeigen in ihren mit dem Grün einer reichen Vegetation bekränzten malerischen Formen das von keiner Cultur, von keiner menschlichen Nähe veränderte Bild der Urgestalt einer Gegend, die sich vor mehr als anderthalbtausend Jahren den Heeren Trajans und den Wanderungen Hadrians in völlig gleicher Weise gezeigt. Die Oede und Einsamkeit dieser Gegenden, in denen Bär und Wolf ihre Stätte finden, während hoch in der Luft riesige Adler ihre Kreise ziehen, ist nur durch den majestätischen Strom belebt.

An einem der steil abfallenden Felsen des rechten Ufers erkennt man die von der Zeit geschwärzte, aber in Folge der unnahbaren Lage von Menschenhänden nicht angegriffene und von Thoren nicht mit ihren nichtssagenden Namen besudelte Tafel, welche Trajan zum Andenken an diesen gefährlichen Marsch dort einhauen ließ.

Unterhalb dieses Donauthals liegt das österreichische Grenzstädtchen Orsova. Von hier aus gelangt man an das eiserne Thor, welches, etwa 120 Meilen oberhalb des schwarzen Meeres und etwa 100 Meilen unterhalb Pest, die große Schwelle bildet, über welche hin man in die untere Donau und in das an beiden Ufern derselben ehemals dem türkischen Halbmonde unterworfene Gebiet gelangt.

Nicht zwischen Felsenwände eingeklemmt, sondern in seiner vollen Größe und Breite wälzt hier der Strom seine Wogen über die tausende und abertausende von Felsenklippen und Riffen fort, die sich unter und über dem Wasser von den Gebirgen des einen Ufers zu denen des anderen herüberziehen. Das Schiff beginnt mit Blitzesschnelle dahinzuschießen, obwohl die Maschine kaum noch arbeitet. Man fühlt den Sturz des Wassers über die erste der drei Kataracten. In wogender Brandung schäumt und braust es von allen Seiten. Sobald das Schiff in die eigentliche Felsenpassage kommt, welche in dem zweiten Kataract die einzig mögliche Fahrbahn durch den breiten Strom bildet, beginnt um das[...] herum ein seltsames Strudeln und Wogen. Das weite Becken [...]

Donau bildet nur eine einzige weißschäumende Masse, die wie ein ochender Gischt daher braust. Mitten in die wildesten Strudel wird das Schiff gelenkt. Unverwandt haften die Blicke der am Steuerrade arbeitenden Lootsen auf seinen Gang. Eine Viertel-rehung zu viel kann das Boot an eine der unzähligen Felsen-pitzen schleudern, welche es überall bedrohen. So gleitet es pfeil-chnell etwa 10 Minuten den Wassersturz herab. Nach und nach eruhigt sich die Brandung, der Strom fließt stiller an den hohen, aubgekrönten Uferbergen vorüber und man hat das eiserne Thor inter sich.

Von hier ab, das heißt unterhalb Turn Severin verschwinden ie Berge an den Ufern. Nur von weitem sieht man die hohen chneebedeckten Gipfel des Balkan-Gebirges an dem Februar-Himmel n der Sonne daherglänzen. Unterhalb Widdin verlieren sich auch iese und die Gegend wird wüst, todt, weithin gestreckt in Rohr nd Sumpfflächen, die den Wasservögeln, zumal Myriaden von Pelikanen und wilden Schwänen zum Aufenthalt dienen. In er Nähe von Nikopolis, auf dessen Feldern einst die Blüthe der ränkischen Ritterschaft, eines der schönsten Heere der Kreuzfahrer em siegreichen Schwerte der Saracenen erlag, erheben sich die Ufer des türkischen Gebiets wieder zu einer leichten Hügelformation, welche im Frühling auf Meilen hin von Cyrenen und Jasmin edeckt einen berauschenden Duft weithin über die breite Wasser-läche des Stromes ausströmt.

Am Morgen des letzten Reisetages wird das Auge durch inen Wald von Masten angenehm überrascht, der die Nähe der wallachischen Grenz- und Hafenstadt Ibraila ankündet. Hunderte on Seeschiffen jeder Größe und jeden Ranges mit ihren zierlichen Masten und Raaen, ihren Segeln und dem verschlungenen Tauwerk ringen Leben und Bewegung in diesen sonst todten Winkel von Europa. Eine halbe Stunde später kündigt ein dichterer Masten-wald die Nähe von Galatz an, des Haupthafenplatzes der Donau ür das schwarze Meer und den Orient. Diese große Handels-tadt der rumänischen Fürstenthümer, in der jährlich zwischen 4 und 5000 Seeschiffe verkehren und in der ein Umschlag von vielen Millionen Francs stattfindet, bestand zu jener Zeit zum sehr großen Theil inen schmutzigen, verstaubten Häusern, zwischen denen zahl-Ruinen, abgebrochene Gebäude, wüste, mit Unrath oder braunen

Disteln bedeckte Plätze, lange Zäune, Bretterbuden und w
staubbedeckte Akazien ohne Plan und Ordnung in buntem Ge
umhergestreut waren. In dem weit ausgedehnten, lagerhaft bef
Umfange der Stadt hätten statt der damaligen Bevölkerung
70 bis 80,000 Seelen deren bequem eine halbe Million w
können. Einige ruinenartige Kirchen, neben den Hauptstraßen
sich hie und da eines sehr schlechten Pflasters erfreuen,
Malerisches. In den Straßen wühlt im schmutzigen Gemisch
bunte Bevölkerung von Griechen, Türken, Bulgaren, Europ
Moldauern, polnischen Juden, Trödlern und Zigeunern hin
her, welche einen, die Nerven unangenehm berührenden Duf
Knoblauch ausströmt und nicht durchweg als Muster von Sa
keit aufgestellt werden könnte. Die Luxuswagen mit ihren
mageren Kosakenpferdchen jagen wild durch das Gewühl,
karawanenartige Züge von ochsenbespannten Wagen führen Ge
vom Lande in die Stadt und an den Hafen, und die unver
lichen Schweine und Hunde wandern mit mageren Kühen und
blickenden Büffelochsen im Bunde hin und her, um sich aus
zahllosen Schmutz- und Kehrichthaufen ihre bescheidene Nah
zu suchen.

Ueber dem allem schwebt ein dicker, feiner Staub, der
jedem Schritt, der gethan wird, von jedem Wagen der daher
zu dichten Wolken aufgejagt, alles bedeckt und durchdringt. Men
Vieh, Gebäude, Gras, Blätter, Schweine, Hunde, Büffelochsen
Zigeuner.

Wenn man einen erfrischenden Spaziergang in das
machen will, wobei ich nebenher bemerke, daß die den hö
Classen angehörigen Bewohner der Donaufürstenthümer ihre
den dort herrschenden Ansichten gemäß, durchaus nicht zum
erhalten haben, sondern außerhalb des Hauses nur zu f
pflegen, dann windet man sich durch jene endlosen, breiten,
von Bretterzäunen eingeschlossenen Straßen bis an die Thor
Stadt. Ich habe bereits gesagt, daß dieselben in der Regel
Staub wirbeln.

Bei nassem Wetter verwandeln sie sich in einen schlüpfrigen,
rigen glatten Morast, durch den man zu meiner Zeit ohne Hil
Stockes nicht fortkommen konnte, der in der Regel bis weit üb
Knöchel zusammenschlägt, sehr oft aber auch, sogar in den

traßen, sich zu Seen ausbildete, durch welche man mit großen, bis
n die Hüften reichenden Stiefeln bekleidet, meist bis an das Knie
indurchwaten mußte. Die Frauen der niederen Classe, welche
während dieses Zustandes der Straßen, der in der schlechten Jahres-
eit oft Monate lang anhält, genöthigt sind, zu Fuß das Haus zu
verlassen, vermögen dies nur vermittelst einer eigenthümlichen Art
von Ueberschuhen. Unter diesen sind nämlich kleine Stelzen ange-
bracht, auf denen sie sich bis etwa zur Tiefe von 1 Fuß in den
Moraſt wagen können.

In den äußersten, das Ende der Stadt bildenden Straßen
hören die Häuser zum Theil ganz auf. Die Wohnungen werden
dort durch in die Erde gegrabene Höhlen gebildet, über welche ein
Dach gedeckt wird, welches mit dem Schornstein über dem flachen
Erdreich hervorragt.

Wenn man diese Straßen überwunden hat, so gelangt man
n einen das Gebiet der Stadt ringsumschließenden sehr breiten
rockenen Graben, der von Schmutz und Unrath, sowie von den
Cadavern todter Hunde, Katzen und gefallener Schweine starrt und
inen pestartigen Geruch verbreitet. Die dann folgende äußere
Umgebung der Stadt wird durch einen breiten Gürtel von Land
gebildet, welcher allein dazu dient, den Unrath und Mist, welchen
die edlen Bewohner der Stadt nicht auf die Straßen werfen,
aufzuhäufen und verwittern zu lassen; denn das Land ist so fruchtbar,
daß es den Dünger nicht vertragen würde. In dieser angenehmen
Umgebung bewegen sich unzählige Hunde familienweise umher und
ch würde Niemanden, dessen Witterung eine wesentlich andere als
die des gemeinen Moldauers oder Wallachen ist, rathen, sich zu
Fuß oder zur Nacht in diese Gegend zu verlieren.

Hat man diesen für das Auge und die Geruchsnerven gleich
empfindlichen Gürtel überschritten, so befindet man sich im Freien,
das heißt man hat vor sich eine breite, staubige, braune, endlose
Haide, auf der die von außen her kommenden zahlreichen Karawanen
der ochsenbespannten Getreidezüge, in welchen selten weniger als 18
bis 20, mitunter bis zu 30 Wagen langsam daherziehen, dichte
Wolken undurchdringlichen Staubes aufwühlen. Vergebens sucht
das Auge nach der kräftigen, frischen Vegetation unserer heimath-
[illegible] Gegenden. Eine solche ist hier nicht vorhanden. Um aber
[illegible]ht zu sein, muß ich bemerken, daß wenn der Spaziergang sich

[illegible] Theil der Stadt [illegible] wendet, er doch belohnender [illegible] Blick durch die endlose braune [illegible] werden könnte. Aber er kann auch auf [illegible] Von den gegen die Niederung des [illegible] schroff abfallenden, in hundert Spalten und [illegible] Thonufern aus reicht das Auge nach Osten hi[illegible] niedrigen Hügelreihen um[illegible] hinter welchem der Pruth, jen[illegible] so berühmt gewordene Grenzfl[illegible] in die Donau fällt. Jens[illegible] die weißen Gebäude d[illegible] In weitem silbernen Bogen fli[illegible] dem schwarzen Meere zu und zahll[illegible] wie Schwäne daher. Jenseits [illegible] angehörige Dobrudscha i[illegible] aus und die malerisch gezack[illegible] den Horizont ab, über den [illegible] Himmel des Orient seine wolkenl[illegible] Zu den Füßen des Beschauers liegt die un[illegible] mit ihren grauen Dächern, weißen Häusern, [illegible] und in der Sonne, wie in rei[illegible] und Thürmen, ihren wirbelnden Sta[illegible] Masten, der sich am Hafen entl[illegible] erblickt man am Horizont in purpur[illegible] Ferne die Karpathen, dem dritten Kaiserreiche angehörig, das m[illegible] von diesem Punkte aus sehen kann.

Die Bevölkerung der Stadt besteht aus 70 bis 80 Tau[illegible] Seelen, von denen die große Mehrzahl dem Auswurf aller Natio[illegible] angehörig ist und unter denen sich die zahlreichen Griechen d[illegible] Zügellosigkeit und völlige Nichtachtung von Sitte und Gesetz [illegible] zeichnen.

Selbst von den, ich will nicht sagen höheren oder gebildete[illegible] aber doch wohlhabenderen Einwohnern, welche meist dem Kaufma[illegible] stande angehören, würde ein Theil, wenn er in civilisirten Sta[illegible] lebte, kaum wo anders als hinter Schloß und Riegel zu f[illegible] sein. Jede Art von Verbrechen ist in dieser Bevölkerung in [illegible] reichen Exemplaren repräsentirt, von dem gewöhnlichen Spitzb[illegible] bis zu dem grauenvollsten Mörder.

Als Probe davon habe ich selbst, im Jahre 1858, einer mit
lgemeiner Plünderung verbundenen Judenverfolgung beigewohnt,
lcher nur durch das Einschreiten der Mannschaften aus den im
afen liegenden fremden Kriegsschiffen ein Ziel gesetzt werden konnte.
Es würde zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle eine
harakteristik der Rumänen im Allgemeinen, oder auch nur der in
ien Ländern fast allein berechtigten und bevorrechteten Classe, der
ojaren, zumal ihres gesellschaftlichen und sittlichen Werths vorführen.
Ich werde mich darauf beschränken, einige äußerlich hervor-
tende Bilder aus jener Zeit in kurzen Umrissen darzustellen.
h beginne mit einem Hochzeitszug aus der geringeren Volks-
asse, der, nach der Sitte jener Länder die ganze Stadt durchzieht.
Voran gehen zwei Männer, welche in breiten Körben, übrigens
ne die allermindeste Rücksicht auf den von allen Seiten her sie
nwirbelnden Staub zu nehmen, über dem Kopfe die Brautkleider
d die Brautwäsche tragen. Ihnen folgt eine Anzahl von Mu-
ern, d. h. Zigeunern, von denen einer mit einem Federkiel die
bensaitige Zither, ein anderer eine Violine, ein dritter eine
lappentrompete spielt und welche eine Musik vollführen, die, wenn
s Ohr noch nicht daran gewöhnt ist, weder Melodie noch Rhyth-
us, noch Harmonie zu haben scheint, und nur den Eindruck eines
blos klagenden Tongewirres macht. Dann folgen die Freundinnen
d Verwandten der Braut, die Frauen mit grünem turbanartigem
uch um den Kopf, in dem ein Haarzopf künstlich eingeflochten ist,
e Mädchen mit bloßem Haar, Blumen und zahlreiche Gold-
ünzen darin. Die Braut ist noch nicht im Festanzug, trägt aber
n Haar einen langherabfallenden dicken Schweif von Goldfäden,
er die Stelle des Schleiers vertritt, je nach dem Reichthum der
amilie länger oder kürzer ist und einen recht stattlichen Eindruck
acht. Hinterher werden von den männlichen Verwandten und
reunden Geschenke getragen. So geht es durch alle Hauptstraßen
er Stadt. Die moldau-wallachischen Mädchen sind im Allgemeinen
ihren Sitten außerordentlich streng und zurückhaltend. Eine
fallene Tugend würde nimmermehr einen Mann finden. Ihre
reiheit und die Zeit der entfesselten Leidenschaft tritt erst mit
m Tage der Hochzeit ein. Der Mann beginnt in der Regel
ch kurzer Zeit die junge Frau zu vernachlässigen, andere Ver-
ltnisse anzuknüpfen, sich dem Spiel und Wein zu ergeben und

die Frau hält sich in Folge dessen bald zu jeder Art von Ausschweifung vollständig berechtigt, wobei sie von der Eifersucht des Gatten nicht im Geringsten beläftigt wird. So geht es in den geringsten wie bis zu den höchsten Kreisen hinauf, wohlbemerkt, daß die Frauen, zumal die der vornehmen Welt in ihren galanten Verhältnissen nicht einem gewissen Gefühl von Liebe und Zuneigung folgen, sondern solche in den meisten Fällen lediglich als Geschäft behandeln.

Ich kann und darf hier nicht weiter in die ethische Seite der damaligen gesellschaftlichen Zustände des Landes eingehen. Sie bilden einen tiefen sittlichen Abgrund, den Verfall alles dessen, was für uns heilig und verehrungswürdig ist, und werden unterstützt durch die Gesinnungen des Klerus der griechischen Kirche in den dortigen Ländern, der für Geld jede Ehe löst und jede Ehe zusammenfügt. Ich erinnere mich, in der besseren Gesellschaft Frauen gesehen zu haben, welche den vierten Mann, Männer, welche die fünfte oder sechste Frau hatten, mit früheren Gatten und Gattinnen ganz gemüthlich verkehrten und selbst mit ihnen tanzten. Man denke sich nun, aus allen diesen verschiedenen Ehen Kinder, welche in der Regel zwischen den Eltern bei der Scheidung nach dem Geschlecht getheilt werden, und man kann sich einen Begriff von der ungeheuren Verwirrung der Verhältnisse machen, welche im Innern solcher Familien herrschen und von den Prozessen und Streitigkeiten, in welche die Kinder aus allen diesen verschiedenen Ehen nach dem Tode der Eltern sich nothwendigerweise verwickeln müssen.

Da ich grade von einer Ehe und einem Brautzuge gesprochen habe, wird es vielleicht nicht ohne Interesse sein, das Ceremoniell einer Eheschließung innerhalb der höheren Kreise der Moldau mitzutheilen. Ein hoher Offizier hatte mich zu seiner Hochzeit mit der Tochter eines reichen Bojaren eingeladen. Die Trauung fand streng nach dem griechischen Ritus statt.

Das Zimmer, in welchem dieselbe vor sich gehen sollte, war keineswegs, wie dies bei uns in solchen Fällen zu geschehen pflegt mit Blumen, Kränzen, Baum- und Topfgewächsen geschmückt. Nichts einem Altar ähnliches war zu sehen. In der Mitte stand ein runder Tisch, der nicht einmal mit einem Teppich oder einem weißen Tuch bedeckt war. Vier Kerzen auf ordinären Leuchtern und ein Cruzifix, ein kleiner Kelch mit dem Wein, ein großes und

zwei kleine Meßbücher, dies bildete ohne sonderliche Symetrie die kirchliche Ausschmückung. Auf dem großen Meßbuch lagen die Trauringe. Daneben standen noch zwei mächtige Kronen von gemachten Blumen, mit langen breiten Bändern von rother Seide, ferner lagen dabei zwei colossale vergoldete Wachskerzen, deren Enden in gewaltigen Sträußen von gemachten Blumen, gleichfalls mit lang herabhängenden rothseidenen Bändern, versteckt waren.

Als die Ceremonie beginnen sollte, wurde die Braut hereingeführt. Sie trug eine Robe von weißer Seide, welche eigens aus Paris verschrieben war. Denn eine rumänische Dame von gutem Ton glaubte für festliche Gelegenheiten keine anderen, als nur solche Kleider tragen zu dürfen, welche direct in der damaligen Hauptstadt der Moden bei den ersten Kleiderkünstlern für sie gefertigt waren. Auf Eleganz und Geschmack kommt es hiebei viel weniger an, als darauf, daß der Preis eine gewisse Höhe erreicht, vermöge deren man anderen, weniger glücklichen Frauen bei Gelegenheit niederschmetternd entgegentreten kann. Ein in Berlin oder Wien gefertigtes wenn auch noch so reizendes Ballkleid würde ohne Weiteres die äußerste Verachtung erregen. Die ausgesuchteste Feinheit der Stoffe, der Farben, des Geschmacks würde lächerlich erscheinen, wenn sie nicht zugleich durch hohe Preise unterstützt würde.

Die Braut trug auf dem Kopfe einen Kranz von Orangeblüthen und statt des Schleiers den bereits genannten Schweif von Goldfäden. Bei ihr als bei einer vornehmen Dame war derselbe sehr lang, bis auf den Gürtel herabfallend, dann nach der linken Schulter wieder aufgenommen und von dort bis auf die halbe Figur herunterhängend, was der Erscheinung etwas überaus prächtiges gab.

Die Braut setzte sich nieder, worauf zwei ältere weibliche Verwandte aus ihrem Goldschweif so viel kleine Büschel von Goldfäden herauslösten, als unverheirathete Personen beiderlei Geschlechts anwesend waren. Diesen wurden dieselben mit einigen Redensarten vor der Brust befestigt. Sobald dies vollbracht war, traten der Erzpriester und 4 andere Popen ein, schmutzig wie immer, ihre runden schwarzen fettglänzenden Mützen auf dem Kopf, sonst in prachtvollen goldstrotzenden Meßgewändern strahlend. Einer derselben zündete die Kerzen auf dem Tische an, das Brautpaar trat zwischen den

Eltern der Braut vor den Tisch. Der Vater mit dem seidenen pelzverbrämten Kaftan über den bis auf die Füße herabgehenden seidenen, um die Hüften mit einem Shwal zusammengefaßten Rock bekleidet, trug auf dem Kopf den kleinen Turban der moldauischen Bojaren, die Mutter die Kopfbedeckung der alten Bojarenfrauen, nämlich einen niedrigen schwarzen, auf einer weißen Kantenlage ruhenden Bund. Sonst war sie in einen weiten sehr kostbaren türkischen Shwal gehüllt, der vorn über der Brust so zusammengesteckt war, daß er vom Halse herab bis auf die Füße die ganze Figur umfloß. Jede dieser beiden grotesken Erscheinungen erhielt nun aus den Händen des Erzpriesters die inzwischen angezündeten, vergoldeten, mit Blumen und Bändern verzierten Kerzen, wofür sie mit vielen Verbeugungen, zahlreichen Kreuzen und Handkuß dankten und welche sie mit steifer Würde vor sich hielten. Dann nahm der Erzpriester ein Rauchfaß, und machte damit, indem er den Tisch umräucherte, einen unerhörten Qualm, worauf er Braut, Bräutigam, Vater, Mutter und dann alle, die dem Tische nahe standen, jeden speciell von allen, selbst den ihm entgegengesetzten Seiten beräucherte, wofür ihm mit tiefen Verbeugungen gedankt wurde. Hierauf begann die Litanei, die zu fünfen abwechselnd in wechselnden Tönen geleiert, eine geraume Zeit in Anspruch nahm, während deren alle Anwesenden, Bräutigam und Braut eingeschlossen, die unzweideutigsten Zeichen der vollsten Langeweile zu erkennen gaben. Endlich, nach vielfachem Wechsel der Meßbücher trat einer der Popen, der genau so aussah wie ein Figurant, wie solche so oft am Schluß der Opern im Hintergrunde der Prachtsäle die endlich verbundenen Liebespaare zu segnen pflegten, mit großer Gravität vor den Tisch, legte das Meßbuch vor sich hin und fing an, unter 3 bis 4 Brillen, die er unter dem Meßgewande aus der Tasche hervorsuchte, sich eine auszuprobiren, welche ihm das schwere und jedenfalls sehr ungewohnte Geschäft des Lesens erleichtern sollte. Diese Operation gelang ihm nicht.

Nach fortwährendem Hin- und Hersuchen, Sehen, Sprechen, Fragen, Schelten, schob ihn der Erzpriester ziemlich unsanft bei Seite und nahm die beiden Trauringe. Jeder derselben wurde bekreuzt und gesegnet, das Brautpaar küßte dem Erzpriester wiederholt die Hand, dann berührte er dem Bräutigam mit dem geweihten Ringe drei Mal die Stirn und dreimal die Brust, ebenso

g es der Braut und unter fortwährendem Kreuzschlagen und
eküssen erhielten beide endlich ihre Ringe. Aber es war ein
rn, daß diese durchaus nicht passen wollten. Auf diesen er=
en Moment schien man gefaßt. Denn sogleich trat aus dem
rgrunde eines der vielen anwesenden weiblichen Wesen hervor,
aus ihrer Tasche ein Schächtelchen mit zahlreichen Ringen
unter denen, nach vielfachem Probiren und unter fortwährendem
chreiten der Litanei endlich passende Ringe aufgefunden wurden.
wurden sogleich angesteckt und die so mühsam bekreuzten und
teten Originaltrauringe wanderten in das Schächtelchen und
diesem in die jedenfalls ungeweihte und ungeräucherte Tasche
n ihr Dunkel wieder zurücktretenden Frau. Nun aber wendete
Erzpriester sich mit vieler Würde um und ergriff eine der
n Blumenkronen. Dreimal wurde jedes Haupt, jede Brust
Brautpaares berührt, Hände geküßt, gekreuzt, gesegnet, verbeugt
gekniet und die Krone saß hoch und stolz auf dem Haupte des
tigams, dessen kriegerisches Aeußere in der glänzenden Staats=
rm dadurch und durch die mähnenartig herabfallenden breiten
n Bänder in eigenthümlicher Weise modificirt wurde. Die
Ceremonie und die Braut hatte, trotz Orangeblüthenkranz und
schweif auch ihre Krone weg. Beide gaben sich nun die Hände.
Obrist murmelte einige Formeln und dann bekam er unter
en, Segnen, Singen, Verneigen und Händeküssen den Pokal,
f die Braut, dann der Vater, dann die Mutter, worauf das
tpaar auch zum Kuß an das mit der geweihten Hostie ver=
Kruzifix zugelassen wurde. Fast erschreckend war es, als in
n Augenblick alle 5 Priester mit sehr lauter Stimme eine
von eintönigem Lobgesang anstimmten. Einer derselben ergriff
brennende Kerze vom Tisch, die anderen folgten, Alle reichten
Braut und Elternpaar unter sich vertheilend, die Hände und
anze Gesellschaft von Personen mit Bändern, Turban, türkischem
al, Kronen, Kerzen, Ornaten, Meßbüchern, Brillen u. s. w.,
n um den Tisch herum einen Rundtanz, welcher immer und
r wieder unter lautem Singen von neuem in Gang gesetzt
e, und bei welchem ernst zu bleiben kaum möglich war. Auf
umherstehende Zuschauer aber wurden plötzlich ganze Ströme
Zuckerwerk und Zuckererbsen geschleudert, die wie Hagel auf
einschlugen und zum Theil empfindlich trafen. Nach diesem

großen Augenblick wurden wir alle wieder gehörig beräuchert und exorcisirt und in dem qualmenden Weihrauchdampf verschwanden die ehrwürdigen Gestalten der Priester mit ihren Meßbüchern, Pokalen und Cruzifixen und ließen uns arme gewöhnliche Menschenkinder in einer Stimmung zurück, die es uns schwer machte, mit dem nöthigen Ernst die Beglückwünschungsverbeugungen und Händedrücke, die bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich sind, in geeigneter Weise zu appliciren.

Man wird aus dieser, vielleicht zu ausführlichen Schilderung sehen, daß die Eheschließung in jenen Ländern jedenfalls einem sehr eigenthümlichen Formalismus unterworfen ist, der keineswegs die innere Heiligkeit und tiefe Bedeutung dieser ernsten Handlung in das rechte Licht zu stellen vermag.

Von den Formen und Aeußerlichkeiten der Eheschließung komme ich auf natürliche Weise zur Mittheilung der Art, wie in den dortigen Ländern der Mensch, wenn er der Natur im Tode seinen Tribut bezahlt hat, zur Erde bestattet wird. In der Regel geschieht dies, der klimatischen Verhältnisse wegen sehr eilig. Dies hindert aber nicht, mit der äußerlichen Schaustellung des Schmerzes und mit den Formen der Trauer-Ceremonien desto freigebiger zu sein.

Selbst die ärmsten Personen können sich nicht enthalten, bei solchen Gelegenheiten einen gewissen Luxus zu entwickeln. Die Hauptsache aber ist, daß so viel wie irgend möglich die ganze Stadt sehen könne, wie viel Geld die Familie auf die Beerdigung habe verwenden können.

Wo es irgend zu ermöglichen ist, da beginnt die Militärmusik, natürlicherweise nie anders als in großer Paradeuniform, mit einem sich stets wiederholenden Trauermarsch den Zug. Dann folgt eine Anzahl von Männern von wenig empfehlendem Aeußern, welche in breiten Körben große Kuchen, Früchte, Backwerk aller Art und Wein zu Speise und Trank für den Verstorbenen auf ihren Köpfen dahertragen, das meiste davon aber demnächst der zahlreichen Priesterschaft übergeben, die an dem Zuge Theil nimmt. Ihnen folgen zerlumpte und schmutzige Knaben mit den Processionskreuzen und bunten Fahnen meist in langem Zuge. Hinter diesen trägt ein Mann den Sargdeckel auf dem Kopf daher. Die Särge sind sehr leicht gearbeitet und meist mit rothem, seltener mit schwarzem Stoff bezogen und mit Gold- oder Silbertressen

beschlagen. Dann folgen die Priester, deren Zahl sich nach dem Reichthum des Verstorbenen richtet und deren ich mitunter bis zu 30 gesehen habe. Da diese ehrwürdigen Männer vorher in dem Sterbehause, wo ein Trauergottesdienst gehalten wird, bewirthet worden sind, so ist ihr Gang nicht immer correct und sicher. Ueber ihren schmutzigen Kleidern tragen sie die prachtvoll gestickten, glänzenden Kirchen-Ornate und singen im Gehen einen Todten-Gesang, der zu dem Marsch der Militärmusik wie die Faust auf das Auge paßt. Dann folgt der Leichenwagen, den man, wenn seine traurige Bestimmung nicht bekannt wäre, für den nachgelassenen Triumphwagen irgend eines asiatischen Dynasten halten könnte. Die Pferde, 4, 6 bis 8 an der Zahl, sind zwar schwarz behangen, auch die Kutscher schwarz angethan. Der offen und nur aus einem flachen Boden bestehende Wagen selbst aber ist roth decorirt, reich mit goldenen Tressen und Franzen besetzt. An den 4 Ecken desselben erheben sich vergoldete Säulen, welche einen rothen, von goldenem Besatze strahlenden Baldachin tragen. Unter diesem steht der offene Sarg, die darin ruhende Leiche bis zur Brust mit einer in Gold reich gestickten Decke aus schwerem Stoff bedeckt, welche demnächst der Kirche zufällt. Auf dem Körper steht der Cylinderhut des Verstorbenen. An die 4 Säulen des Wagens gelehnt, um den Sarg herum, stehen karyathidenartig 4 Leidtragende, weiße Tücher in den Händen, die Köpfe mit ihren Cylinderhüten bedeckt. Dem Wagen folgen die übrigen Leidtragenden, deren jeder ein weißes Tuch und eine brennende vergoldete Kerze trägt. Musiker, Kutscher, Chorknaben, Priester und wer irgend an der Feier als Bediensteter Theil nimmt, erhalten jeder ein weißes Taschentuch, das mit Ostentation getragen wird.

Nach den Leidtragenden, denen sich die Angehörigen in Wagen anschließen, folgen die gemietheten Klageweiber, oft in ungeheurer Zahl, dann, wer sonst folgen will.

An den Hauptecken der Stadt, wo die Straßen sich kreuzen, hält der lange Zug, natürlich sehr zum Vortheil des öffentlichen Verkehrs still und es wird von der Priesterschaft eine Todtenmesse celebrirt, während die Klageweiber sich um den Sarg herumdrängen und mit ihrem widerwärtigen Geheul die Luft erfüllen. So geht es durch die ganze Stadt stundenlang umher, und wenn bei üblem Wetter die Straßen vom tiefsten Kothe starren, so hindert dies

nicht, darin herumzuwaten, bis man den zum letztenmale gemarterten Todten in der Kirche oder auf dem Kirchhofe absetzt. Die Lebensmittel werden von den Popen in Beschlag genommen. Die frommen Angehörigen aber bringen bei festlichen Veranlassungen dem Todten noch nach Jahren Speise- und Trankopfer an das Grab, zu welchem Zweck an den Kreuzen auf den Gräbern verschließbare und vergitterte Kästen angebracht sind.

Wie sehr der religiöse Aberglaube im Volke Wurzel geschlagen hat und zum Fanatismus ausartet, kann man bei dem Feste der Wasser-Weihe an dem Dreikönigstage sehen.

In der Regel ist die Donau um diese Zeit (nach unserm Kalender dem 18. Januar) fest zugefroren, so jedoch, daß wie überall auf diesem Strome in der Winterzeit große weite Strecken im Eise frei bleiben, die nicht zufrieren.

Nun wird, zur Feier jenes Tages, auf dem Platz am Hafenquai, eine weite Tribüne aus Eis errichtet, dergestalt, daß auf dem, von großen krystallklaren Eisstücken etwa 10 Fuß hoch über der Erde sich erhebenden mit Teppichen belegten Unterbau ein Altar, zwei Nebenaltäre, Heiligenbilder, Allerheiligstes und alles was der Ritus der griechischen Kirche erfordert, aus Eisstücken hergestellt wird. Am Tage des Festes rückt die ganze Garnison in Parade aus, die sämmtlichen Würdenträger und Beamten der Stadt, der Gouverneur an ihrer Spitze, alle in Gala-Uniformen, die fremden Offiziere, das Corps der Consuln, die Bojaren, kurz alles was Rang und Namen hat, stellt sich um den Altar in weitem Kreise auf.

Um 10 Uhr erscheinen die 40 bis 50 Priester der Stadt in ihren glänzendsten Ornaten. Der Erzpriester an ihrer Spitze trägt das Kreuz mit der geweihten Hostie und ein zweites kleineres Kreuz. Alle besteigen den Altar und celebriren in ihrem unverständlich näselnden Gesang eine Messe mit Te Deum, an deren Schluß, wenn das Allerheiligste erhoben und gezeigt wird, die Truppen präsentiren, die Musik einfällt, drei Gewehr-Salven abgefeuert werden, die Kanonen donnern und Alles mit entblößtem Haupte dasteht, während das dichtgedrängte Volk weithin auf der schneebedeckten kalten Erde kniet. Inzwischen ist auch das kleinere goldene Kreuz, das der Erzpriester bei sich geführt, mit vieler Feierlichkeit gesegnet worden. Dasselbe wird einem der Popen übergeben, der

mit Verbeugungen und indem er die Hände des ihn segnenden rzpriesters küßt, von diesem in Empfang nimmt, um es in die onau zu werfen.

Wer dieses geweihte Kreuz in der Donau zu erfassen vermag, m sind alle seine Sünden vergeben.

Nun beginnt ein eigenthümliches Schauspiel. Während die rigen Priester auf der Eistribüne bleiben und mit lautem Gesang ren formenreichen Gottesdienst fortsetzen, besteigt der Pope, von ner unübersehbaren Menge Volks umdrängt, einen Kahn, welcher ihn einer nicht gefrornen Stelle der Donau empfängt. Augenblicklich ben sich in geringer Entfernung hinter ihm eine Menge anderer ähne gesammelt, welche von Männern mit wilden, von fanatischer idenschaft entflammten Gesichtern überfüllt sind, die in ehrerbietiger cheu, entblößten Hauptes den Augenblick erwarten, in dem das heilige reuz in der kalten Fluth verschwinden soll. Der Pope, hoch aufge=chtet, in seinem goldenen Ornat unter der düsteren Menge weit her=rglänzend, betet laut, läßt das Kreuz hoch in der Sonne funkeln, ßt es und schleudert es in den Strom. In diesem Augenblicke bebt das Wasser unter der Menge wilder Gestalten, die sich kopf=ber hineinstürzen. Die zahllosen Kähne sind leer geworden, nur es Priesters Boot rudert langsam einer Landestelle zu, aus dem häumenden Strom aber tauchen die glühenden, in dem Taumel iner wilden leidenschaftlichen Aufregung verzerrten Häupter empor, iner schleudert den andern zurück, sucht über ihm dahin zu dringen, vo er das Kreuz vermuthet, ein wildes verworrenes Schreien, Schnaufen und Stöhnen dringt an das Ufer. Alles verwirrt sich zu einer unförmlichen Masse, bis plötzlich wie in Schillers Ballade, ine triumphirende Hand, das Kreuz krampfhaft in die Höhe haltend, dann ein von langem schwarzem Haar umflossenes Haupt, nit wild verzerrten Zügen aus der Tiefe auftaucht. Jetzt stürzt die ihn umgebende Masse auf ihn ein, um ihm das Kreuz, so lange er noch im Wasser ist, zu entreißen. Ein verzweifelter Kampf beginnt. Aber in demselben Augenblick stürzen sich vom Eise aus neue Massen wilder Gestalten, die rothe griechische Mütze auf dem Kopfe, in die Kähne und von da mitten in den Strudel der Kämpfenden. Es sind die Freunde des Glücklichen, der das heilige Kreuz den Fluthen entrissen hat. Mit frischen Kräften theilen sie die Massen, umgeben ihn schützend, heben ihn in den

Kahn, führen ihn dem Ufer zu, von wo er, mit Aufsammlung seiner letzten Kräfte, das Kreuz hoch erhoben gegen den Altar stürzt und dort unter dem Segen der Priester ohnmächtig zusammensinkt. Aber seine Sünden sind ihm vergeben. Mit Ehrerbietung umsteht die Masse der Bevölkerung den vom Himmel so sichtlich Begünstigten, die Truppen präsentiren, schultern wieder und ziehen ab. Die Priester verlassen die Eistribüne, das Volk verläuft sich in die Schenken und Kaffee's und das Fest ist beendet.

Etwa 10 Meilen unterhalb Galatz und eine halbe Stunde unterhalb der an der Donau belegenen türkischen Hafenstadt Tultscha gelangt man an die zweite Theilung des Stromes, von wo aus der St. Georgs-Arm in einer Breite von etwa 1600 Fuß in südöstlicher Richtung seine prächtigen Wassermassen dem Meere zuwälzt. An seiner Mündung ist derselbe aber so total versandet, daß er selbst von den kleinsten Schifferbarken kaum befahren werden kann.

Die Schifffahrt wendet sich daher, den breiten Strom zur Rechten lassend, in nord-östlicher Richtung in den kleinen Arm der Sulina, welcher jenem gegenüber wie ein Bach erscheint, aber zu der allein schiffbaren Mündung der Donau führt. Denn auch der weiter nördlich die Grenze mit Bessarabien bildende in einer Breite von 1800 Fuß dem Meer zufließende Kilia-Arm ist in seinen neun Mündungen so vollständig versandet, daß nur selten ganz flach gehende Schiffe darüber hinaus in das offene Meer gelangen können.

Die Breite des Sulina-Armes steigt fast nirgends über 600 Fuß. Erst etwa eine Meile oberhalb der Mündung beginnt er sich auf 8—900 Fuß zu verbreiten. Dagegen sinkt seine Tiefe fast nirgends unter 10 Fuß herab und giebt der See-Schifffahrt, mit Ausnahme der großen Indienfahrer und größerer Kriegsschiffe hinreichende Gelegenheit zur Fortbewegung, welche freilich oft genug durch die scharfen Krümmungen und die nicht gehörige Breite des Fahrwassers sehr erschwert wird.

Die Gegend bietet auf der ganzen Länge des Kanals von etwa 12 Meilen von beiden Seiten des Stroms bis in unübersehbare Fernen hin das Bild der tiefsten Oede. Sumpf und Rohr und Rohr und Sumpf, das ist das ewige Einerlei, das sich dem Auge darbietet. Kein Baum, kein Strauch, der die Einförmigkeit

unterbräche. Wilde Schwäne und hie und da ein vereinsamter Raubvogel repräsentiren neben den daherziehenden und entgegenkommenden Seeschiffen die lebendige Welt dieser Wüstenei.

Die Mündung der Sulina war, obschon die einzig schiffbare Donaumündung, doch wegen der ungeheuren Sandbänke, die die ganze Küste des Seegebiets der Donau einschließen, und bei der Natur der dort vorherrschenden Winde bis zur Vollendung der Arbeiten der Europäischen Donau Commission, der ich angehörte, sehr gefährlich.

Es würde ein sehr zweifelhaftes Interesse gewähren, wollte ich hier den natürlichen Prozeß auseinandersetzen, auf welchem die Bildung der großen Sandbänke beruht, welche man von den Mündungen fast sämmtlicher großen Ströme findet und welche man sehr bezeichnend „Barren" nennt. Die Barre von Sulina hatte vor Ausführung der großen Arbeiten, welche ihre Schiffbarkeit verbessert haben, eine je nach den Verhältnissen der Wassermasse des Stromes wechselnde Tiefe von höchstens 8—9 F. und erstreckte sich bei sehr gekrümmter Lage und geringer Breite in einer Länge von etwa $^1/_8$ Meile in das schwarze Meer hinaus. Es mußten alle beladen ein- und ausgehenden Schiffe auf der Rhede oder im Strom bis auf 7—8 F. Tiefgang leichtern; Rhede und Hafen waren daher, zumal in der Zeit, die der Handel für die Getreidetransporte nach Europa erforderte, stets mit Schiffen aller Nationalitäten überfüllt.

Die Flaggen Englands, Spaniens, Frankreichs, von Amerika, Sardinien, Toskana, Neapel, Sicilien, dem Kirchenstaat, von Oesterreich und der Türkei, von Griechenland, Rußland, Schweden und Norwegen, von Dänemark, Preußen und den deutschen Hansestädten wehten zu jener Zeit, ehe die Landkarte von Europa corrigirt war, in buntem Gemisch mit denen der Wallachei und von Serbien und der mecklenburgische Ochsenkopf begrüßte freundlich den siebengestirnten rothen Ochsenkopf der Moldau. Unaufhörliches Schreien, Commandiren, Hin- und Hermannöveriren der Schiffe, die zur Abfahrt fertig mit ihren Leichterschiffen auslaufen wollten, um jenseits der Barre auf der Rhede wieder einzuladen, anderer, die von dort herein kamen, ein Wirren und Drängen und Bewegen, wie man es kaum in irgend einem anderen Hafen der Welt finden mochte, war hier gewöhnlich und ist es auch jetzt noch, obschon die Mündung

[illegible] gegenwärtig eine Tiefe von 18 F. [illegible] Tragfähigkeit der Schiffe und der An[illegible] Fahrtiefe und Fahrgelegenheit, so [illegible] steigt sofort mit den Verbesserungen [illegible] Leistungsfähigkeit.

[illegible] liegt auf dem rechtseitigen Ufer des sich vor [illegible] Donau-Arms. Das Terrain besteht [illegible] das Meer und die Stürme nach und nach [illegible] Es ist ein schmaler Uferstrich, welcher [illegible] Wasserstande der Donau hervorragt [illegible] zu unmittelbar durch die Rohr- und [illegible] Deltas eingeschlossen ist. Sulina ist [illegible] Orte der Welt, denen jede, auch die allergeringste, [illegible] oder Gartencultur ganz und gar [illegible]

[illegible] der Meeresspitze zu herausgebauten, [illegible] massiven Leuchthurmes waren noch vor wenigen [illegible] Gebäude so gut wie gar nicht vorhanden. [illegible] Häuser, deren beste von Holz schlecht gebaut [illegible] höchstens als elende Hütten bezeichnet [illegible] in die Erde gegrabene mit Rohr überdeckte [illegible] und sonstige bau- und höhlenartige Einrichtungen [illegible] von den Schiffern in hohem Grade gefürchtete [illegible] Männern und 30 bis 40 weiblichen [illegible] zerlumpten Aeußern aller orientalischen und [illegible] mit den sonnenverbrannten wilden Gesichtern [illegible] den glühenden Augen und den entschlossenen [illegible] und Abschaum des europäischen Orients [illegible]

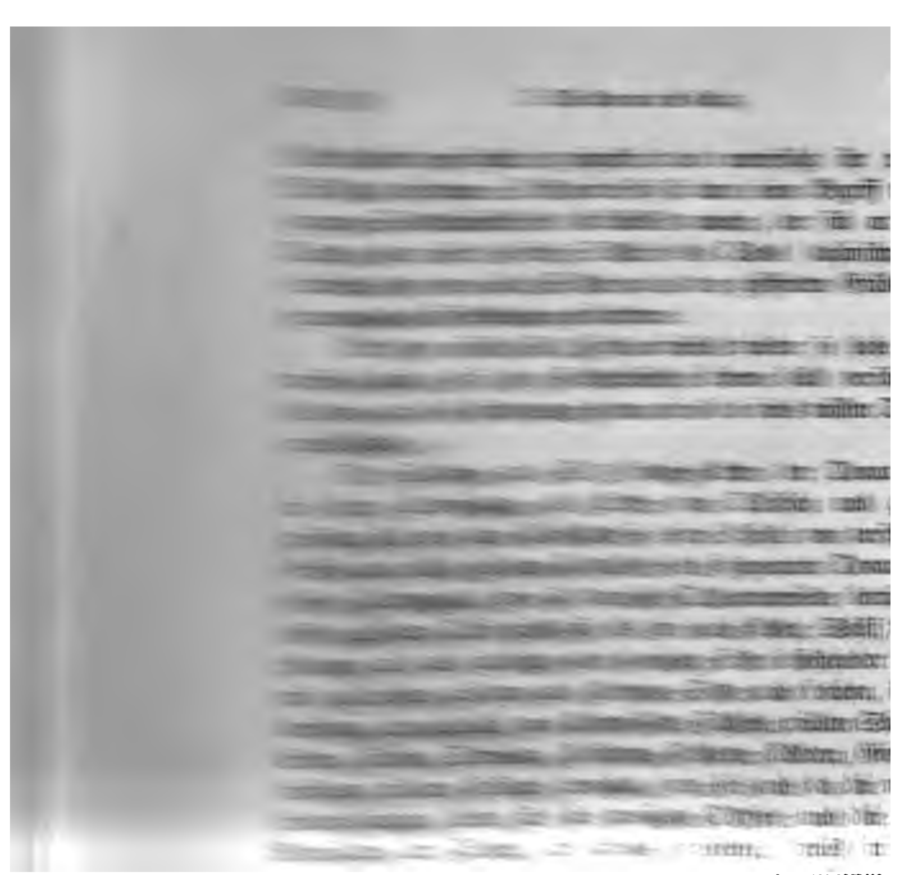
Die Kaffee's, Wein- und Branntwein-Buden, aus welchen die [illegible] Hütten besteht, sind stets überfüllt. Ein wildes [illegible] daraus hervor. Zwischen ihnen, auf offener [illegible] nur durch alte Segeltücher geschützt, [illegible] aufgestellt. Bei diesen vereint sich, was der [illegible] Betrug und die aufs äußerste angespannte, im Orient [illegible] so lebhaft hervortretende Leidenschaft zu zeigen vermag. [illegible] Beraubung sind hier ganz gewöhnlich.

Im Jahre 1856 verging fast kein Tag, an dem hier nicht irgend ein Mord vorkam.

Als das Donau-Delta im Jahre 1857 der Türkei zugesprochen und von dieser besetzt wurde, war es der erste Act des neuen Gouvernements, daß der Kaimakau eine Verordnung folgenden merkwürdigen Inhalts erließ: „Es ist verboten, am Tage in den Straßen von Sulina zu morden.“

Der Blick von der Höhe des Leuchtthurms ist von überraschender Großartigkeit. Zu den Füßen der kleine Ort und die ungeheure Bewegung der Schiffe im Strom und auf der Rhede, der Mastenwald, die blinkenden Segel, die bunten Flaggen; nach Westen hin, von dem breiten Spiegel der Donau in zwei große Hälften zerschnitten das sich endlos dahinstreckende Delta, von allen Seiten fern in den Horizont verschwimmend, nach Osten das gefährliche Meer, dessen dunkle Wogen sich mit lautem Geräusch und weißgekrönten schaumigen Häuptern gegen die flachen Sandufer brechen, ringsumher und weithin mit schwarzen Rumpfen aus den Meereswogen hervorblickend jene hunderte von Schiffs-Wracks, welche die rasenden Stürme dieser Gegenden an das gefährliche Ufer geschleudert haben. Unheimlich starren sie, mit ihren verlassenen Masten und den verwitterten hie und da im Winde hin- und herschwankenden Resten von Tauwerk aus dem Meere hervor, wie die Gräber und Kreuze eines verlassenen Kirchhofs.

Weil ich an den Kirchhof erinnert werde, so kann ich nicht umhin, desjenigen zu erwähnen, der den Todten von Sulina zur ewigen Ruhestätte dient. Derselbe liegt hart am Meeresstrande, etwa 10 Minuten von dem Leuchtthurm entfernt und ist einer eigenthümlichen Wandelbarkeit ausgesetzt. Er besteht nämlich, wie die ganze in das Meer sich hinausschiebende Uferspitze aus losem Triebsande, der von den Winden hin- und hergepeitscht wird. Wenn diese in der heftigen Stärke der häufigen Nordostwinde auftreten, so wühlen sie die lose Erdmasse von den Gräbern ab und jagen sie weithin in die sumpfigen Umgebungen fort. Dann treten die kaum begrabenen, die halb verwesten Leichen (denn der Luxus der Särge kommt hier nicht durchweg zur Anwendung), wieder an das Licht des Tages und die Witterung derselben zieht die Hunde von Sulina heran, welche heulend und winselnd in weitem Kreise um den traurigen Ort herumschleichen, bis die



Im Jahre 1856 verging fast kein Tag, an dem hier nicht
gend ein Mord vorkam.

Als das Donau=Delta im Jahre 1857 der Türkei zugesprochen
id von dieser besetzt wurde, war es der erste Act des neuen
ouvernements, daß der Kaimakau eine Verordnung folgenden
erkwürdigen Inhalts erließ: „Es ist verboten, am Tage in
n Straßen von Sulina zu morden.“

Der Blick von der Höhe des Leuchtthurms ist von über=
schender Großartigkeit. Zu den Füßen der kleine Ort und die
geheure Bewegung der Schiffe im Strom und auf der Rhede,
r Mastenwald, die blinkenden Segel, die bunten Flaggen; nach
esten hin, von dem breiten Spiegel der Donau in zwei große
ilften zerschnitten das sich endlos dahinstreckende Delta, von
en Seiten fern in den Horizont verschwimmend, nach Osten das
fährliche Meer, dessen dunkle Wogen sich mit lautem Geräusch
d weißgekrönten schaumigen Häuptern gegen die flachen Sandufer
echen, ringsumher und weithin mit schwarzen Rumpfen aus den
eereswogen hervorblickend jene hunderte von Schiffs=Wracks,
lche die rasenden Stürme dieser Gegenden an das gefährliche
er geschleudert haben. Unheimlich starren sie, mit ihren ver=
ssenen Masten und den verwitterten hie und da im Winde hin=
id herschwankenden Resten von Tauwerk aus dem Meere hervor,
e die Gräber und Kreuze eines verlassenen Kirchhofs.

Weil ich an den Kirchhof erinnert werde, so kann ich nicht
nhin, desjenigen zu erwähnen, der den Todten von Sulina zur
igen Ruhestätte dient. Derselbe liegt hart am Meeresstrande,
va 10 Minuten von dem Leuchtthurm entfernt und ist einer
genthümlichen Wandelbarkeit ausgesetzt. Er besteht nämlich, wie
e ganze in das Meer sich hinausschiebende Uferspitze aus losem
riebsande, der von den Winden hin= und hergepeitscht wird.
enn diese in der heftigen Stärke der häufigen Nordostwinde
iftreten, so wühlen sie die lose Erdmasse von den Gräbern ab
id jagen sie weithin in die sumpfigen Umgebungen fort. Dann
eten die kaum begrabenen, die halb verwesten Leichen (denn der
rus der Särge kommt hier nicht durchweg zur Anwendung),
eder an das Licht des Tages und die Witterung derselben zieht
Hunde von Sulina heran, welche heulend und winselnd in
item Kreise um den traurigen Ort herumschleichen, bis die

dann muß man sich bescheiden, daß hier ein Schatz verborgen liegt, dessen Hebung erst den kommenden Geschlechtern einer viel späteren Zeit vorbehalten ist.

Am 26. Dezember 1856 war ich mit einem meiner damaligen Collegen (dem späteren österreichischen Finanz-Minister von Becke, zur Zeit Generalconsul in Galatz) auf dem österreichischen Donau-Flottillen-Dampfer „Erzherzog Albrecht" nach Sulina gekommen, um mit ihm von dort aus einen, durch unsere Geschäfte bedingten Ausflug in das Innere des Deltas zu unternehmen.

Der Commandant des österreichischen Kriegsdampfers „Taurus" (es war dies der späterhin so berühmt gewordne Admiral Tegethoff) und ein der dort gebräuchlichen Sprachen kundiger österr. Major, Namens Derwent, vom 10. Grenzer-Regiment und zur Zeit Commandant von Sulina, hatten sich erboten, uns zu begleiten und die Abfahrt sollte um 7 Uhr des andern Morgens, am 27. Dezember, vor sich gehen. Nach echt orientalischer Sitte war denn auch nach 9 Uhr alles so weit fertig, daß die Reise beginnen konnte.

Am Lande fanden wir zwei kleine hölzerne, mit fast noch kleineren Pferden bespannte Wagen, in deren jedem nothdürftig zwei Personen Platz finden konnten und in die wir uns wohl oder übel vertheilen mußten. Ein Sitz oder etwas dem ähnliches würde vergeblich in diesen karrenartigen Fortbewegungs-Maschinen gesucht werden. Von Heubündeln und Mänteln wurde eine Art von Polster zurecht gemacht, in welches der unglückliche Reisende natürlicherweise sehr bald so tief einsank, daß sich seine Knie mit dem Kinn in ein keineswegs bequemes Niveau setzten und er gern den Sitz von neuem hätte aufpacken mögen. Wenn man aber erst einmal eingepfercht war, dann war es mit jeder willkürlichen Bewegung zu Ende. Wir saßen, Tegethoff und ich, so festgenagelt und mußten in dieser angenehmen Stellung, wir mochten wollen oder nicht, so lange verbleiben, bis wir den Wagen verlassen konnten. Natürlich, daß dieser auf den Achsen lag, und daß diese Achsen unter unsern tief dahingestreckten Sitztheilen erbarmungslos hin- und herstuckerten. Dabei peitschte der Rosselenker, nach der Art der dortigen Kutscher mit einer wahren Wuth auf die Pferde ein, indem er fortwährend laut schrie, ohne auch nur einen einzigen Blick des Erbarmens auf uns zurückzuwerfen, und die Pferde

beeiferten sich natürlich gerade da, wo der Weg am holprigsten und schlechtesten war, sich stets am lebhaftesten in Galopp zu setzen.

Denke man sich dabei 4 Räder, deren jedes, natürlich ohne Eisenbeschlag, in seiner von dem Verfertiger beabsichtigten Abrundung mindestens 7 bis 8 wirkliche Ecken aufzuweisen hatte und welche daher bei jeder Umdrehung neben den Querstößen der Achse 28 bis 30 Stöße nach der Höhe zu verursachten, so wird man zugeben müssen, daß die aus Humanitätsrücksichten längst abgeschaffte Strafe des Räderns in jeder Minute fast hundertmal an uns vollzogen wurde. Nie ist mir der Gegensatz des Ich zum Nichtich so klar entgegen getreten, nie habe ich den Mangel der Transcendenz von diesem zu jenem, sowie das Vorhandensein eines unversöhnlichen Dualismus in der menschlichen Natur so stark empfunden, als in der Marter jener Stunden. Diese wurde auch durch anderweite Bedenken keineswegs beseitigt. An dem ganzen Verbande des lose zusammenhängenden Wagens war auch nicht ein einziger Nagel, nicht die geringste Spur von Eisen, alles blos Holz. Die Räder konnten in jedem Augenblick, nicht zerbrechen, sondern auseinanderfallen. Der Wagen konnte sich unter uns ohne Weiteres in seine einzelnen Bestandtheile auflösen.

Wer wollte dann bei dem fortwährenden Galopp unserer Kosackenpferdchen für Arme und Beine einstehen?

Wenn es in Sulina Reitpferde gegeben hätte, so würden wir die Reise freilich besser zu Pferde gemacht haben. Dieselbe zu Fuß zu unternehmen, wäre unmöglich gewesen, denn der einzige Weg nach dem im Innern der Delta-Insel belegenen Dorfe Kara Orman, welches wir nebst dem dabei befindlichen Walde besuchen wollten, führte zunächst etwa 2½ Meilen lang hart am Meeresstrande hin, welcher aus unebenen, unfahrbaren Dünen besteht, die theils bewachsen, theils mit Schiffstrümmern bedeckt sind, und ab und zu von dem, bis dicht an die Meeresfluth herantretenden Rohrsumpf unterbrochen werden. Die Communication ist daher nur auf dem, unter der letzten Meereswelle befindlichen festen Sande möglich. Das Meer aber rollt, unbekümmert um diese, seine Wellen bis dicht an die Dünen und das Rohr hin, so daß der weiße Schaum fortwährend unter den Achsen unserer Wagen hin- und herspielte und die Pferde mitunter bis zum Bauch im Meeres-Wasser gingen.

Indeß der prachtvolle Sonnenschein dieses schönen Dezembertages, die Großartigkeit des mächtigen Elements, das vor uns ausgebreitet seine Wogen an den Sandbänken brach und fortwährend eine Fluth von weißem Schaum gegen uns heranrollte, während weiterhin sich die schwarzen Wogen aufbäumten, die Einsamkeit und fast unerforschte Oede der Gegend, die Schiffswracks und Trümmer, die rings an der ganzen Küste entlang gespenstig aus den Wogen hervorstarrend die ganze Gefährlichkeit dieses gefürchteten Strandes uns in das Gedächtniß zurückriefen, alles das trug dazu bei, uns die tausendfachen Marter unserer Reise in milderem Lichte erscheinen zu lassen.

Endlich, nach fast dreistündiger Fahrt an dem Meeresrande bog eine Art von Weg, den die Russen, die das Innere bewohnen zum Transport der Fische benutzen, in das Land hinein. Er schlängelt sich auf einer Art von trocknem Sandrücken durch das Rohr dahin und wir konnten uns der köstlichen Erholung erfreuen, unsere zermarterten Glieder durch Gehen wieder in ihre natürlichen Funktionen zurückzuversetzen.

Wir wanderten nun zwischen dicken, oft 12 bis 15 Fuß hohen Rohrwänden weiter, die mitunter so dicht waren, daß man kaum 1 bis 2 Schritt hindurchsehen konnte. So wurde es 4 Uhr und der Abend fing an, uns seine Vorboten zu schicken. Da war es uns denn sehr angenehm, als uns unerwarteter Weise ein Reiter entgegenkam.

Es war der, am Abend vorher durch einen Boten von unserer bevorstehenden Ankunft benachrichtigte Starost des Dorfes Kara Orman, der uns ankündigte, daß wir ohne seine weise Führung den Ort nimmermehr würden erreichen können. Er war übrigens sehr betrunken. Auch belehrte uns sein, bis über den Bauch mit Schlamm bedecktes Pferd, daß selbst der Ortskundige nicht ganz ohne Anfechtung die zweifelhafte Straße passiren könne.

Bald sahen wir denn auch das Rohr sich verlieren, und breite Flächen eines braunen dunkelfarbigen Wassers vor uns liegen, das uns vielmehr den Anblick großer Seeen, als den einer fahrbaren Landstraße darzustellen schien. Wir mußten uns wieder in den Wagen zurückziehen. Dieser stieg denn auch tiefer und tiefer in das Wasser herab.

Als wir bemerkten, daß der vor uns herreitende Starost

anfing, seine Füße auf den Rücken seines Pferdes zu ziehen, wurde uns in Anbetracht unserer Eierschaale von Wagen nicht ganz wohl zu Muth. In der That begann auch das schwarze Moorwasser sehr bald sich mit unseren unteren Körpertheilen in eine unangenehme kühlende Verbindung zu setzen und das leise Rieseln das wir dort verspürten, nöthigte uns zu gewaltsamen Anstrengungen, welche uns endlich mit gegenseitiger Hilfe auf die hintere Lehne des Wagens brachten, auf der wir, nicht ohne das lebhafte Gefühl, eine Lattenstrafe zu erleiden, aber doch wenigstens für den Augenblick trocken zu balanciren begannen. So hatten wir bereits zwei endlose Sumpfflächen passirt und befanden uns seit einer Viertelstunde in einer dritten, welche uns in der zunehmenden Dunkelheit fast die Ausdehnung des schwarzen Meeres zu haben schien, als unsere armen Pferde plötzlich stehen blieben uud weder durch Schreien noch durch Schläge zu einem weiteren Schritt zu bewegen waren. Der zweite Wagen hinter uns mußte gleichfalls halten, der Starost aber ritt ruhig, ohne sich weiter um uns zu bekümmern, seines Weges weiter.

Noch hatten wir 2 Sümpfe zu passiren, die Nacht war vor der Thüre und unsere Lage daher keineswegs beneidenswerth. Indeß mochte ein etwa halbstündiges Nachdenken in der unheimlichen Ruhe des Stillstehens auch die Pferde davon überzeugt haben, daß hier mitten im Wasser weder für sie noch für uns ein geeignetes Nachtlager zu finden sei und sie begannen daher zu unserer großen Beruhigung sich endlich wieder in Bewegung zu setzen.

Nach und nach wurde das Terrain trocken und das vorher so sehr verachtete Rohr trat wahrhaft tröstend wieder an uns heran. Indeß war uns eine neue Ueberraschung vorbehalten.

Schon am Tage hatten wir vielfach von fern Rauchwolken in die Höhe wirbeln sehen, ohne daß wir uns Rechenschaft hätten geben können, woher diese kamen. Mit der zunehmenden Dunkelheit hatten diese Wolken die rothglühenden Farben eines sich daherwälzenden Feuermeeres angenommen und wir erkannten, daß die Flamme von Rohrbränden herrühre. Plötzlich hörten wir ganz in unserer Nähe ein lautes Prasseln und Knistern und sahen die lichten Flammen in die Höhe schlagen. Eine unerwartete Wendung des Weges führte uns gerade dem Feuermeer entgegen, das uns wie der Eingang zur Hölle entgegenglühte. Der Wind jagte die Flamme auf der Erde

[illegible] Von da aus ergriff [illegible]

[illegible] alles Büschelwerk [illegible] Gluthformen dar- [illegible] des Rohres mit weißen [illegible] spielend hin und her, [illegible] entzündend, wie zahllose [illegible]

[illegible] sich gerade gegen das [illegible] Straße war breit genug [illegible] wie glühende Wände [illegible] ummehte, so dauerte es [illegible] uns auf einer bereits [illegible] Fläche, auf der die [illegible] verwischen konnte.

[illegible] Nacht. Wir konnten [illegible] Feuer- und Wasserprobe [illegible] geeigneten Andenkens, [illegible] oder der ermuthigenden [illegible] gehabt hätten.

[illegible] nicht auf das gute [illegible] durften, die der weise [illegible] in jedem Falle [illegible] Rosse schleppten uns [illegible] von dem Starosten war seit [illegible] wir wußten weder, wo wir [illegible] nachdem wir einige Stunden [illegible] vernahmen wir, es mochte [illegible] und schlossen daraus auf die [illegible]

[illegible] uns denn auch der Starost [illegible] in das zu unserer Aufnahme bestimmte Haus, in [illegible] das Prachtzimmer eingeräumt worden war. Dies [illegible] gewirkten Teppichen, bunt gestickten Tüchern, [illegible] und geweihten Blumen behangen, eine ewige Lampe [illegible] in einer Ecke vor einem Tisch, auf dem Brod und Salz [illegible] brennendes Talglicht standen; an den weißgetünchten Wänden entlang bildeten schmale hölzerne Bänke das Ameublement.

Unsere sehnsüchtigen Augen vermochten nichts zu erspähen, was einem Bett, Divan oder Kanapee ähnlich sah. Wir etablirten uns daher auf den Bänken so gut es eben gehen wollte. Eine Reisetasche und den Plaid unter dem Kopf, den Mantel übergedeckt, das war das Lager, welches unsern durchräderten Körper, in den Kleidern, die wir anbehalten mußten, hart und empfindlich genug erschien.

Am andern Morgen waren wir daher schon sehr früh auf den Beinen.

Das Dorf Kara Orman, welches 70 Häuser, eine Kirche und 2 Windmühlen enthält, besteht nur aus einer Straße, die außerordentlich breit ist. Die Häuser sind sämmtlich aus Lehm gebaut, mit Rohr gedeckt, weiß getüncht. Unmittelbar dahinter strecken alte Eichen, eine große Seltenheit für diese Gegenden, ihre knorrigen Arme und Häupter in die Luft, so daß ein gewisser romantischer Anstrich dem Aeußern nicht abging. Pferde, Rindvieh, Hunde, Schweine, Hühner, Gänse und Menschen, letztere sämmtlich Russen (sogenannte Wasserkosacken) liefen auf der Straße durcheinander.

Wo das Dorf aufhört, da fängt der Wald von Kara Orman an, der aus einer nur mäßig großen Waldparcelle besteht. Er macht, wenn man hineintritt, den Eindruck eines vollkommenen Urwalds. Alte verwitterte Bäume liegen zwischen Moos, Kräutern, Geflecht und Gestrüpp verwachsen unter hohen Eichen, Espen, Buchen, Linden und Pappeln hin und her. Unter den Bäumen ziehen sich wie ungeheure Lauben die buntgeflochtenen Geschlinge der Schmarotzerpflanzen herauf und herab und dichtes Gebüsch versperrt den Weg, der nicht ohne Opfer an Kleidern verfolgt werden konnte. Im Frühling ist der Rasen dieser Wälder mit Rosen bedeckt, die Pionien glühen dann in großen Büschen durch das dunkle Laub und der Jasmin und die blühenden Linden verbreiten einen betäubenden Duft nach allen Seiten hin.

Gegen 11 Uhr bestiegen wir wiederum die Wagen, um auf einem anderen Wege die Rückreise anzutreten, und sehr bald waren wir wieder jämmerlich zusammengestuckert. Auch der Weg unterschied sich in nichts von dem von gestern. Er zog sich sandig zwischen hohen Rohrwänden ohne jede Abwechselung fort. Die frischen Pferde aber jagten unter fortwährendem Schreien und Peitschen unseres russischen Wagenführers in ununterbrochenem

Galopp dahin. Nach etwa $2^1/_2$ Stunden kamen wir an das rechte Ufer des Sulina-Armes etwa 3 Meilen oberhalb Sulina an, hatten also einen ziemlich großen Bogen mitten durch den untern Theil der Delta-Insel St. Georges beschrieben. Nun ging es auf einem ziemlich ebnen, aber außerordentlich schmalen und holprigen Wege so dicht an dem 2—3 Fuß über dem Wasser liegenden Ufer der Donau fort, daß dem Wagen bis zum steilen Ufer-Rand kaum 1 Fuß Spielraum blieb und jeder kleinste Unfall uns in den reißenden Strom hinabschleudern konnte. Bald zeigten sich auch wieder große dunkle Wolken von Rauch in unserer nächsten Nähe. Häuserhoch sahen wir das Feuer empor schlagen und hörten das unheimliche Geprassel der im Rohrdickicht fortlaufenden Flammen. So lange der Weg am Ufer der Donau entlang ging, hatte dies wenig zu sagen.

Als er sich aber wiederum in das Rohr hineinwendete, bemerkten wir mit Befremden, daß uns derselbe durch die Flamme, die hier nicht durch Sand aufgehalten wurde, sondern auf niedergetretenem, trockenem Rohr doppelt schnell fortlief, förmlich versperrt wurde.

Unser russischer Automaedon fand es denn auch zweckmäßig, zum ersten Male einen Blick auf uns zu werfen, der uns unseren Standpunkt klar machen sollte. Ich war noch im Nachdenken über diesen und über die Gegensätze des Feuers in der Steppe und des Wassers in der Donau, sowie wie über unsere, diesen Verhältnissen nicht entsprechende Sitzart begriffen, als er sich hoch aufrichtete und mit einem eigenthümlichen wilden Geheul wüthend auf die Pferde einhieb, die eben vor dem Feuer zu stutzen begannen. Sofort setzten sich diese mit dem den Thieren eignen Instinct in eine Carriere, die mich unter andern Umständen mit Grausen erfüllt haben würde. Mitten in die lodernden Flammen, wie in den Schlund der Hölle ging es hinein, die Funken und Flammen stoben und flogen von allen Seiten unter und um uns her, Gluth auf Gluth wälzte sich uns entgegen, qualmender Dampf umgab uns und ich glaubte in der That, daß der Augenblick des Erstickens sehr nahe sei.

Nach einiger Zeit, die mir unendlich schien, war der Brand passirt. Aber so leichten Kaufs sollten wir diesmal nicht davon kommen. Immer neuer Rauch wälzte sich uns entgegen, rechts und links loderten die gewaltigen Flammen daher, Prasseln und

Knistern umgab uns von allen Seiten, und wir hatten nicht weniger als 9 solcher Feuer zu passiren. Ich betrachte es noch jetzt als ein seltenes Wunder, daß wir ohne Unfall hindurchgelangt sind.

Was uns diese eigenthümliche Fahrt erleichterte, waren einzelne Windstöße, welche von der Donau her ab und zu den Rauch plötzlich bei Seite schlugen und uns in den quälendsten Augenblicken durch den erstickenden Dampf hindurch auf Momente frische Luft zuführten.

Mitten in diesem wilden Jagen war der Russe offenbar sehr unruhig. Er deutete nach Sulina, gab zu verstehen, daß der Wind sich drehen werde und peitschte, auch als kein Brand mehr vor uns war, unbarmherzig auf die Pferde los, die ohne Ermüdung zu zeigen, in wildester Eile über Stock und Stein jagten.

Endlich nach 6 Uhr erblickten wir durch das Dunkel der Nacht das Licht des Leuchtthurmes und nach einer halben Stunde befanden wir uns auf dem österreichischen Kriegsdampfer, der oberhalb des Orts vor Anker lag.

Man wird aus dieser Schilderung ersehen, wie sehr man sich in jenen halbwilden Gegenden auf außergewöhnliche Erscheinungen gefaßt halten muß und daß man für die Gefahr einen anderen Maßstab erlangt, als dies in unseren geregelten Verhältnissen der Fall ist.

Daß wir Alle die behagliche Ruhe des Kriegsschiffes und vor Allem dessen wohlbesetzte Tafel mit besonderer Freude begrüßten, wird man begreiflich finden. Die Ruhe that unsern geräderten und gemarterten Gliedern sehr wohl. Aber wir hatten unsere so schwer verdiente Mahlzeit noch nicht beendet, als der erste Lieutenant in die Cajüte trat und dem Commandanten meldete, daß der Wind sich seewärts gedreht habe, und alle Rohrfeuer die Richtung auf Sulina genommen hätten.

Wir gingen auf das Deck und hatten vor uns einen Anblick, wie er gewiß zu den prachtvollsten und seltensten gehört, die überhaupt möglich sind. Von allen Seiten wälzten sich die dicken rothen Feuerwolken daher und die hellen Flammen loderten thurmhoch in den dunkeln Nachthimmel hinein. Ein starker Westwind trieb sie vorwärts und wir sahen sie förmlich über die flache Haide daherbrausen. Unser Russe hatte Recht gehabt. Dieser Windwechsel zwei Stunden früher und die Gefahr wäre für uns sehr



II.

Constantinopel und Athen.

Wir hatten uns (unserer Reise=Gesellschaft gehörte außer meiner
Frau auch Friedrich von Raumer, der berühmte Historio=
raph und der Professor Guhl, damals Sekretair der Königlichen
kademie der Wissenschaften an) an Bord des Oesterreichischen
Dampfers Miramare spät Abends eingeschifft. Am anderen
Mittag gegen 1 Uhr nach langem Aufenthalt in Tultscha lag
Sulina vor uns mit der gefährlichen Barre der Donau und dem
Blick auf die unbegrenzte wogende Fläche des schwarzen Meeres,
as gerade von einem plötzlich daherbrausenden Gewittersturm in
Bewegung gesetzt war. Aber die Wogen glätteten sich wieder,
ährend in unserm Schiff durch 5 lange Stunden Waaren ein=
d ausgeladen wurden. Erst gegen 6 Uhr wurden die Anker
hoben. Als wir die Barre mit den aus den Wogen her=
rstarrenden zahlreichen Schiffs=Wraks und ihre gefährlichen
iegungen passirt hatten und nun in das weite offene Meer ein=
hren, auf dem das Dampfboot, wie auf einer Spiegelfläche
hinglitt, als die flachen Küsten, der Leuchtthurm und die Hunderte
n Schiffsmasten im Hafen von Sulina nach und nach dem Auge
tschwanden und in die immer mehr hinter uns sich ausbreitende
Meeresfläche untertauchten, da herrschte die vollkommenste Ruhe, auf
esem gefährlichen Meere eine Seltenheit, um uns her. Die Sonne
nk über dem westlichen Horizont mit jener glühenden Farbenpracht,

dieser Hügel wie ein Ei dem andern ähnlich sehen und daß die barbarischen Horden, denen diese entstammen, jedenfalls von den alten Griechischen Helden wenig gewußt und gelernt haben werden, so schwindet jene poetische Vermuthung zu der Wahrscheinlichkeit zusammen, daß auch die bezeichneten Grabhügel nichts gewesen sein mögen, als erhöhte Wachthügel asiatischer Völkerstämme, welche von dort aus das blaue Meer gegen die griechischen Piraten oder gegen plötzliche Ueberfälle beobachtet haben mögen, die ihnen von der purpurnen Woge aus drohen konnten. Zu dem haben alle diese Hügel eine sehr bemerkenswerthe Aehnlichkeit mit den sogenannten Hünengräbern in den nordischen Gegenden; auch hier finden sich bei den Aufgrabungen nicht überall Spuren von Grabstätten vor.

Gegen Mittag fuhren wir in den von Höhen umkränzten Hafen von Varna ein, dessen Festungswerke nach dem Wasser hin nicht von zu großer Bedeutung, an der Landseite durch detachirte Forts dem Orte einige Sicherheit geben. Der Hafen, von der Natur gebildet, ist ziemlich geräumig. Sehr nahe, südlich von der Stadt liegt ein großer See der in der Entfernung von etwa ¾ Meile die Tiefe von 40′ gewinnt und der daher, wenn man die kurze Landenge, die ihn vom Meere trennt, durchstechen und ihn mit diesem durch einen Kanal verbinden wollte, einen vorzüglichen Kriegshafen bilden würde. Varna hat 16—17000 Einwohner, darunter nur etwa 5000 Türken, deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermindert. Es ist während des Krimkrieges das Grab von ungefähr 12000 Franzosen geworden, die der Cholera zum Opfer gefallen sind. Man muß die Kühnheit bewundern, mit welcher die Alliirten von 1855 ihre Pulvervorräthe in die mitten in der Stadt liegenden Pulvermagazine und um diese herum untergebracht hatten. Denn eine Explosion, die zumal bei dem großen Brande während der französischen Occupation und bei dem im Orient immer bereiten Geist der Zerstörung und des Verbrechens so sehr leicht hätte eintreten können, würde eine unabsehbare Katastrophe herbeigeführt haben. Die Stadt selbst mit ihren krummen, engen Straßen, den Ueberresten von Brandstätten und dem außergewöhnlichen Schmutze entspricht genau dem Charakter einer türkischen Stadt. Doch zeigte sich diese wegen des letzten ms=Tages im höchsten Schmuck; bunt gekleidete Kinder, die jen mit unzähligen herabhängenden Zopfflechten, Frauen mit

Um 5 Uhr weckte uns die Stimme des Capitains: Wir
hren in den Bosporus ein! Wie ein Blitz fuhr ich aus der
oje in die Kleider. Ich glaube es dauerte keine 2 Minuten bis
) auf dem Deck war, wo ich die übrige Reisegesellschaft schon
rsammelt fand.

Welch ein Bild nach der Einförmigkeit der letzten Tage, die
ir zwischen den Donau-Inseln mit ihren Rohrsümpfen und flachen
fern und auf dem schwarzen Meere zugebracht hatten. Wir
wegten uns mitten auf dem breiten Meeresstrom, der den
ontus Euxinus mit dem Marmora-Meer verbindet und an
ssen beiden Seiten sich ein Zauber der Landschaft entwickelt, der
mehr und mehr gesteigertem Reize Bild um Bild immer wechselnd
id immer neu aufrollt. Diese hohen, malerisch geformten Ufer-
rge, von alten Schlössern und Burgen bekrönt, Thürme und
stungswerke, dazwischen Dörfer und Paläste, Gärten und Wälder,
lanke Minarets und dunkle Cypressenhaine, Pinien mit ihren
ndgeformten Wipfeln, Rosen und Flieder massenweise in Büschen
ühend, die Kaiks auf der blauen Fluth pfeilschnell vorbeischießend,
elphine die um das Schiff herumspielen und sich in seiner Wasser-
iie entlang tummeln; darüber der dunkelblaue südliche Himmel in der
aren Morgensonne seinen lichtesten Glanz ausstrahlend, in der
hat ein Schauspiel voll von zauberischer Pracht! Bald öffnet
h die Bucht von Bujukdere und Terapia, das Bild wird
nmer lebendiger und reicher, das Leben vermehrt sich, Schiffe
it blinkenden Segeln kommen und gehen, die Paläste der türkischen
roßen, der europäischen Ambassaden, die Terrassen und Gärten
nter und über denselben, die Ortschaften und Häuser vermehren
h, die 7 Thürme, jenes berühmte Festungswerk, unter dessen
chutz die Osmanen zum ersten Male den europäischen Boden
treten haben, steigen mitten unter den leichtgezimmerten Wohnungen
r jetzigen Generation mit dem altersschweren Ernst ihrer mehr
s 600jährigen Steinmassen von den Bergen an die Ufer herab
id mahnen an den vergänglichen Bestand irdischer Größe; das
uge weiß nicht, ob es sich der europäischen oder asiatischen Seite
wenden soll. Auf dieser merkwürdigen Grenzscheide der beiden
elttheile fliegt es von dem Einen zum Andern umher und der
eist sucht nur, sich von jeder Einzelnheit fernhaltend, den Gesammt-
ndruck in aller seiner Größe, Pracht und Lieblichkeit festzuhalten.

So tritt nach und nach aus den Windungen des Bosporus, die bald enger bald breiter sich hin und her ziehen, der erste Blick auf Skutari hervor, die Kuppeln und Moscheen mit ihren Minarets, dann die Terrassen-Städte von Galata und Pera, endlich das goldene Horn mit seinen zahllosen Schiffen, Dampfboten, Kaiks, Kriegsfahrzeugen und darüber in dem goldenen Lichte der Morgensonne Stambul, das alte Byzanz, die Hauptstadt des ehemaligen Oströmischen Reiches, mit den prachtvollen Domen und Kuppeln, den Minarets und Palästen, dem grünen Baum-Meer des alten Serails, und mitten daraus hervor hoch auf in die Höhe steigend die Aja Sofia in der reinen Schönheit ihrer Kuppelform, ein wahrhaftes Meer von Häusern und Gebäuden, von Moscheen, Thürmen, Kuppeln und Palästen. Daneben erblickt das Auge weit hin gedehnt wie über einen Spiegel die weiße Fläche des Marmora-Meeres mit den malerischen Gruppen der Prinzeninseln, in der grauen Ferne begrenzt durch die in Dunst und Duft gehüllten Berge der Kleinasiatischen Küste, über denen, hoch in den blauen Himmel sich erhebend, der Olymp tief in den Schnee und das Eis des Alters gehüllt majestätisch das Bild abschließt.

In der That, diese Einfahrt in den Hafen von Constantinopel hat etwas wahrhaft berauschendes. Es ist die ganze Fülle der Eigenthümlichkeiten dieses merkwürdigen Platzes, die Schönheit der Natur, lieblich und groß zugleich, die Poesie, der Geist der Geschichte alter und neuer Zeit, der uns auf jedem Schritt gegenübertritt; es ist die Fremdartigkeit der Nation, es ist die Trennung der letzten Grenze des europäischen Staatsverbandes zu den primitiv wilden Urverhältnissen des asiatischen Welttheils, was hier, die Phantasie erregend uns in dichterischer Fülle umweht. Man sieht schon von Weitem her die Rosen unter dem Lorbeer blühen, die Myrthe und den Akanthus Straßen und Felder begrenzen, die dunklen Cypressenhaine friedlich die Gräber der Dahingeschiedenen vor den Strahlen der glühenden Sonne bewachen und den alten Meer-Gott mit ernster Ruhe die Grenze bewahren, die ein kühner Fuß zu überschreiten wagte und über welche hin er früher oder später, den Rückzug in sein ursprüngliches Sagenland wird suchen müssen.

Diese poetischen Träumereien werden freilich nur zu bald durch sehr materielle Zwischenfälle unterbrochen. Mitten in der

Einfahrt zum goldenen Horn geht das Schiff vor Anker und im Augenblick ist dasselbe von Hunderten von Kaiks und Booten umgeben, deren Führer nur das Zeichen erwarten, daß die Practica ertheilt sei, um mit einem unglaublichen Lärmen und Geschrei an Bord zu klettern und den Reisenden ihre Dienste aufzuzwingen. Die lächerliche Quarantaine-Maßregel der Practica wird von einem alten Türken mit wüthigem Antlitz aufrecht erhalten, der, auf der Spitze seines Boots stehend, rechts und links Prügel schleudert gegen die Masse der das Schiff umgebenden Bootsleute, die mit lautem Lachen ihnen schnell auszuweichen wissen. Da erblickt sein Auge einen jüdischen Dragoman, der sich, des strengen Verbots ungeachtet, bereits auf das Schiff geschwungen hat, und den Gasthof, zu dem er gehört, anpreist. Wie eine Katze springt der Alte die Treppe des Dampfers hinauf, mit hochaufgeschwungenem Knüttel auf den Missethäter zu, ergreift ihn, und schleppt ihn trotz aller Gegenwehr wüthend bis an den Eingang, wo er kopfüber heruntergestoßen wird. Man glaubt, der Jude müsse sofort elend im Wasser versinken; aber der scheint das Geschäft zu kennen; denn ungeachtet der schnellen Hantirung seiner Gegner kommt er sicher in dem Boot des Alten auf seinen Füßen an. Wie streng, denkt der Fremde, werden hier die Vorschriften des Quarantaine-Wesens gehandhabt: Aber hinter der ersten Biegung eines Schiffes drückt der Jude dem wilden Quarantaine-Wärter den unvermeidlichen Backschisch in die Hand, den er von den bereits geangelten Fremden zehnfach wieder eintreibt, springt in das nächste Boot und in zwei Minuten steht er wiederum auf dem Deck des Schiffes, um sein Geschäft fortzusetzen.

Auch unser Abzug war inzwischen, nicht ohne außerordentlichen Aufwand von Lärmen und Geschrei, gehörig vorbereitet. Für 7 Personen, unter denen eine Dame befindlich, waren immerhin einige 20 Stücke Gepäck zu expediren. Wir gingen in zwei Booten an das Land, wo nach kurzer Steuer-Revision und verschiedenen Backschisch-Zahlungen dies Gepäck einer genügenden Anzahl jener riesenhaften Lastträger aufgeladen wurde, von denen ich weiterhin noch zu sprechen Gelegenheit finden werde und die in Bezug auf den Waaren- und Gepäck-Transport innerhalb der Stadt und von und nach dem gewaltigen Hafen-Verkehr einen der wichtigsten Faktoren

in dem Geschäftsleben von Constantinopel bilden. So zogen wir in langer Reihe langsam durch lange, von beiden Seiten bazar-artig mit offenen Buden besetzten Straßen, deren Enge uns in einer europäischen Stadt bei dem geradezu unglaublichen Gewühl von Menschen, Lastthieren, Lastträgern, Soldaten, Reitern und Hunden in Erstaunen setzen würde, durch Winkel und um Ecken herum, in einem uns fürerst unverständlich bleibenden Zickzack, über nichtswürdiges Pflaster, Müll, Kehricht und Schmutz, dann eine lange enge finstere Straße steil bergauf, etwa $^1/_4$ Stunde lang fort, bis wir vor dem uns empfohlenen Hôtel d'Europe standen, das wir zum Absteige- und Hauptquartier gewählt hatten.

Der erste Anblick dieses Hôtels ist nicht imponirend; auch das Innere ist es nicht, und die Einrichtung der Zimmer ist mehr als mangelhaft. Die Bedienung zeigte sich im weiteren Verlauf der Zeit gleich Null und die gerühmte Billigkeit von 16 Francs Pension per Tag bei oft mehr als schlechter Küche und entsetzlichem Wein war keineswegs als besonders preiswürdig anzuerkennen. Indeß haben die anderen Gasthöfe, welche meist auf englischen Zuschnitt eingerichtet sind und in denen der Reisende, zumal im Hôtel d'Angleterre (Missouris) auf unerhörte Weise tyrannisirt wird, ebenfalls ihre großen Bedenken. Dabei fehlt ihnen, bei 2 Francs Mehrkosten per Tag ein unvergleichlicher Vorzug des Hôtel d'Europe, nämlich eine Aussicht, die ihres Gleichen vielleicht in der Welt nicht wieder findet. Das uns angewiesene Zimmer und der daneben befindliche Salon gewährte uns den Blick auf Skutari und den unteren Theil des Bosporus, auf das unter uns liegende Galata mit den Kuppeln und Minarets von Top-Hana, auf die Spitze des alten Serails, welche die Trennung des goldenen Horns von dem Bosporus und dem Marmora-Meer bezeichnet, auf die auf-steigende Höhe von Stambul mit der Aja Sofia und den Moscheen der Sultane Osman und Soliman, so wie auf das Marmora-Meer mit den Prinzen-Inseln und dem schneebedeckten Olymp. Dabei entwickelte sich die gesammte Bewegung der Tausende von Schiffen und Dampfbooten, die in diesem größesten und schönsten Hafen der Welt verkehren, gerade vor unsern Augen, dieser Ver-kehr des Mittelmeers nach dem Orient, der hier dem von der Donau her durch das schwarze Meer die Hand reicht. Kein Dampfboot, das nicht dort hätte kommen oder gehen müssen.

Da nun unsre ganze Reisegesellschaft glücklicherweise nicht jener
ategorie von Reisenden angehörte, die eben nur der Gasthöfe
egen fremde Länder besuchen, sondern für welche diese nur noth=
endige Mittel zum Zweck sind, so war gerade dieses Hôtel, seiner
hlreichen Schwächen ungeachtet, für uns sehr wohl geeignet.
Benn man bedenkt, daß Constantinopel ein Handels= und Verkehrs=
atz ist, wie es wenige giebt, daß die Einwohner den größeren
heil ihrer Verbrauchsartikel nur vom Wasser her beziehen können
nd daß eben eine Million Menschen, zum Theil für einen un=
hörten Luxus, auf diesen Bezugsweg angewiesen ist, so muß man
n höchsten Grade erstaunt sein über den fast absoluten Mangel
n Landungs=Hafen und Verkehrsanlagen des Orts, über diese lächer=
che Handhabung der Steuercontrolle, welche dem erschöpften Schatze
s Türkischen Reichs kolossale Summen einbringen könnte und
rhältnißmäßig so wenig rentirt, über das Fehlen aller Organi=
tion und administrativen Anlagen für die Dampfschiffs=Gesell=
haften, kurz über die Nullität alles dessen, was die Fürsorge der
egierung den dringendsten Bedürfnissen des öffentlichen Verkehrs
huldig ist. Man könnte erwidern: Es geht ja auch so! Aber
ie geht es? Und was könnte hier geleistet werden, wenn man
en nicht alles gehen und laufen ließe, wenn mau nicht stehlen
ße, wie die Beamen eben stehlen wollen. Indeß, so lange der
albmond auf der Aja Sofia in die Luft blinkt, so lange das „Allah
erim" und das „Bac arum" die stehenden Reden im Munde der
Mehrzahl der Staatsmänner sind, so lange wird das Wesen und
reiben wohl keiner Aenderung unterliegen.

Ich weiß ja nun, von dem heutigen Standpunkt aus betrachtet,
aß gerade diese besondern Verhältnisse der türkischen Regierung
Veranlassung gegeben haben, durch Preußische Beamte Besserung in
lussicht zu nehmen. Ich weiß auch, daß der mit den Finanz=
Reformen betraute Musteschar Wettendorf ein Mann von aus=
ezeichneter Sachkenntniß und Fachwissenschaft, sowie von hoher
llgemeiner Bildung und Uebersicht ist. Es wäre also nicht
nmöglich, daß mein vorstehend vor fast 30 Jahren ausgesprochenes
Urtheil jetzt nicht mehr völlig zutreffend sein könnte.

Inzwischen weiß ich auch, daß alle Reformen in der Türkei
ur sehr langsam vorschreiten und daß die diesen auf Schritt und
Tritt mit ausgesuchter Zähigkeit entgegenarbeitenden Schwierig=

[illegible] nicht von untergeordneter [illegible]
[illegible] im Einzelnen manches verändert [illegible]
[illegible] und Ganzen wird das alte Bild, [illegible]
[illegible] versucht habe, wohl auch [illegible]
[illegible]

[illegible] ein Mann von glänzenden [illegible]
[illegible] nach Preußischen Mustern [illegible]
[illegible] auch er ist nicht allmächtig und [illegible]
[illegible] für einen Welthandel, wie Constantin[illegible]
[illegible] Dammen.

[illegible] den Gasthöfen von Pera ist [illegible]
[illegible] ein Gabelfrühstück von 3—4 [illegible]
[illegible] einnimmt. Wie man [illegible]
[illegible] Sache jedes Einzelnen. [illegible]
[illegible] Hôtel d'Europe einer [illegible]
[illegible] angeblich von der Insel [illegible]
[illegible] schon zur Zeit der Tr[illegible]
[illegible] Labetrunk gewesen se[illegible]
[illegible] entsprechend, und nur mit [illegible]
[illegible] trennten Herr v. Ra[illegible]
[illegible] Reisegefährten, einschließlich mein[illegible]
[illegible] Skutari und auf einem der dorti[illegible]
[illegible] den ersten Gang durch die Straß[illegible]
[illegible] Hôtel der Preußischen Gesandtschaft [illegible]
[illegible] Pera's hat den Ruf, völlig europäisch [illegible]
[illegible] glänzenden Läden ausgestattet zu sein. S[illegible]
[illegible] dieses Stadttheils. Wenn jene [illegible]
[illegible] ist, so ist auf der anderen Seite der [illegible]
[illegible] Straßen Constantinopels anklebt, Enge, [illegible]
[illegible] Gewühl, hier noch durch die [illegible]
[illegible] der türkischen Frauen verstärkt, und allgemeiner [illegible]
[illegible] vorherrschend. Die Eleganz der Läden und [illegible]
[illegible]

Auswurf von Europa, der sich hier zusammenfindet, um die Stadt unsicher und ihre Bewohner mißtrauisch zu machen. Wenn man sich in den übrigen Stadttheilen fast ausschließlich unter der Masse türkischer Bewohner mit Fez, Turban oder Persischer Mütze ziemlich sicher bewegt, so ist man hier von einer halb europäisch aussehenden Menge umgeben, deren Physiognomie wünschen läßt, daß man ungeachtet alles Fanatismus sich lieber mitten unter den Türken befinde.

Das Preußische Gesandschafts-Hôtel liegt unmittelbar am Piccolo Campo von Pera, der steil abfallend, mit meist verfallenen Grabsteinen bedeckt, halb verwildert und mit dunklen Cypressen bewachsen einen prachtvollen Vordergrund bildet zu der Häusermasse des sich auf der gegenüberliegenden Berg-Terrasse erhebenden Stadttheils, mit den Admiralitäts-Gebäuden am Fuß, der blauen Fluth im goldenen Horn, in dem vor den wehenden Flaggen mit Halbmond und Stern die großen Schiffe der türkischen Kriegsmarine, Drei- und Zweidecker jeden Rangs mit und ohne Dampf, Fregatten, Corvetten, Briggs, Aviso und Transport-Fahrzeuge jeder Art vor Anker liegen; am gegenseitigen Ufer, halb in Duft gehüllt, das Häusermeer von Stambul mit den prächtigen Kuppeln der Moscheen und den schlanken Minarets, endlich darüber das Marmorameer mit seiner weißglänzenden, von dieser Ferne aus spiegelglatt erscheinenden Fläche. Wenn die Aussicht allein das Hôtel, sowie das Kleid den Mann machte, dann würde das Preußische Gesandschaftshaus mit denen von Oesterreich und Frankreich trotz ihrer elegant geschmückten Terrassen-Gärten und ihres Ausblicks nach Skutari und dem Bosporus rivalisiren können. Aber, das Hôtel, welches übrigens nicht Eigenthum der Preußischen Regierung, sondern einem Privatmanne abgemiethet war, bot im Innern schlecht vertheilte und sehr beschränkte Räume und gewährte dem Gesandten selbst nur den dringendsten Raum als Absteige-Quartier oder als vorübergehende Wohnung, Wohnungen für den Legations-Sekretair, die Attachés, die Geschäftslocalien für die Gesandtschafts-Kanzlei, die Beamten und Diener. Ein schöner geräumiger Saal für die protestantische Kirche, in der Einrichtung einfach und würdig, machte einen wohlthuenden Eindruck.

Herr von Wildenbruch empfing uns mit allen Beweisen von Aufmerksamkeit und Wohlwollen, stellte uns sofort einen seiner Kawassen zur Disposition, und ersuchte einen Beamten der Gesandt-

schaft, einen jungen Mann von kolossaler Größe, der, wie ich glaube, früher in Trier Post-Sekretair gewesen war und sich von dort aus Gründen hierherbegeben hatte, aber die Verhältnisse von Constantinopel und die Sprache genau kannte, uns morgen bei den ersten Besichtigungen zu begleiten. Wir schlenderten durch die Straßen von Pera, stiegen den piccolo Campo herab über Grabsteine und unter Cypressen hindurch und setzten uns endlich in einem Kaik, der uns das goldene Horn herauf nach Ejub führte. Solch eine Gondel ist eine eigenthümliche Art von Fahrzeug. Sehr scharf auf dem Kiel gebaut, vorn sehr spitz auslaufend, hinten breiter und runder, von sehr elegantem Aussehen, wird er von 1 oder 2 Ruderern (es giebt aber auch deren nach ihrer Größe bis zu 16) mit je 2 langen Rudern, ohne anscheinend zu große Anstrengung zugleich gelenkt und mit Pfeilesschnelle durch die Fluth bewegt. Da das Hintertheil ohne Belastung ziemlich flach geht und der ganze Bau äußerst leicht ist, so muß man beim Einsteigen vorsichtig auf die Mitte der kleinen Plattform treten, weil das Boot sonst leicht umschlägt. Dasselbe ist so eingerichtet, daß man nur mit ausgestreckten Beinen auf den dort befindlichen Kissen, halb sitzen, halb liegen kann. Aber auch hier darf man sich nicht bewegen, da das Boot sonst augenblicklich das Gleichgewicht verlieren und gleichfalls umschlagen würde. Diese Kaiks sind wie man sieht nicht auf europäische Touristen, sondern ganz auf die charakteristische Ruhe der Türken berechnet, die überhaupt nicht auf Stühlen und Bänken zu sitzen pflegen und denen Unbeweglichkeit zur Gewohnheit geworden ist. Bei unruhiger See sind die Kaiks gefährlich. Es giebt ihrer etwa 80000. Sie bilden einen der wesentlichsten Verkehrs-Factoren der türkischen Hauptstadt. Die Kaikiers, meist ganz weiß und weit, sehr leicht gekleidet, geben den Booten, aus denen sonst nur der Kopf des Passagiers herausblickt, einen malerischen Anblick. — So glitten wir durch die spiegelglatte Fluth, auf der wir ab und zu durch die Wellen eines vorbeibrausenden Dampfboots hindurchtanzen mußten, vorüber an den riesigen Leibern der Kriegsschiffe und den kleinen schwimmenden Wachthütten, die für die militärische Polizei innerhalb des Kriegshafens bestimmt sind, vorbei an den am Ufer liegenden, zu Gefängnissen, Arbeiterwohnungen und Werkstätten eingerichteten, sonst außer Gebrauch gesetzten Colossen alter Dreidecker, die zum Theil die Niederlage

von Navarin gesehen hatten und deren vergoldete Löwen eigenthümlich contrastirten mit dem Verfall der Schiffe selbst. Fortwährend tönt einem der singende Ruf „Kaikier!“ um die Ohren, ein Ruf durch den, ähnlich wie in den Canälen von Venedig, den hin- und herschwärmenden Kaiks die Nähe eines Boots bemerklich gemacht wird, da ein Anfahren gleichbedeutend mit Umwerfen sein würde; man passirt zwei Brücken, die in ungeheurer Länge die von beiden Seiten terrassenförmig aufsteigenden Stadttheile verbinden und kommt endlich nach etwa $^{3}/_{4}$ stündiger Fahrt an den Ort, wo das goldene Horn als Meerbusen endet und in seine Wasserfläche sich die sogenannten „süßen Wasser von Europa“ ergießen. Hier befindet man sich in dem Stadttheile Ejub, einem ausschließlich von Urtürken bewohnten Quartier, in dem die heiligste Moschee von Constantinopel, die der Sultans-Krönung, d. h. der Umgürtung mit dem heiligen Schwerte Mohameds belegen ist. Kein ungläubiger Fuß darf sie betreten und schon der Eintritt in den Vorhof wird den Franken dringend abgerathen. Dies hinderte mich nicht, ihn zu betreten.

Am Ufer der Landestelle beginnen die Gräber türkischer Großwürdenträger, die sich in der Regel hier begraben lassen. Von Marmormauern umschlossen, die in weiten Zwischenräumen durchbrochen sind, erblickt man, zumeist von prachtvoll vergoldetem Gitterwerk reichster Arbeit eingefaßt die Gräber, deren Schmuck in der Regel zwei aufrecht stehende Steine, einer zum Haupt und einer zu Füßen des eigentlichen Grabsteins bilden. Ein vergoldeter Turban zeigt das Grab eines Mannes, vergoldete Blumen das der Frau an. Hohe dunkle Cypressen beschatten nach allen Seiten diese geheiligten Stätten, welche nicht wie die meisten übrigen Kirchhöfe der Türken, an Feiertagen als Erholungs- und Versammlungsplätze benutzt werden. Rosenbedeckte Büsche beugen sich, schwer von der Last ihrer duftenden Blüthen über diese bunten Marmordenkmale, die unter den Blumen und dem Duft des Frühlings und in der reichen Verzierung ihrer Goldgitter nicht den düsteren Ernst des Todes, sondern die heitere Frische der Zukunft im Paradiese darstellen zu wollen scheinen. Die Poesie orientalischer Bilderpracht breitet sich über diesem Todtengarten aus, der mit seinen Rosen und Cypressen, seinen Marmordenkmalen und Goldgittern, in dem heiligen Schweigen und in der heiteren Pracht

des Orts dem Europäer deutlich und bestimmt ankündet, daß er sich nicht unter dem Walten christlicher Auffassungen und Anschauungen befinde.

Größer und eindringlicher noch macht sich dieser Eindruck geltend, wenn man den Vorhof der Moschee betritt. Es ist dies ein großes, von bedeckten Gängen umgebenes Viereck, dessen Architektur aus weißem schönen Marmor reich in maurischem Styl gehalten ist; In der Mitte befindet sich ein in gleichem Style gearbeiteter Brunnen, an der Seite der Moschee sind zahlreiche Fontainen angebracht, an denen die Gläubigen Gesicht, Hände und Füße waschen, ehe sie das Heiligthum betreten. 5—6 uralte, prachtvolle Platanen von colossalen Dimensionen wehren die Gluth der Sonn und das helle Licht des Tages von dieser geheiligten Stätte al und hüllen mit ihrem weithin sich verbreitenden Schmuck von Blättern und Zweigen, ein grünes Dach über dem offenen Raum bildend, diesen in ein phantasiereiches Zwielicht, dessen grünlich Schatten den weißen Marmorwänden eine zartgedämpfte Farb verleihen. Durch die großen Fenster der seitwärts stehenden Begräbniß-Moschee erblickt man die freistehenden Särge der Sultane die die Moschee gegründet haben, in kostbare Teppiche gehüllt, a den Kopfenden die Turbane der verstorbenen Fürsten, mit reichen Federsträußen geschmückt, davor auf kleinem Tabouret je ei großes Buch des Koran, Alles in ein mystisches Halbdunkel gehüllt eine Stätte des Friedens. Mit einer gewissen Ehrfurcht, ich kan es nicht in Abrede stellen, durchschritt ich den Vorhof, in den zahlreiche Türken Gebete verrichteten und über dem ein ernstes Schweigen ausgebreitet war. Doch sah ich deutlich Blicke des Mißfallens hinter dem Franken hingleiten, der hier eine seltene und jedenfalls ungern gesehene Erscheinung, es gewagt hatte, den unheiligen Fuß auf diese, der Verehrung des Propheten vorzugsweise geheiligte Stätte zu setzen. Auf der entgegengesetzten Seite führt ein schön gebautes Eingangsthor der Moschee in die Stadt selbst, mit ihren offnen Werkstätten und kleinen bazarartigen Läden, den zahlreichen Cafés, in denen schweigende Muselmänner, auf Teppichen sitzend den blauen Dampf ihrer Nargylehs oder Tschibuks mit aufmerksamem Nachdenken verfolgen, während sie ab und zu die kleine Caféschale an den Mund führen. Oeffentliche Brunnen bieten jedem, der sich ihrer bedienen mag Erfrischung, enge, winklich

unreinliche Straßen mit zahlreichen Hunden zeigen das Bild einer echten Türkenstadt. Die Hunde hätten mir leicht ernstliche Verlegenheiten bereiten können, indem sie plötzlich von allen Seiten grimmig auf mich einstürzten, weil der runde fränkische Hut den ich trug, ihnen anstößig war. Glücklicherweise folgte mir einer der verfolgenden Hunde über das ihm zugehörige Terrain hinaus, woraus sich sofort ein erbitterter Kampf zwischen ihm und einem der dort berechtigten Hunde entwickelte, der die Aufmerksamkeit für den Augenblick von mir ablenkte, mich aber doch veranlaßte, die Lagerstätten dieser Bewohner Ejubs in möglichst weiter Entfernung zu umgehen. Es wird für diejenigen, die Constantinopel nicht kennen von Interesse sein zu erfahren, daß die Hunde daselbst, obgleich keinem Herrn angehörig, eine eigenthümliche selbstständige und keineswegs ganz unwichtige Rolle in der Stadt und in deren Straßen spielen. — Sie üben nämlich unzweifelhaft einige derjenigen Functionen aus, die bei uns der Polizei übertragen sind. Zunächst haben sie überall gewissermassen Familienweise ihre eigenen Districte, die sie ungestraft nicht überschreiten dürfen; denn die Hunde des angrenzenden Districts bewachen eifersüchtig ihr Territorium. Ist einmal im Eifer des Gefechts oder der Verfolgung ein solcher Uebertritt erfolgt, so sieht man dem Hunde das böse Gewissen an und wenn er gleich der Stärkere sein mag und sich nach Kräften wehrt, so zieht er sich doch mit eingeklemmtem Schwanze, sobald er irgend kann über seine Grenze zurück. Bei Tage liegen sie auf der Straße, meist mitten im Wege, sind gutmüthig und furchtsam und so faul, daß sie selbst beim größten Gewühl ohne sich zu rühren liegen bleiben. Der Vorübergehende tritt über sie weg oder geht um sie herum. Nur in den ausschließlichen Türkenquartieren vertragen sie die Franken nicht und greifen sie an. Des Abends beginnt die Zeit ihrer Thätigkeit. Sie fressen allen Schmutz und Unrath der irgend fressbar ist, zumal die Cadaver todter Thiere, die hier, wie überall im Orient auf die Straße geworfen werden und die ohne sie die Stadt mit unerträglichem Pestgeruch erfüllen würden, rein fort und bewahren dadurch die Bewohner vor bösen Epidemien. Sobald in ihrem Viertel Feuer ausbricht, sind sie es, die durch ein eigenthümliches Geheul dies anzeigen. Sie greifen die Personen an, die des Nachts dem Verbot zuwider ohne Laterne die Straßen passiren, kurz sie verrichten allerhand nützliche, sonst

der Polizei obliegende Dienste. Ihre Raçe ist sehr häßlich; sie sind mittelgroß, meist von gelber Farbe und gemäß ihrer dürftigen Nahrung sehen sie sehr verhungert aus. Man findet ihrer mitunter zu 10 und 12 zusammen, je nachdem die Familie in ihrer Jugend das Glück genossen hat, nicht zu sehr der Verfolgung ausgesetzt gewesen zu sein. Im Allgemeinen werden sie geachtet und der Constantinopler Türke wird nur ungern einen Hund tödten oder beschädigen.

Um nun wieder auf Ejub zurück zu kommen, so steigt hier ein Theil der Mauern des alten Byzanz bis zum Wasser herab. Von einigen Theilen derselben hat man herrliche Blicke auf Stambul. An diesen Mauern war es, wo die Türken dem letzten Abendländischen Kaiserthron durch Sturm ein Ende machten, von wo sie in Byzanz eindrangen.

Bei der leider nur zu bald nothwendig werdenden Rückkehr durch den Vorhof der Moschee, an deren Thoren eine Schaar von Bettlern, besonders Knaben und Weiber lagerte, wurde ich, wahrscheinlich weil ich ohne Backschisch vorbei ging, mit einer Fluth von Schimpfreden verfolgt, gegen die mich nur der Eintritt in den Hof des Heiligthums schützte, wohin jenes Gesindel nicht zu folgen wagte. Ich stieg in den Kaik und schwamm das goldene Horn herab, im Angesicht den prachtvollen Anblick der Kuppeln und Terassen vom Stambul, das sich in reichen Massen an dem südlichen Ufer entlang erhebt und nach dem äußersten Ende hin (der Serail Spitze) zwischen Minarets hohen und dunklen Baumgruppen und Thürmen sich in die Tausende von Masten verläuft, die in dem Handelshafen von Constantinopel den unzähligen Schiffen angehören, die der Welthandel hierher sendet. Ein schnell aufziehendes Gewitter nöthigte mich bei der Brücke anzulegen, die die beiden von dem Meeres-Arm getrennten Stadttheile verbinden und in dem ersten besten Café Schutz zu suchen. Ein solches türkisches Café wie das, in welches ich eingetreten war, für den gemeinen Mann bestimmt, ist eigentlich ebenso sehr oder vielmehr vorzugsweise Barbier- und Haarschneidestube. Der Cafétier, welcher seinen, meist schweigend umhersitzenden Gästen Tschibuk oder Nargileh und Café, letzteren in ganz kleinen Schalen reicht, deren Hälfte voll von schwar[illegible] Café-Grund ist, streicht nebenbei an einem breiten, vom Gurt her hängenden Leder-Riemen seine Messer, seift seinen Gästen den K[illegible]

ein, reibt und wäscht diese mit großer Wasserverschwendung und in nicht zu zarten Berührungen ab und rasirt dann, je nach dem Bedürfniß Gesicht, Bart, Augenbraunen oder den Kopf, oder schneidet Haare, um dazwischen wieder die Eintretenden mit Café und Pfeife zu bedienen. Die Gäste sehen solchen Proceduren mit ruhigem Ernste zu. Das Ameublement ist sehr einfach, hölzerne mit groben Teppichen bedeckte Divans (bei uns Bänke genannt) laufen an den Seiten herum. Im Hintergrunde steht ein Tisch, auf dem die Nargileh in Vorrath aufgestellt sind, ein Heerd zum Kochen des Café, mit einem Kessel zum Wärmen des Wassers, einige Bretter, die für die Tschibuks und Café-Tassen, sowie für die großen messingenen Wasserbecken die das Geschäft erfordert, als Etagere dienen und an den Wänden Vorrichtungen zum Anbringen von drehbaren Wasserhältern für das Waschen der Köpfe, sonst kein Tisch, kein Stuhl. Der Türke läßt seine Pantoffel fallen und sitzt meist mit nackten Füßen auf dem Teppich. Die Vornehmeren tragen Stiefel und entledigen sich nur der Ueberschuhe, die sie überall, bei gutem und schlechten Wetter tragen. Denn was bei dem Franken die Kopfbedeckung, ist bei dem Türken der Ueberschuh. Das Eintreten in ein Café oder ein Zimmer oder gar in eine Moschee, ohne daß der Ueberschuh oder der Schuh oder Stiefel ausgezogen worden wäre, würde für einen Türken ebenso roh und rücksichtslos gelten, als dies für uns erscheint, wenn ein Engländer oder Holländer es angemessen hält, mit dem Hut auf dem Kopf in ein Zimmer zu treten und die Hände in den Taschen zu halten. Mit größestem Interesse beobachtete ich die eigenthümlichen Hantirungen des haarschneidenden, kopfwaschenden Cafétiers und der umhersitzenden Urtürken. Denn auch hier befand ich mich in einem Quartier, wo der Fez fast nur von Militairs getragen wird, sonst aber der Turban in allen Farben und Größen andeutet, daß Mohamed mit seiner Lehre noch auf der Höhe der Verehrung steht, ohne von der Civilisation angekränkelt zu sein. Als sich das Gewitter verzogen hatte, ging ich nach dem Wasser zurück und der Kaik flog lustig nach der Landungsstelle unterhalb der Station der Kriegsschiffe, von wo aus ich mich bergauf bergab, wie dies in Constantinopel unvermeidlich ist, nach Hause suchte. Die Straßen waren nach dem heftigen Regen voll des gräßlichsten Schmutzes, wie er sonst nur noch in Galatz oder höchstens auf den macadamischen Fahrbahnen der Boulewards von

ihnen sogleich weiter. Wir stiegen daher, von unserm Kawassen geführt, über Berg und Thal, durch winkliche Gassen und schmutzige Höfe nach Galata herab, um die große Brücke nach Stambul zu gewinnen. Wer in Constantinopel nicht gewesen ist, kann sich keinen Begriff machen von dem unglaublichen Gewühl, das die dem Hafen naheliegenden Straßen von Galata erfüllt. Reiter von dem Pferdeknecht und dem Tschibukier gefolgt (die letztere wichtige Person hat nichts zu thun als den Tschibuk dem Herrn in einem langen Futteral von blauem Tuch nachzutragen, ihn dann rechtzeitig zu stopfen, anzuzünden, anzurauchen und darzureichen), wobei bemerkt werden muß, daß man hier nur im Schritt reitet und reiten kann, türkische reich vergoldete Wagen mit verschleierten Frauen, der Kutscher zu Fuß neben den Pferden, bei Vornehmeren ein Haremsdiener zu Pferde vorauf, ein anderer hinterher, Portchaisen von riesigen Trägern getragen, Lastträger, die keuchend unerhörte Lasten auf dem Rücken oder zu mehreren an über die Schultern gelegten Stangen tragen, Obst- und Limonaden-Verkäufer, Pastetenbäcker, meist unter dem grünen Turban der Nachkommen des Propheten, deren Monopol die Pastetenbäckerei ist, Europäer, Griechen, Türken, Perser, Cirkassier, Indier, Drusen, Araber, Armenier in allen Trachten und allen Costümen der Welt, schwarze, gelbe, weiße Menschen, Bettler, Hunde, ein Schreien, Stoßen, Drängen, alles dies umgiebt die Passanten fortwährend, so daß man nichts weiter zu thun hat, als sich immer vorsichtig nach seinen Begleitern umzusehen, um diese nicht zu verlieren. Dazwischen ziehen Karawanen keuchender Esel, die Holz und Steine oder sonstige Lasten in buntester Folge schleppen, nicht selten hochbeladene Kamele; man hat so viel zu sehen und zu hören, daß man Ermüdung und Hitze vergißt und sich nur mit dem ungewohnten seltsamen Treiben beschäftigt, das heut wie jeden anderen Tag hier hin und her wogt und vor dem das stärkste Gewühl der Pariser Boulevards zu einer gewöhnlichen Promenade herabsinkt. Unser Kawaß zeichnete sich durch die gravitätische Ruhe aus, mit der er uns nach allen Seiten hin Platz und freien Weg zu schaffen wußte, und so gelangten wir endlich nach der Brücke, über der hin man das goldene Horn zu Fuß überschreitet und gegen die Brücken-Abgabe von einigen Para eines der wunderbarsten Schauspiele genießen kann, die denkbar sind.

Hier nämlich kreuzt sich der Verkehr von Stambul, Pera und

Galata, hier passiren alle Großen und Kleinen zu Fuß und zu Roß, die zu den Behörden, insbesondere nach der hohen Pforte wollen, vom Pascha, der oft von 6 bis 8 Reitern und ebensoviel Dienern gefolgt, auf prachtvoll geschirrtem arabischem Hengst dahin reitet bis zu dem kleinen Beamten, der bescheiden sein Eselchen nach demselben Ziele hinlenkt. Die goldenen Wagen der Türkinnen folgen einer dem andern und durch die feinen Musselin-Schleier hindurch sieht man die neugierigen dunklen Augen derselben unter den sorgfältig beschnittenen und geschwärzten Augenbrauen in die Menge hinausschweifen. Hunderte von Frauen der niederen Klasse in ihren alle Farben durchspielenden weiten Gewändern und mit ihren halb verhüllten Angesichtern bewegen sich schwerfällig daher um eines der vielen Dampfboote zu besteigen oder zu erwarten, die hier unablässig, mitunter bis zu 5 oder 6 zu gleicher Zeit gehen oder kommen; dort ergießt ein solches Boot seinen bunten Strom von Menschen über die Brücke, die mit ihren Geländern den Anlegeplatz bildet. Die Seiten der Brücke sind fast durchweg mit Limonadiers, Cafétiers, Confituren- und Pasteten-Verkäufern besetzt und an beiden Enden derselben wälzen sich zahllose Bettler und Krüppel in den elendesten Gestalten, einige ohne Arme und Beine in den Menschenstrom hinein, um sich in ihrem ganzen Elende zu zeigen. Mitleidig weicht man ihnen aus und die Türken opfern diesen Unglücklichen zahlreiche Kupfermünzen. Stundenlang könnte man dieses Hin- und Hertreiben, dieses Wühlen, Drängen und Arbeiten betrachten und man würde immer und immer wieder Neues und Ueberraschendes bemerken.

Die Straßen von Stambul, dem alten Byzanz, die so viel große historische Erinnerungen in sich schließen, sind ebenso bergig und wo möglich noch enger und schmutziger als die von Galata und Pera. Man bewegt sich oft zwischen so engen Mauern dahin, daß es schwer wird, einem entgegenkommenden Reiter auszuweichen. Die belebteren Straßen zeigen fast durchweg offene Läden, die zugleich die Werkstätten der Verkäufer sind und den verschiedenen Gewerben gemäß sich vertheilen, so daß man gleich durch ganze Straßen von Schustern, Pantoffelmachern, Drechslern, Tabaksschneidern wandert, welche nur hier und da von einem Limonaden- oder Confituren-Laden oder Café unterbrochen werden. Ueberall sitzt der Türke auf einer breiten teppichbedeckten Erhöhung, auf der er angesichts der Vorübergehenden entweder arbeitet, oder den

Nargileh raucht, oder, zumal während der Mittagsstunden, speist oder schläft. Von der Mäßigkeit dieser Leute hat man kaum einen Begriff. Weißes Brod und Zwiebeln oder Knoblauch, vielleicht etwas Obst der Jahreszeit, das ist Alles, dessen sie den Tag über bedürfen. Nur steht in der Ecke überall der Kohlentopf, über dem der unvermeidliche Caffee gebraut wird, der schluckweise genossen, den übrigen Theil der Zeit hindurch Nahrung und Erfrischung darbietet. Der gemeine, wie der vornehme Türke, letzterer, wenn er sich nicht unter Europäern befindet, ißt stets mit den Fingern, sei das Essen warm, sei es kalt. Er kauert dabei mit gekreuzten Beinen auf dem Teppich und bedarf daher eines besonderen Tafelluxus nicht.

Nach ziemlich langer Wanderung durch das verworrene Labyrinth von Straßen und Gängen, und nachdem wir den Gewürz-Bazar durchschritten, gelangten wir an das nächste Ziel, die Moschee des Sultan Soliman. — Der Gewürz-Bazar ist eine sehr lange, hohe, bedeckte Halle, in der alle Gewürze und Droguen, so wie die damit irgend verwandten Artikel, Sämereien, welche der Orient, Asien und Afrika produciren, feilgeboten werden. Arabiens Wohlgerüche und die Produkte von Persien und Hindostan treten in dem Halbdunkel dieses kühlen weiten Raumes, wie in einer Ausstellungshalle in reichen Massen an den Beschauer heran und es würde eine ganz besondere, mir gänzlich fehlende Naturkenntniß und Gabe der Reproduction des Gesehenen erfordern, wenn ich darauf irgendwie näher eingehen wollte.

Die Solimania ist eine der größten und schönsten Moscheen in Stambul. Im reinsten Kuppelstyl der byzantinisch-romanischen Baukunst steigt sie in gigantischen Massen und doch leicht und kühn in die Höhe, von prächtig gebauten, fein construirten, zierlichen Minarets umgeben, in dem Detail der Ausführung überall auf den arabischen Baustyl zurückführend. Auch hier hat der weite Vorhof, mit seinen Brunnen und von Alter starrenden Platanen-Bäumen, vermittelst einer Brüstungsmauer an eine steil abfallende Höhe sich anlehnend, etwas poetisch-phantastisches. Es ist auch hier eine Stille, ein Ernst, der sich über diesen Eingang des Propheten-Tempels lagert, der in der westlichen Richtung einen reichen Blick über Stambul und nach der Serail-Spitze zu bietet. Wir traten in Strümpfen und bedeckten Hauptes in das Heiligthum, das

übrigens durchweg mit reichen kostbaren persischen Teppichen belegt war.

Im Innern dieses staunenswerthen Baues erkennt man erst seine ganze Größe. Die Last der gewaltigen Hauptkuppel ist vertheilt auf die Seiten-Kuppeln, welche sich an diese anschließen und durch vier mächtige Pfeiler im Innern getragen werden. Im Uebrigen ist der ganze hochaufstrebende Bau frei und seine glanzvolle Entwicklung nach allen Seiten hin ungehindert und harmonisch. Zahllose Stränge für Lampen und Lichter hängen von der Decke herab. Es muß ein prachtvoller Anblick sein, dieses Gebäude von jenen tausenden von Flammen erleuchtet zu sehen, die hier Platz finden. Der nördliche Theil desselben enthält auf verschiedenen Gallerien in großen verschlossenen Kisten die Deposita von Türken, die weite Reisen angetreten haben und ihr Geld und ihre Kostbarkeiten einstweilen hier niederlegen. Welche Schätze mögen hier zusammengehäuft sein! — Niemand wagt es, sie anzurühren. Sie liegen hier unbewacht und sicher, von der Scheu der Mohamedaner vor dem Frevel an dem Heiligthum gehütet. Mancher der Eigenthümer ist längst verschollen; seine Kisten und Kästen stehen unberührt da, bis das Gesetz ihre Entfernung fordert. Unweit von der Moschee in einem abgesonderten Begräbnißgarten befindet sich die kleine Moschee, in der das Grab Soliman's, seines Bruders, seiner Gattin und einiger seiner Kinder ist. Das Gebäude in arabischem Styl und zierlichster Bauart, ein wahrer Musterbau in Schönheit und Eleganz, liegt zwischen Rosenbüschen und Lorbeerbäumen, unter Cypressen und Jasmin. Auch hier, wie in allen Sultansgräbern, sind die Särge frei mit Teppichen bedeckt, auf den Hauptenden die mit Reiherbüschen geschmückten Turbane der Dahingeschiedenen, der Boden mit dicken Teppichen belegt, der Koran aufgeschlagen auf den Sitzen. Diese Todtenstätten, deren wir später noch mehrere sahen, machen überall den Eindruck einer ernsten fast heitern Stille. Der Athem des Todes verfliegt vor dem anbrechenden Morgen des Paradieses und die Blüthen und Blumen ringsumher, die Nachtigallen, die aus den dunklen Büschen hervor ihr Lied ertönen lassen, mahnen nicht an das Vergehen des Staubes, sondern an die Ewigkeit, den Glanz und die Güte Gottes. Vor dem Eingange der Moschee saß unbeweglich rauchend, ein alter Türke, mit weißem Barte, das Haupt von einem großen weißen

Turban bedeckt. Als wir näher traten, ließ er sich zu einer Bewegung herbei, indem er einen Pfirsichzweig mit kleinen Früchten von einem über ihn sich herabbeugenden Baume brach und ihn meiner Frau mit artigem Gruße darreichte. Ueberhaupt waren die Türken überall galant und zugleich ehrerbietig. Von den Serailsdienern mit prachtvollen Blumensträußen, von den Soldaten beim Eintritt in den Garten einer Kaserne durch einen blühenden Akazienzweig oder durch eine einfache Feldblume begrüßt, suchten jene Männer offenbar nach einem sichtbaren Zeichen der Verehrung, für eine Erscheinung, die ihnen an sich so ganz fremd war.

Während unsres Aufenthaltes in Constantinopel war der politische Himmel des Reichs der Osmanen keineswegs ungetrübt. Eine düstere Wolke schwebte über diesem. Das Gerücht, daß die Türken bei Grahowa von den Montenegrinern eine blutige Niederlage erlitten hätten, daß Oesterreich auf Fortsetzung der Feindseligkeiten dringe, Rußland und Frankreich mit Ernst dagegen protestirten, England Schweigen beobachte und Preußen zögere sich zu erklären, zog durch alle Kreise, denen überhaupt ein allgemeineres Interesse nicht zu fern lag. Eine fieberhafte Bewegung war in allen Personen bemerkbar, die näher oder ferner, bei dem Ausbruch eines Krieges betheiligt waren und so wenig derselbe wahrscheinlich war, so sehr erschreckte bei dem augenblicklichen Zustande des Landes schon der bloße Gedanke der Möglichkeit. Eine unheimliche Nachricht, daß französische Kriegsschiffe in dem adriatischen Meere erschienen wären, durchzog die Stadt; Aali Pascha's, des Großvezirs Abdankung, wurde als wahrscheinlich bezeichnet, einen Nachfolger wußte man nicht. Die Folge hat gezeigt, daß man richtig unterrichtet gewesen. Die Kehrseite dieser politischen Gewitterwolke blitzte in der Finanzlage des Reichs und der Stadt wetterleuchtend hervor. Es war kein Geld im Schatz, Schulden und Verlegenheiten täglich steigend, die Anleihe von 5 Mill. Liv. St., auf deren Abschluß Alles wie auf die Ankunft eines Propheten gewartet hatte, war abgelehnt, das türkische Papiergeld (die Kaimés) täglich im Werthe sinkend, Gold selten und theuer, dagegen Vermählungs-Feierlichkeiten für zwei Töchter des Sultans befohlen, deren Kosten abgesehen von der Ausstattung der Prinzessinnen auf 20,000,000 Francs (nahe an 2,000,000 Ducaten) berechnet waren, wovon natürlich die Hälfte bestimmt war, in die Taschen unberechtigter

Personen zu fließen. Wenige Tage später kam die Nachricht von dem Aufstand in Caudia. Lebhafte Bewegung zeigte sich im Kriegshafen. Riesige Dampfboote legten sich gegen die Perabrücke, um Truppen, die aus Anatolien herbeigezogen waren, auszuschiffen, andere einzunehmen und nach Candia oder Montenegro zu führen; Regimenter marschirten hin und her, Geschütze wurden durch die Stadt geführt, die Unruhe, die die Gemüther beherrschte, trat auch äußerlich hervor. Die Kriegsgedanken zogen freilich vorüber, aber Beruhigung war deßhalb nicht in die Gemüther zurückgekehrt. Die Wellen gingen nach wie vor hoch und die Kaimés sanken mehr und mehr der Tiefe zu. Man hatte aus dem geringfügigen Streite mit Montenegro erkannt, daß die Pforte nicht mehr ihr eigener Herr sei, daß die europäischen Mächte Oesterreichs überwiegenden Einfluß im Orient nicht dulden zu wollen schienen, daß die englische Regierung nicht in Lord Redcliffe's System bleiben könne oder wolle, daß andrerseits die Türkei nicht mehr die Fähigkeit habe, aus großen Krisen sich selbstständig herauszuwickeln. Der Boden schwankte und brannte unter ihr; die Staatsmänner (und es giebt deren in Constantinopel wohl), ihrer eigenen Fähigkeit, Stürme zu beschwören, nicht mehr trauend, sahen, daß die Conflicte und Krisen immer von Neuem, oft höchst unerwartet, hervorschossen und daß, wenn sie auch noch so oft beseitigt und beschwichtigt wurden, endlich doch einmal ein ernster Sturm horvorbrechen werde. Die Minister leben daher in ihrer Politik von heut auf morgen.

Warum alle die unsicheren Befürchtungen, bösen Gedanken? Man hat gesehen, daß die Aufnahme der Türkei in das System des europäischen Concerts nur dazu gedient hat und dienen wird, eine oder die andere der Großmächte zur Einmischung in innere oder äußere Streitigkeiten dieses Landes zu veranlassen. Man weiß, daß dergleichen Einmischungen nothwendig werden, sobald eine Europäische Macht sich mit einer anderen reiben will, ohne dieselbe direct und in ihrem eignen Länder-Gebiet anzugreifen. Man weiß ferner, daß die Türkei in dem Pariser Frieden Verpflichtungen übernommen hat, insbesondere die Ausführung des Hat Humajum, denen sie selbst beim besten Willen niemals innerhalb der ersten 30 bis 40 Jahre nachkommen kann, und daß sie daher stets von neuem Gelegenheit und Grund zur Einmischung geben muß. Man weiß endlich, daß Rußland die drohende Macht für den kranken

Mann, seine Aggressiv-Politik, wenn gleich unter anderen Formen wieder aufgenommen hat und man fragt sich, was werden solle, wenn dieser Staat dem so vielfach genannten Testamente Peter's des Großen eine folgenreiche Entwickelung zu geben gesonnen wäre? Auf der andern Seite erblickt man diese gänzliche Zerrissenheit und Verworrenheit in der Administration, die den innern Zusammenhang und die Kraft der Nation in so hohem Grade stört, das System der Plünderung und des Diebstahls, in dem die Paschas und Beamten sich bewegen, man wirft einen entsetzten Blick in die leeren Gewölbe der Schatzkammer. Man erinnert sich, daß außer der Douane von Constantinopel alle Staatseinkünfte ohne irgend eine Ausnahme bereits auf viele Jahre hin verpfändet worden sind, daß aber Armee und Staat, der Sultan und sein Harem, die Flotte und das Beamtenheer doch leben und existiren müssen. Und dann kommt man wieder zu der Ueberzeugung, daß der jetzige Zustand nicht mehr lange haltbar sein kann. Diese Erörterungen und Betrachtungen, in denen sich die Orientalische Frage allmälig für ihre weitere Entwickelung vorbereitet, sind in jedes Mannes Munde mit Ausnahme natürlich des gemeinen Türken, der an die Zukunft überhaupt wenig denkt und nur ab und zu instinctmäßig auf die asiatische Küste hinüber blickt, um darüber nachzudenken, weshalb so viele seiner Glaubensgenossen, die in der Europäischen Türkei gelebt haben und gestorben sind, sich dort zur Ruhe bestatten lassen? Und dann ergreift auch sie der Geist der Ungewißheit und des Schwankens, bis sie im Dampf ihrer Tschibuk's an die Grenze ihrer Träumereien kommen, nämlich an das „bacalum" oder „wir werden sehen." — Von der Solimania wanderten wir weiter über Plätze, durch enge Straßen, an Moscheen vorbei nach dem Seraskierat, wo wir die 180 Stufen des hohen Thurms der brennenden Mittagsgluth ungeachtet nicht scheuten, um von der Höhe desselben aus das über alle Beschreibung schöne Panorama zu sehen, welches sich hier unter den Augen des Beschauers in der Vogelperspective ausbreitet; denn der Seraskierthurm, auf dessen Spitze eine Feuerwache die verschiedenen Stadttheile fortwährend beobachtet, liegt auf der höchsten Spitze der Terrassen-Hügel von Stambul. Diese Stadt in ihrer ganzen Ausdehnung mit ihren Moscheen und Kuppeln, das goldene Horn, Pera und Scutari, der Bosporus und das Marmora-Meer, die Prinzeninseln und die Kleinasiatische Küste mit der majestätischen Eiskrone

des Olymp über den fernen Gebirgen, alles liegt wie auf einer Landkarte in der Ruhe einer vollendeten Zeichnung vor dem Beschauer da und strahlt den Glanz der orientalischen Luft und den poetischen Schimmer dieses wunderbar prächtigen Erdflecks um sich her. Unweit hiervon ist der alte Hypodrom der Byzantinischen Kaiser mit dem wohlerhaltenen Obelisk und den Ueberresten eines anderen, zwischen diesen aus der Erde hervorragend der schlangengewundene Fuß des heiligen Dreifußes von Delphi, der hier ohne das schon vorher geraubte heilige Becken aufgestellt war, endlich unweit hiervon die mühsam durch Eisenbänder zusammengehaltene, wie es scheint von rothem Porphyr zusammengesetzte Säule des Constantin, letztere von schmutzigen Häusern umgeben auf dem ehemaligen Marktplatz von Byzanz. In der That, der Reste dieser alten Weltstadt sind verhältnißmäßig nur wenige übrig geblieben, und diese wenigen schauen fremd und sehr verwundert mit ihrem, von Alter und von wilden Stürmen gefurchten Antlitz in das fremde und sonderbare Treiben der türkischen Umgebung hinaus, das ihnen noch immer unverständlich ist. Wie möchte wohl die Schlange jenes heiligen Dreifußes, in dem Götterglauben des alten Griechenlands erschaffen und hoch verehrt, in die Weltstadt des Byzantinischen Reiches versetzt, als ein Zeichen der Größe alter Zeit, in ihrer jetzigen bettelhaften Zerstörung und Umgebung sich der türkischen Gegenwart freuen können?

Gewaltige Ruinen der alten Mauern, welche Zeit, Krieg und Eroberung nicht haben aus dem lebendigen Dasein verwischen können, die Ruine des Palastes, den man dem Belisar zuschreibt, die großen Reste der alten Aquaducte sind fast allein noch Zeugen der ehemaligen Größe und des niedergetretenen Glanzes der christlichen Herrscher dieser Stadt, die freilich in ihrer Schwäche und Erbärmlichkeit nicht fähig waren, dem Kreuze den Sieg zu bewahren. Unter den wenigen Ueberresten befindet sich einer, der wenig beachtet, doch ein Bild voll der höchsten Poesie gewährt. In dem Garten der Serailspitze nämlich, den wir einige Tage später sahen, an der Stelle, wo der ehemalige Kaiserpalast jenen wundervollen Blick in den Bosporus und das Marmora-Meer geworfen haben soll, ist eine einzige Säule, römisch-corinthisch, cannelirt, hoch aufstrebend und ganz unversehrt übrig geblieben, der einzige Rest jener großen Palastmassen. Sie steht ganz frei, nur

t einer Seite eine hohe Cypresse, an der andern ein prachtvoller
ndenbaum, die neben ihr aufgeschossen, dem hellen Weiß des
steins einen malerischen Hintergrund gewähren. — Wer dächte
er nicht an Uhland's „Nur eine einzige Säule zeugt von
rgangner Pracht!" Wird diese letzte Säule, die dem Glanze der
aiserpaläste Constantin's und Justinian's entstammt, auch den
ıll des jetzigen Reiches sehen, dessen Zeichen seit hunderten von
ahren über den Kuppeln der Sophienkirche glänzen?

Wir betraten noch ein anderes Alterthum, das sich unter der
rde birgt. Es ist dies die Cisterne des Constantin. Tief in
r Erde, halb verschüttet, wird die Decke dieses großen Behälters,
n weise Vorsicht für den Fall eines Krieges stets mit Wasser
füllt erhielt, von nicht weniger als 250 dorischen Säulen getragen,
e obschon fast nur zur Hälfte aus dem durch Jahrhunderte
ıfgehäuften, zu fester Erde gewordenen Schlamm hervorragend, doch
ch eine ansehnliche Höhe haben, in der sie das hie und da
brochne und das Tageslicht, den Regen und jede Art von Schmutz
nlassende Deckengewölbe tragen. In dem Halbdunkel dieser
nfangsreichen feuchten Kellergewölbe hat sich jetzt eine Seiden-
spinnerei etablirt, die den ganzen Raum einnimmt, so daß es
hwer wird, ihn zu durchschreiten, ohne an einen der feinen Fäden
ı gerathen, die hier entstehen. Die türkischen Knaben, die als
rbeiter in diesem Kellergewölbe ihre Zeit zubringen und denen
in Reglement für jugendliche Fabrikarbeiter zur Seite steht, umgeben
n eintretenden Fremden natürlich mit wildem Geschrei um
Backschisch und brechen, wenn ihnen dieser nicht zu Theil wird, in
ne Fluth der wüthendsten Schimpfreden aus.

Unweit dieser Cisterne ist noch eine andere kleinere, von, ich
aube 80 römisch-corinthischen Säulen getragen, die indeß noch
ehr, als die vorige verfallen und in der gleichfalls eine Seiden-
spinnerei etablirt ist.

Nachdem wir noch die Grabmoschee Sultan Mahmuds II.,
s Vernichters der Janitscharen gesehen, welche in prachtvollen
eißen Marmorarbeiten mit ihren vergoldeten Gittern und den
ächtigen Rosen und Jasminbüschen im Vorhofe, zu den schönsten
audenkmalen Stambuls gehört, traten wir in den Vorhof der
Moschee Sultan Ahmed's, die mit ihren sechs Minarets und ihrer
hönen Façade umgeben von einem mit bedeckten Gallerien ver-

sehenen Vorhof mit prächtigen Fontainen und von uralten Platanen beschattet, immer von neuem den ehrfurchtgebietenden Eindruck erneuert, dessen man sich beim Eintritt in diese Vorhöfe der muhamedanischen Tempel nur sehr schwer erwehren kann. Einen ganz andern Eindruck macht die Moschee des Sultan Bajazet, welche dicht am Seraskier-Platz belegen, einen, von dem türkischen Publikum fast zum Bazar eingerichteten Vorhof besitzt, der in der Grazie des arabischen Baustyls so wie in dem Reichthum und in der Eleganz der Constructionen von überraschender Schönheit ist. Die breiten bedeckten Gänge, welche den Hof umgeben, werden von rothen und grünen Marmorsäulen getragen. In der Mitte befindet sich von hochaufragenden weithin schattenden alten Bäumen umkränzt eine prachtvolle Fontaine. Eine sehr merkwürdige Scene aber entwickelt sich hier, wenn zu einer gewissen Zeit der alte Iman, mit dem grünen Turban des Propheten bedeckt, in einen der Gänge tritt und einer frommen Stiftung gemäß anfängt Hirse auszustreuen. Im Augenblick fangen die alten Bäume in Blättern und Zweigen an zu leben, aus allen Ritzen und Löchern des alten Baues fängt es an sich zu regen und Hunderte von Tauben und immer mehr und mehr, bis zu vielen Tausenden, alle von derselben Größe und Farbe flattern mit graziösem Flügelschlag herab, um sich einige Körnchen zu suchen. Dies Schauspiel endet nicht, so lange noch ein Körnchen auf dem Boden ist; die einen gehen und immer andere und neue Schaaren dieser niedlichen Thierchen fliegen herzu, man begreift nicht, woher sie alle kommen; sie lassen sich hernieder und wirren und picken so bunt durcheinander, daß man auf dem großen Raume buchstäblich nichts sieht, als diese dichtgedrängten wogenden Taubenmassen! Man wird hierbei unwillkürlich an den Marcus-Platz von Venedig erinnert, wo dasselbe Schauspiel auf größerer und freierer Fläche, wie wohl sonst in viel kleinerem Maßstabe sich täglich entwickelt und wo die Tauben fast dieselbe Farbe zeigen, wie die in der Moschee zu Stambul.

Der große Bazar ist eigentlich ein etwas, das sich gar nicht beschreiben läßt und doch etwas so ungemein Originelles, so durch und durch Türkisch-Orientalisches, daß ich unmöglich mit dieser Bemerkung darüber fortgehen kann. Vor Allem muß man bei dieser Benennung nicht glauben, daß hiermit etwas gemeint sei, was mit den in Europa sogenannten Bazars nur die aller-

:rnteste Aehnlichkeit hätte. Der Bazar ist eine große, weitläufige,
erne Gebäudemasse mit labyrinthartig sich hin und her schlängelnden
igen oder vielmehr Straßen, in denen die Seiten aus buden=
zen Gewölben bestehen, welche meist nach hinten zu noch einen
m zur Aufbewahrung von Waaren und zum Aufenthalt für
Verkäufer während der Tageszeit, haben. Die Wände sind
all ungemein stark und massiv, die Gänge mit Gewölben über=
, ziemlich hoch, das Licht fällt durch zahlreiche Glaskuppeln
in, die über diesen gewölbten Gängen, von der Höhe aus ge=
i dem Ganzen den Anblick eines Meeres von Kuppeln geben.
Gänge sind gepflastert, an allen Hauptecken, wo dieselben sich
größeren Straßen kreuzen, mit kleinen Fontainen versehen,
ie wie alle Fontainen in Constantinopel durch metallene Krähne
hlossen sind. Die Luft in diesem Bazar ist stets kühl, das
gebrochen, ein fortwährendes Halbdunkel. Die große Stärke
Mauern, die ganze Lage und Construction dieses gewaltigen
iude=Complexes, welches eine kleine Stadt für sich bildet und
dessen Besichtigung man 4—5 Stunden braucht, schützt die
i niedergelegten Schätze, welche zum Theil von außerordentlichem
the sind, vor den in Stambul so häufigen Feuersbrünsten.
rend der Nacht werden die Gewölbe geschlossen und durch
reiche Wachen vor Einbruch gesichert. Hier bewegt sich während
Geschäftsstunden des Tages ein ähnliches Treiben, wie ich es
er Galatastraße beschrieben habe, dasselbe Drängen und Wogen,
ohne die Wagen und Reiter, die hier nicht verkehren dürfen
vermehrt durch die zahlreichen Fremden, die Constantinopel
hen und für die der Bazar eine der Hauptsehenswürdigkeiten
t. Das Innere desselben ist systematisch nach den einzelnen
delsgegenständen vertheilt, die zum Verkaufe ausgestellt sind,
er, Stoffe, Pantoffeln, Stickereien in Gold und Silber, Waffen,
wls, Teppiche, orientalische Luxusgegenstände, Juwelen, Geräth=
ten, alles hat seine eigenen Straßen und Gänge. Man trifft
oft Sachen von fabelhaftem Werth, insbesondere in dem
fen= und Luxusbazar. Die Verkäufer sitzen ruhig rauchend in
i Gewölbe auf dem Teppich. Es ist selten, daß einer den
ibergehenden anruft oder ihm seine Waaren anpreist. Er
et in ruhiger Ueberlegenheit ab, bis dieser herantritt und nach
Preise eines Stückes fragt, das er in jedem Falle nicht kaufen,

sondern mit dem er nur die Einleitung zu andern Verhandlungen bilden will. Der Türke verfehlt nicht einen Preis zu fordern, der etwa das Dreifache des wirklichen Werthes bildet und nun geht das Handeln an, wobei sowohl Verkäufer als Käufer, jeder mit verächtlichem Achselzucken alle Augenblicke den Handel abbrechen und wieder anfangen, bis man sich schließlich auf ein Dritttheil oder die Hälfte des zuerst geforderten Preises einigt. Diese Käufe im Bazar kosten daher außerordentlich viel Zeit. Sie werden dadurch erschwert, daß die Dragomans aus den Gasthöfen (Lohndiener, die die Sprachen verstehen und die dem Fremden fast unentbehrlich sind) sich mit den Kaufleuten verstehen und welche, statt daß sie den, der sie bezahlt, unterstützen, ihn noch durch Angabe falscher Zahlen zu betrügen suchen, indem sie sich dafür von dem Verkäufer Provision geben lassen. Auch umschwärmt den Eintretenden sofort eine Anzahl spanischer Juden, die sich als Vermittler hinzudrängen, natürlich nur die Absicht haben zu betrügen und deren man sich kaum anders als durch ernstliches Aufheben des Stocks erwehren kann. Die Gewölbe bieten sehr oft einen reizenden Anblick. Von Gold und Silber funkelnde Stickereien, die bunten Stoffe, die seltsamen Gewänder und Geräthe in den Luxusbuden bieten eine wahre Auswahl seltener und kostbarer Gegenstände, die der Orient, Persien, Arabien, Aegypten, Indien liefern und die der Verkäufer, indem er unter tausend Betheuerungen, daß er dabei Schaden leide, unter Forderung der unverschämtesten Preise, eines nach dem andern hervorholt und ausbreitet. Der Waffenmarkt, das innerste Heiligthum des Bazars, ist für den Fremden, obgleich das Gedränge wegen der vielfachen Versteigerungen, die hier stattfinden, am ärgsten, offenbar der interessanteste Theil. Hier entwickelt sich die Pracht des orientalischen Luxus am strahlendsten; die langen, mit Gold, Silber beschlagenen, mit Elfenbein und edlen Steinen besetzten Flinten, die mit Edelsteinen übersäeten Degen, Säbel, Pistolen, Büchsen und Carabiner, die Dolche mit ihren emaillirten Griffen, die kostbaren Yatagans, die prachtvoll gestickten Pistolenhalfter und Pferdedecken, Alles tritt hier so massenweise auf, daß die Pracht der türkischen Welt-Ausstellungen, die wir gesehen haben, selbst bei der schmucklosen Einfachheit dieser Gewölbe weit überboten wird. Von all diesem Gewirr und Treiben, Drängen, Ausweichen, Handeln, Betrachten, Ueberlegen,

rholt man sich ab und zu bei einem der vortrefflichen Limonadiers
nd Verkäufern von Gefrornem, die hie und da ihre Stätte
wischen die glänzenden Schaustellungen eingeschoben haben, bis
ian sich, fast übersättigt vom Sehen und Hören zurückzieht und
m den weiten Weg nach Pera, der fast eine Stunde erfordert, nicht
anz zu Fuß zurücklegen zu müssen, sich auf Kaiks durch die
maragdgrüne Fluth des goldenen Horns nach Topana fahren läßt.
Der Geschicklichkeit der Kaikiers vertrauend, durchschneidet man
ann auf dem Wasser dasselbe Gewirr, das die Straßen von
Stambul, Galata und Pera belebt, mit der stoischen Ruhe eines
uf Gnade und Ungnade Ergebenen und betrachtet das Gewühl
on großen und kleinen Kaiks, von Ruder- und Segelbooten, von
Segel- und Dampfschiffen, durch deren nie endende Wellen das leichte
ahrzeug mit glatter Eleganz dahintanzt, mit stets erneutem Interesse.

An dem folgenden Tage vermieden wir den Gang über die
Brücke, um mittelst Kaiks direct nach dem Landungsplatze zu fahren,
a das alte Serail den Anfangspunkt unserer Wanderung bilden
llte. Beim Aussteigen daselbst meldete sich noch ein Kawaß, den
er Großvezier in besondrer Artigkeit zu unsrer Disposition gestellt
atte. Denn zum Eintritt in diese sonst verschlossnen Räume und
Gärten, sowie in die Aja Sofia, bedarf es eines besonderen Fer-
mans, den Herr von Wildenbruch uns zu verschaffen die Güte
ehabt hatte. Das alte Serail, in welchem bis zur Regierung
es jetzigen Sultans Abdul Medschid alle früheren Beherrscher des
Osmanischen Reichs ihre Residenz aufgeschlagen hatten, ist ein weit-
äufiger umfangreicher Raum, welcher höchst unregelmäßig mit
hölzernen palastartigen Gebäuden besetzt ist, zwischen denen hindurch
e Gärten der jetzt meist verlassenen Harems liegen. Das Ganze,
hne System und Form je nach dem Bedürfniß zusammengestellt,
acht es schwer, eine geeignete Uebersicht zu gewinnen.

Man geht und steigt aus einem Palast in den andern, aus
nem Garten in einen andern, um am Ende völlig ungewiß zu
in über den Gang, den die Besichtigung genommen hat. Man
ürde aber sehr irren, wenn man in diesen Palästen der Beherrscher
es Orients, der mächtigen und berühmten Sultane, die Wunder und die
racht der Märchen von Tausend und einer Nacht vermuthen wollte.
Wir durchschritten Säle und Salons, Cabinette und Corridore,
Speisesäle und Wohnungen der Sultaninen. Ueberall fanden wir,

esandten und die Großwürdenträger des Reichs zu empfangen
egten, während der obere Ausgang, das Thor des Todes, der
aurige Ort war, wo die Köpfe der türkischen Großen, je nach
m Belieben der Herrscher fielen und auf Stangen gesteckt in der
onne bleichten. Nicht ohne besonderes Interesse ist das Museum
r Janitscharen und Großwürdenträger, welches herrliche Costüme
thält, unter denen insbesondere die von drei Knaben, in der Regel
rch einen Vorhang bedeckt, anziehend sind, gleichzeitig aber auch
mancherlei ethischen Betrachtungen Anlaß geben.

Die Waffen-Sammlung in der alten Kirche der Kaiserin Irene
wenig bemerkenswerth. Einige Fahnen von Janitscharen, sowie die
er aufbewahrten Schlüssel der Festungen des Reichs, zum Theil
n künstlicher und sehr schöner Arbeit, sind immerhin sehenswerth.

Unmittelbar neben dieser Kirche befindet sich das Museum.
Man würde freilich sehr im Irrthum sein, wenn man bei dieser
ezeichnung an die, den Alterthumsschätzen gewidmeten Räume euro-
äischer Museen denken wollte. Ein länglich viereckiger Hof, voll
n Kisten und Holz, zur Einpackung von Waffen bestimmt, enthält
nige Sarkophage von Porphyr, ägyptische Särge, Antiken und
heile von Antiken. Daran stößt ein früher vielleicht dem Kreuz-
ng des Klosters angehörig gewesener breiter Corridor, welcher
ne mangelhafte und verwirrte Aufstellung derjenigen antiken Reste
igt, die aus der ehemaligen Capitale des Oströmischen Reichs
rig geblieben sind. Manches darunter ist nicht ohne Werth, von
rvorragender Bedeutung nur das Medusenhaupt vom Tempel
r Diana zu Ephesus und ein Schlangenkopf, der den heiligen
reifuß zu Delphi angehörig zu dem oben erwähnten ehernen Fuß
sselben gehört hat. Im Ganzen ist dessen, was man hier findet, wenig
n Verhältniß zu dem, was vorhanden gewesen sein muß. Ins-
sondere fehlt es an antiken Ueberresten von Erz und Metall.
rst in neuerer Zeit hat man begonnen, der Erhaltung der vor-
ndenen Denkmäler aus der christlichen Zeit und der Sammlung
r Antiken größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, ein Verdienst, das
sonders dem jetzt abgetretenen englischen Gesandten Lord Redcliffe
geschrieben wird, der es auch durchgesetzt hat, daß die Obelisken
d der Schlangenfuß auf dem Hippodrom bis auf den Grund
sgegraben und mit einer Einfassung gegen weitere Beschädigungen
schützt sind.

Wir gelangten zur Aja Sofia.

Ich kann nicht daran denken, eine, selbst nur skizzenhafte Beschreibung dieses prachtvollen und merkwürdigen Bauwerks zu geben. (Diese findet sich in einer technischen Vollkommenheit, wie sie nur für wenige Gebäude existirt, in dem bekannten Salzenberg'schen Prachtwerke, welches zugleich jene ausgezeichneten Darstellungen des Innern mit allen Details im Farbendruck enthält). Ich kann nur den allgemeinen Eindruck schildern, unter welchem man diese Kirche betrachtet, und bezeugen, daß dieser ein zugleich überwältigender und erhebender ist. Diese hohen, schönen, im reinsten Style aufsteigenden Kuppel-Gewölbe, diese lichte Pracht, die sich von oben herab in den Tempel ergießt, diese edlen Säulen (deren 8 von Porphyr, haben dem Dianatempel zu Ephesus angehört; außer diesen 8 sind noch 80 Säulen von Marmor, Jaspis, Serpentin ꝛc. vorhanden, um die Seitenkuppeln und Gallerien zu tragen, welche die Stützpunkte zu der frei aufsteigenden Hauptkuppel bilden), diese Structuren und Verkleidungen von buntem Marmor, die scharfgeschnittnen und überaus schön gezeichneten Arabesken an den Wänden und Capitälen, diese gold- und farbenstrahlende Mosaik, die nach allen Richtungen hin die Decken und Kuppelgewölbe mit reicher Pracht umkleidet, Alles dies vereint sich, um das Herz zur Bewunderung menschlicher Schöpferkraft und ihres edlen und großen Schönheitssinnes zu erheben, der seine reichen Schätze des Wissens und Könnens daran gesetzt hat, das Gemüth beim Gebet zu Gott und dem Erlöser in jene reine, heiligreine Stimmung zu versetzen, welche die Grundlage einer wahrempfundenen Gottesverehrung ist. Mit Recht konnte Justinian, als er den fertigen Wunderbau betrat, ausrufen: „Salomon! Ich habe mehr gethan, wie Du!“ — Es bedarf zur Verstärkung des Eindrucks dieses unbeschreiblichen Bauwerks der Betrachtung nicht, daß dem Baumeister vor 1350 Jahren alle jene Hilfen und Erfahrungen fehlten, die gerade in diesem großen byzantisch-romanischen Kuppelstyl seinen Nachfolgern eine so viel größere Freiheit und Sicherheit gaben. Die Harmonie der Gesammtausführung ist vollendet und aus ihr ergiebt sich als nothwendige Folge jener mächtige Eindruck, dessen sich Niemand erwehren kann, der für diese erhabene Schönheit empfänglich ist. Manches in der jetzigen inneren Einrichtung ist störend. S die 8 großen, grünen Tafeln mit in Gold geschriebenen Sprüche

aus dem Koran, welche an den Gallerien aufgehängt sind, fast noch mehr die schiefe Lage der Teppiche, welche den Muselmännern zum Gebet die Richtung nach Mecca angeben. Am störendsten freilich noch ist der Anblick der Betenden selbst, die auf dieser geheiligten Stätte den Sieg des Halb-Mondes über das Kreuz Christi feiern. Aber die Erde ist rund und dreht sich und schon blitzen am Horizont die Stürme auf, unter deren schweren Schlägen dieses Kreuz sich wieder erheben wird.

Um die Restauration des Innern der Sofia hat sich der Architekt Fossati ein besonderes und hervorragendes Verdienst erworben. Für das Aeußere des Tempels ist ihm dies nicht geglückt. Die schweren Kuppelgewölbe drohten von oben herab die mehr als tausendjährigen Mauern auseinander zu drängen. Gewaltige Strebemauern sind dazu bestimmt, sie zu halten. Dies giebt dem Bau ein einförmiges schwerfälliges Ansehen, über dem nur die Kuppel in leichter und graziöser Form schwebt. Vier sehr hohe Minarets von zierlicher Structur gleichen den schweren Anblick des Gebäudes selbst einigermaßen aus. Die Sophien-Kirche ist jedenfalls in Bezug auf das was Menschen gethan haben, das Bemerkenswertheste in Constantinopel.

Der, dem Publikum stets offene Garten des alten Serail ist von bedeutender Ausdehnung. Von hohen alten Mauern festungsartig umgeben, erhebt er sich aus dem nahen Meere, (der auslaufenden Spitze des goldenen Horns) sanft aufsteigend bis zu der Plattform des Hügelrückens, auf dem die obersten Paläste des alten Serail liegen, von denen ich eben sprach. Die prachtvollsten Bäume, Cedern-, Cypressen-, Myrthen-, Lorbeer-, Nuß-, Ulmen-, Platanen-Bäume bieten ein reiches Material dar, um in kürzester Zeit einen Park zu schaffen, wie Europa keinen zweiten würde darbieten können. Die Wasserleitungen von Stambul sind reich genug für Fontainen, Springbrunnen und Bewässerungen jeder Art, aus dem Boden sprießt ein unerschöpflicher Reichthum südlicher Vegetation. Aber zur Zeit zeigt dieser sogenannte Garten weithin nichts als dichtes Unkraut und mannshohe Nesseln, die einige schlecht cultivirte Mais- und Gemüsefelder einschließen und zwischen denen sich Rehe und kleine Rudel zierlichen Damm-Wilds hin und her bewegen. Wäre hier das Genie unserer heimischen Gartenkünstler thätig, was könnte hier geschaffen werden! Der Türke sieht die Unordnung und Wildheit dieses schönen Platzes

der Schiffe, welche die große Flagge des Sultans in rother Seide mit weißer Strahlensonne auf dem Hauptmast aufgezogen. Einige Zeit darauf zeigte der beginnende Donner der Kriegsschiffe die Ankunft des Sultans an. Die Banden fingen ihre lärmende Musik an, die großen Schiffe ließen ihre Feuerschlünde spielen, die Truppen präsentirten und das prachtvolle Schauspiel vollendete sich durch das zugleich ruhige und pfeilschnelle Heranfliegen der Kaiks des Großherrn und seiner Escorte. Der Sultan saß in einem weißen reich vergoldeten Boote, dessen Spitze ein großer goldner Adler mit ausgebreiteten Flügeln zierte. 26 Ruderer, alle in weiten, weißseidenen Hemden, die von purpurnen Schärpen zusammen gehalten wurden und mit weiten Pantalons, Alles aus streifiger Brussa-Seide, ruderten mit ihren langen vergoldeten Rudern in festem Takt heran. Ein goldner zeltartiger Baldachin, unter dem ein Divan aus dunkelrothen Kissen, reich mit Goldborten und Goldtroddeln verziert, stand, war auf dem hinteren Theile angebracht. Auf diesem Divan saß der Sultan nachlässig hingelehnt; der Kaik flog an das Ufer. Rothseidne Schnüre wurden hinausgeworfen und von zwei Marine-Offizieren aufgefangen, welche den Kaik beim Anlegen festhielten. Hinter dem Kaik des Sultans folgten noch vier bis fünf andere Boote in gleicher Pracht, nur ohne Kiosk, in denen seine Begleitung befindlich war.

Als das Boot am Quai fest lag, stieg der Sultan allein und ohne Hilfe aus, während die Paschas und Offiziere ihm entgegen gehend in den unterwürfigen Grüßen und Zeichen der Türken sich tief vor ihm verbeugten. Ohne zu grüßen ging er hoch aufgerichtet, ein wenig nach vorn gebeugt, mit langsam vornehmem Schritt der Moschee zu, auf deren Minaret der Iman mit lautem Gesange zum Gebet rief. Ehrfurchtsvoll blieben die Paschas stehen, bis der Sultan in der Moschee war, die während seines Gebets kein Anderer betreten darf. Er trug den gewöhnlichen Fez und und hatte den weiten schwarzen Ueberwurf an, mit dem man ihn in der Regel abgebildet sieht, darunter den Militärrock mit silbergesticktem Kragen. Die Gestalt war groß und das bleiche von schwarzem Haar und Bart umgebene Antlitz von edlem interessanten Ansehen; daß er den einen Fuß sichtbar geschleppt hätte, konnte ich nicht bemerken. — Leider haben Trunk und Weiber diesen Mann, dessen große Herzensgüte so sehr gerühmt wird, fast bis

zur Geistesschwäche entnervt und zu jeder selbstständigen Handlung unfähig gemacht.

Da der Freitag bei den Türken den Tag in der Woche vorstellt, der der Ruhe und Erholung gewidmet ist, so eilt an diesen Tagen Alles was Beine hat oder Geld genug besitzt, um Kaiks oder Wagen zu bezahlen, hinaus in das Freie, zumeist auf die Kirchhöfe, die bei den Türken die Erholungs- und Belustigungsplätze darstellen. Wer es aber irgend möglich machen kann, zieht nach den sogenannten süßen Wassern von Europa oder Asien und so sehr dies in der Regel an diesen Tagen der Fall zu sein pflegt, so geschieht dies doppelt in Massen an dem ersten Feiertage nach dem Beirams-Fest, dem heutigen Tage, an dem sich auch der Sultan dort zu zeigen pflegt.

Nachdem der Großherr in die Moschee gegangen, glaubten wir den wesentlichen Zweck unsres Aufenthalts im Arsenal erfüllt und sahen uns nach einem großen Kaik um, der uns Alle fassen konnte und zwar einschließlich unseres in allen Fällen sehr hülfreichen Kawassen. Wir fanden ihn auch zu dem Preise von 40 Francs und schwammen nun das goldene Horn herauf den süßen Wassern zu. Es sind dies Quellen von süßem, im Gegensatz zu dem salzigen Wasser des Meeres und der in und um Constantinopel hervortretenden Salzquellen, welche sich etwa eine Stunde oberhalb Ejub, wo das goldne Horn aufhört, zu einem 5 bis 6 Ruthen breiten Bache vereinigen, in welchem sie, durch Wiesen und Hügel sich bis an das goldne Horn hindurchwinden. Man würde umsonst in den flachen, hie und da mit Weiden und anderen Bäumen spärlich besetzten Ufern irgend etwas landschaftlich oder romantisch Anziehendes suchen. Die Gegend ist flach, die Hügel sind kahl. Die Staffage allein ist es, die das reiche Bild zu dem macht, was es ist. Zunächst flog ein kleiner Kaik des Sultans, ohne Kiosk, nur mit 6 Ruderern, einen silbernen Adler an der Spitze, an uns vorbei. Der Sultan saß auf dem Polster und hatte einen rothseidenen Schirm aufgespannt, um sich gegen die Sonne zu schützen. Hinter ihm auf dem kleinen Deck saßen die beiden Adjutanten. Je mehr wir der Biegung des Wassers näher kamen, die südlich gegenüber Ejub liegt, desto zahlreicher wurden die Kaiks, die demselben Ziele zusteuerten. Sowie die Stadt mit ihren dazu gehörigen Gebäuden, Kasernen, Maga-

zinen, Fabriken aufhört, beginnt ein buntes Schauspiel sich zu entfalten, das man vorher kaum ahnt. An den gegen das Wasser hin steil abfallenden Ufern saßen tausende von türkischen Frauen und Kindern auf dem Rasen, über den sie kleine Teppiche gebreitet hatten, in ihren bunten Mänteln und weißen Schleiern, durch welche die schwarzen Augen hindurchblitzten, um ihre enge Gefangenschaft von 6 Tagen auf einige Stunden zu vergessen und frische Luft zu schöpfen. Unbeweglich sitzen sie hier, immer auf demselben Platz, meist von den Harems-Dienern bewacht, die ihnen ihre einfachen Erfrischungen, Früchte, Confect, Weißbrod, auch wohl Zwiebel oder Knoblauch reichen. Unweit von ihnen steht der Wagen, der mit den übrigen zusammen oft eine förmliche Wagenburg bildet. — Immer zahlreicher drängen sich die Boote auf dem Wasser den Strom herauf, auf dem sie sich zuletzt kaum noch ausweichen können; immer belebter werden die Ufer, immer bunter und dichter die Gruppen, bis man endlich in der Mitte der süßen Wasser anlegt, wo der Kiosk des Sultans sich befindet und vielleicht 40—50,000 Boote und doppelt so viel Menschen, Reiter, türkische Wagen mit Pferden und Ochsen bespannt, Cafetiers, Limonadiers, Confectverkäufer, Bettler und Zigeuner hin und her wogen, ein Gewirr und Getreibe, wie man es an einem anderen Ort der Welt schwerlich wieder finden dürfte. Alle Racen und Costüme des Orients, letztere im Glanze des Feiertagsstaats, zeigen sich hier; Türken, Perser, Armenier, Tscherkessen, Drusen, Araber, Nubier Anatolier, Griechen, dazwischen Offiziere jeden Ranges, sehr wenig Franken. Die vergoldeten Wagen der Frauen, mit weißen Ochsen bespannt, ziehen in buntem Corso dahin, dazwischen sprengen Soldaten und Offiziere der Leibwache um einem von prächtigen, starken, goldbedeckten Schimmelhengsten gezogenen Wagen, in dem 2 Söhne des Sultans sitzen, Platz zu schaffen; man ißt, man trinkt und plaudert, hier singt einer zur Zither ein Lied, dessen Melodie, Tonart und Rythmus es bei uns aus dem Buche der Musik gänzlich verbannt haben würde, dort bläst einer gleiche Weisen auf der Clarinette, hier und da tanzt einer oder der andere und nur die Frauen bleiben unbeweglich auf einer Stelle sitzen. Und mitten in diesem Gewirr, von ihm nur durch einen schmalen Graben geschieden, im Garten des Kiosks, der den Mittelpunkt des Fest-Platzes bildet, steht der Beherrscher der Gläubigen, an eine alte Platane gelehnt, vor ihm unbeweglich wie angemauert der

dienstthuende Adjutant, dem er ununterbrochen eine, wie es scheint lebhafte Rede hält, die immer und immer wieder beginnt und wohl die letzte Niederlage der Türken gegen die Montenegriner bei Grahova zum Gegenstande gehabt haben mag. Der Kiosk selbst würde bei uns etwa für ein sehr schlecht unterhaltenes großes Landhaus gelten, dessen Vorplatz, mit wildem Gras bewachsen anzeigt, daß der Besitzer nur sehr selten dorthin kommt. Der Garten, in dem der Sultan stand, hat das Ansehen einer vernachlässigten, mit einigen Bäumen bestandenen Wiese. Einige Pferde der Cavallerie-Abtheilung, die die Wache und Escorte bildete, weideten darin umher. Nichts erinnerte an die Pracht und den Glanz der Villen und Lustschlösser europäischer Fürsten. Der lagerartige Charakter der alten Türkenplätze war deutlich erkennbar. Dies wäre kein Vorwurf, wenn der Mann mit der hohen Gestalt und dem bleichen Antlitz, der dort stand, in dem Charakter der alten Türken zu regieren verstände. Endlich verschwand er in seinem Palais, um zu Wagen nach Dolma Badsche zurück zu kehren. Wir aber suchten unsre Gondel wieder zu finden, was unter diesen vielen Tausenden und dem allmählig sich entwickelnden Gewirr der Heimkehr eine nicht geringe Aufgabe war.

Die Rückfahrt auf diesem, jetzt doppelt belebtem Wasserstrom, der von zahllosen Kaiks nach allen Richtungen durchschnitten wurde, war bei der erfrischenden Kühle des Seewindes ungemein anziehend. Alle Brücken und die an das Wasser hervorspringenden Uferplätze, dicht mit Frauen, oft in amphitheatralischer Erhebung besetzt, hatten von fern das Ansehen, als ob sie mit großen Blumenkränzen und Bouquets geschmückt wären. Das Wasser war spiegelglatt. Die sich dem Untergange zuneigende Sonne warf rothglühende Strahlen auf die Kriegsschiffe und die funkelnden Spitzen der Minarets und Kuppeln von Stambul, zwischen denen geisterartig in ihrer grauen Urfarbe die alten Mauern und Thürme von Byzanz, die Wasserleitung mit ihren hohen Bögen und der Palast des Belisar hervor blickten.

Omer Pascha hatte uns eingeladen, den nächsten Tag mit ihm in Bujukdere zuzubringen, eine Einladung, die wir mit großem Vergnügen angenommen hatten und wir begaben uns um 9 Uhr nach der Perabrücke, um dort ein Dampfboot zu besteigen, welches regelmäßige Fahrten nach Bujukdere macht. Hier entwirrte sich uns wieder von Neuem das ganze Getriebe dieses nie endenden Knäuels

von Menschen, Wagen, Lastträgern, Pferden und Reitern, Kamelen, Lastthieren und Hunden.

Die regelmäßigen Dampfboote des Bosporus haben wenig Anziehendes. Sie sind stets in einem Maße überfüllt, daß jedes, auch das kleinste und unbequemste Plätzchen besetzt ist und sich beim Aussteigen oder Einsteigen der Passagiere an den sehr zahlreichen Halteplätzen ein seltsames Winden und Drängen immer von Neuem entwickelt. Wir durchfuhren den ganzen Meeresstrom in einer herrlichen Fahrt und landeten nach etwa 2 Stunden in Bujukdere, wo uns in dem Hôtel St. Pierre, dem ersten Traiteur von und bei Constantinopel ein unter blühenden Rosen-, Lorbeer und Myrthenbäumen servirtes vortreffliches Dejeuner erwartete. Um 12 Uhr waren zwei Arabas (türkische vergoldete Wagen) vorgefahren, mittelst deren wir uns auf den Weg nach Sultan Mahmud Bendi, den von diesem Sultan angelegten großen Wasser-Reservoirs aufmachten. Die Beförderungsart auf Wagen, denen alles was an Federn erinnern könnte fern ist und auf Wagen, auf denen eine raffinirte Erfindungsgabe alles das vereinigt zu haben scheint, was dem Passanten Unbequemlichkeiten und körperliche Schmerzen verursachen könnte, gehört keineswegs den besonderen Vergnügungen derartiger Landparthien an, zumal das Ein- und Aussteigen bei der für Schwierigkeiten jeder Art ganz besonders geschickten Bauart der Wagen, noch spezielle Kunstgriffe erfordert und man, wenn man mühsam in das Innere gelangt ist, keineswegs daran denken darf, sich auf eine, für Europäer bequeme Weise setzen zu können. Aber die Schönheit der Vegetation ringsumher, die herrliche vom Seewinde erfrischte Luft und das Fremdartige der ganzen Expedition, die sich hier durch Berg und Thal, Wald und Wiese, Feld und und Dorf hinschlängelte, entschädigte reichlich für alle Mühseligkeiten dieses Weges, zumal ein großer Theil desselben zu Fuß gemacht wurde; denn die Bequemlichkeiten des Fahrens wurden derart zur Tortur, daß selbst die Unbequemlichkeit des Ein- und Aussteigens aus diesen Marterwagen nicht gescheut werden durfte. Die großen Aquaducte, welche man schon vom Bosporus aus das Thal überschreiten sieht und welche aus grauem, in großen Blöcken behauenen Sandstein construirt sind, stehen würdig den Römerbauten gleicher Art in Byzanz zur Seite. Die Wasser-Reservoirs, welche aus Regen- und Quellwasser gefüllt, großen Seen ähnlich, auf ihrer

Vorderfront mit kolossalen Stirnmauern und Gängen, sowie mit sehr schönen, Brüstungen von weißem Marmor versehen sind, liegen mitten in einem Walde, dessen reiche Pracht auf der bergigen Formation des Terrains es ganz vergessen läßt, daß man sich so nahe der Hauptstadt des Orients befindet. Hier fühlt man sich in einer völligen Waldeinsamkeit, die mit ihrem dunklen saftigen Grün die glatte Fläche der weithingestreckten Weiher malerisch umkränzt, diese in einer wohlthuenden Kühlung erhält. Zwischen diesen Weihern liegt ein kleiner Kiosk, den Sultan Mahmud hier anlegen ließ. Er ist aus weißem Marmor gebaut; die gartenartige Umgebung desselben ist trotz der üppigen reichen Natur und dem blühenden Glanze der weithin duftenden Rosenbüsche verwildert, ähnlich wie dies der Garten des Kiosk's an den süßen Wassern war.

In idyllischer Ruhe saßen wir hier im tiefen Grase und tranken die schöne Waldluft, vortreffliches Bier und noch achtungswertheren Rothwein, den unser Wirth in richtiger Erkenntniß unsrer Bedürfnisse, nebst wundervollen Orangen mitgenommen hatte.

Diese Wasser-Reservoirs sind eine nothwendige Existenz-Bedingung für Constantinopel. Während diejenigen für Byzanz bei dem Dorfe Belgrad liegen, führen die des Sultan Mahmud das nothwendige Trink- und Gebrauchswasser nach Pera, Galata &c. in die zahlreichen Fontainen und Wasserwerke dieser Stadttheile. Es würde eine vollständige Unmöglichkeit sein, diese Riesenstadt zu erhalten, sobald durch irgend einen glücklichen Schlag ein Feind die Zuflüsse des Wassers zerstören sollte. Darum gehörten auch die oben erwähnten katakombenartigen Cisternen zur Zeit der byzantinischen Kaiser zu denjenigen Nothwendigkeiten, von denen die Sicherheit und das Bestehen der Hauptstadt des Reiches abhängig war.

Gegen 7 Uhr waren wir wieder im Hôtel. Ein glänzendes Diner hielt uns bis um 9 Uhr zurück, um welche Zeit wir in dem prachtvollen Lichte des orientalischen Vollmondes uns zur Rückkehr anschickten. Diese erfolgte in 3 Kaiks, die die weite Wasserstraße mit dem Meeresstrome des Bosporus hinabglitten. Diese Parthie im Mondenscheine gilt für das Herrlichste, das man überhaupt sehen und genießen kann. Die Lichter in den Häusern und auf den Bergen, die erleuchteten Fenster in den Paläften am U[illegible] entlang, die Leuchtfeuer am Meere, der schimmernde Reflex de[illegible] Mondlichts auf der glatten Fläche des breiten Meerstromes, a[illegible]

beiden Seiten die in dem zarten Dufte der Mondscheinnacht aufsteigenden Terassenberge der Ufer, die tiefe Ruhe, die jetzt auf dieser, sonst so lebhaften Grenzstraße der beiden großen Welttheile lagert, darüber der dunkelglänzende Nachthimmel mit seinen Millionen hellfunkelnder Sterne, alles das übt einen mystischen Druck auf die Phantasie aus. Dennoch ist diese so genußreiche und poetische Wasserfahrt, welche den Glanzpunkt unseres heutigen Festes bilden sollte, nicht ohne einige Schattenseiten. Zunächst ist es gewiß eine große Aufgabe, nach den Eindrücken eines solchen Tages, angeregt von feurigem Weine und von der Lebhaftigkeit der Unterhaltung sowie der ganzen Reise-Verhältnisse ergriffen, zwei Stunden lang unbeweglich in dem leichten Boot, halb ausgestreckt, halb sitzend, auszuhalten. Dann ist auch die Idee der so ungemein leichten Beweglichkeit dieser Kaiks nach beiden Seiten hin nicht eben zu anziehend, da das Land von der Mitte des Wassers aus, auf dem wir schwammen, doch auf etwa je eine Drittel Meile entfernt war und jede unvorsichtige Bewegung uns mit dem feuchten Element in eine unerwünschte Bekanntschaft bringen konnte. Die Lage selbst macht Arme und Beine müde und läßt leicht einen oder den anderen Theil des Körpers einschlafen. Ich würde also für solchen Zweck immer die Fahrt auf einem ehrlich gebauten Kielboot vorziehen, in dem man frei sitzen und sich ohne Gefahr seiner Gliedmassen bedienen kann. Ich glaube, daß Herr von Raumer, mit dem ich zusammen unter höchst angenehmen Gesprächen diese Fahrt machte, derselben Meinung geworden war, denn als wir nach 11 Uhr in Topana landeten, drehte und reckte er seine noch von dem Araba-Wagen her etwas zusammen geschüttelten Glieder gehörig auseinander, ehe er anfing, sich mit uns in Bewegung zu setzen.

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man an dem ersten Pfingstfeiertag seine Augen aufschlägt und vom Bett aus die Kuppeln und Minarets der Moscheen in der Morgensonne funkeln sieht. Wie ganz anders tritt dieser Eindruck an uns heran, wenn man in die Vergangenheit zurück steigt und eine Sonntagsfahrt auf dem Rhein mit den Processionen, Kreuzen, wehenden Fahnen und heiligen Gesängen am Ufer an seiner Erinnerung vorüber ziehen läßt. Hier, von wo aus vor Jahrhunderten Gottfried von Bouillon die gewaffneten Heere der Kreuzfahrer zur Bekämpfung der Sarazenen über die blaue Fluth des Meeres nach Asien geführt hatte, wird

Zuschauern und den der Ceremonie folgenden Muselmännern
wiesen sind. Ueber ihnen erhebt sich eine Art von Chor,
ich wie bei den evangelischen Kirchen, der ringsherum läuft, und
welchem vergitterte Bogen, vielleicht zur Aufnahme türkischer
len bestimmt, befindlich sind.

Eine steinerne Freitreppe führt in diese Moschee ein. Hier entledigt
sich vor Allem der Stiefel, um mit der nöthigen Ehrerbietung in
Innere treten zu können. Um 2 Uhr rief der Iman mit schril-
n Gesange von dieser Treppe aus zum Gebet. Die Derwische
einzeln ein; ihre weißen Kappen, in der Form von Zucker-
auf dem Kopf, mit langen, bis auf die Erde herabhängenden
eln, barfuß, verbeugten sie sich beim Eintritt in die Moschee
dem Anstande sehr tief gegen die Richtung von Mekka und
t sich wie Bildsäulen an den Pfeilern vor der Galerie auf.
schienen ihrer etwa fünfundzwanzig. Andere, etwa 10—12
r Zahl gingen auf den, über den Eingang befindlichen Theil
Chors. Etwa eine halbe Stunde später traten vier Obere
die die Anderen gekleidet, nur daß um die Kappe ein turban-
r grüner Bund geschlungen war. Sie schritten ernst gegen
em Eingange gegenüber in der Richtung von Mekka liegende
unter tiefen Verbeugungen der übrigen Mönche vor, wo sie
Gebet auf die Teppiche niederfielen, um bald platt auf dem
n liegend, bald stehend, unter den vorgeschriebenen Formen
Gebete zu sprechen, die von etwa fünfzig Türken außerhalb
Betplatzes mit ihnen zugleich gesprochen wurden, während sämmt-
Derwische im Innern des Raumes die gleiche Ceremonie voll-
en, ein Schauspiel, welches in seiner Gleichförmigkeit und
enwirkung lebhaft an die Chöre der Priester in Spontini's
z oder in Spohr's Jessonda erinnerte. So wie das Gebet
et war, die Oberen ihre Plätze auf den Teppichen gegenüber
Eingange eingenommen, die Derwische aber sich wieder, wie
athiden an ihre Säulen gestellt hatten, begann oben auf dem
ein Derwisch ein Gebet vorzusingen, das mit verschiedenen
rbaren Ceremonien in der Moschee nnd von den türkischen
hauern in der Galerie, alle gegen Mekka gewandt, nachgebetet
e. Dann folgte ein anderer Derwisch, der vom Chor herab
Stellen aus dem Koran las. Der Oberste der Derwische,
chöner junger Mann, von höchst ausdrucksvollem sanften Ge-

ıf die ruhige Hoheit, mit der er begonnen, der Tanz wird
ıeller nicht langsamer, man erkennt weder Ermüdung noch
ng. Ganz im Anschauen der Größe Gottes und seiner
ng versunken, scheinen Alle das Bewußtsein ihrer irdischen
völlig verloren zu haben. Zwischen ihnen hindurch geht
:messenem, feierlich ernsten Schritt im Kreise ein alter Der-
ıher, gewissermaßen den Takt ergänzend und eine Art von
rdnung unter den sich hin und wieder schlingenden Kreisen
ızer haltend. Man erkennt aus dem ruhigen Ernst, in dem
eigenthümliche Art der Gottesverehrung, welche sich in dieser
:digen Ceremonie darstellt, entwickelt, und aus dem gemes-
ach allen Seiten hin edlen Formen, daß dieser sich drehende
einer Art von heiliger Verzückung ausgeführt wird, welche
ı Aufgehen in dem abstrakten Gedanken der Gottheit, die
che Herrschaft über den Körper nicht verlieren darf.
ıch diesem langen Tanze, bei dem man in der That nicht
wie ihn der Mensch, ohne schwindelnd zu Boden zu stürzen,
n kann, macht der alte Derwisch dem Oberen eine tiefe
ung und es tritt eine Pause ein, während deren, kaum
ıute langer Dauer die Derwische, triefend im Schweiß,
enartig an die Galerie lehnen, bis sie wieder sich zu drehen
, was sich in gleicher Weise auch zum dritten Male wieder-
s unter der offenbaren Erschöpfung der physischen Kräfte,
der Tanzenden als insbesondere der Sänger- und Flöten-
ie Ceremonie endet. Man bedenke hierbei die Stunde von
in der die Sonne des Orients bekanntlich durch ihre
ı keineswegs eine erfrischende Kühle verbreitet.
r nächste Tag (24. Mai), war dazu bestimmt, Besuche bei
kischen Großwürdenträgern abzustatten. Während meine
h in Begleitung des Herrn von Wildenbruch in einem Kaik,
der Sultan zur Disposition gestellt hatte, mit Hilfe von
weiße Brussaseide gekleideten, mit grünen Schärpen und
en Rudern versehenen Bootsleuten nach der asiatischen Seite
porus bewegte, trabte ich zu Roß mit dem ersten Dragoman
ndtschaft über die Pera-Brücke der hohen Pforte zu. Dieses
laſtartige Gebäude enthält die Geschäftslocalien der Minister
ßern, des Großvezirs, des Trausimats, der Justiz u. s. w.
et ein eigenthümlich bewegtes Bild dar, aus welchem man

treffende Rückschlüsse auf den Geschäftsgang und die Geschäftserledi-
gung bei den obersten Behörden der Türkei machen kann. Im
Ganzen herrscht in allen Zweigen der inneren Verwaltung noch
eine gewisse patriarchalische Richtung vor, welche eine mündliche
Abmachung dem schriftlichen Correspondenzwege vorzieht, und bei
welcher besonders keine Antwort auch eine Antwort ist. Die türki-
schen Großen sind, man muß es zugestehen, Jedem sehr leicht zu-
gänglich, der Unterschied der Stände, der den Staatsbeamten und
Rang bei uns so entschieden von dem großen Publikum, das mit
ihm in Geschäftsbeziehungen zu treten hat, trennt, ist hier kaum
bemerkbar. Man erkennt ihn nur an den unterwürfigen Grüßen,
die der Geringere dem Höherstehenden zu Theil werden läßt. Auch
zwischen dem Militär und Civil ist der Unterschied nur ein loser;
loser; innerhalb des Soldatenstandes selbst sind es fast nur die
Paschas, die sich von den übrigen Soldaten absondern, während
Obristen, Majore, Capitains und Lieutenants mit wenigen Aus-
nahmen sich mit dem Soldaten in einer Art von Fraternität be-
finden, welche bei unseren Ansichten von den Prärogativen und
Pflichten des Offizierstandes schwer zu begreifen ist.

In der Hohen Pforte findet sich so ziemlich Alles zusammen,
was an Centralbehörden in Constantinopel (mit Ausnahme der
Marine und des Militairs) vorhanden ist, ebenso die große Menge
aller derer, die mit diesen Centralbehörden in Verbindung stehen
oder mit ihnen einzelne Geschäfte zu erledigen haben. Vergeblich
würde man in diesen breiten Gängen und Corridors, die einen
überwiegend großen Theil des colossalen Gebäudes einnehmen, jene
Ruhe und Ordnung suchen, die in den Bureaus unserer Mini-
sterien herrscht. Alle Gänge, Treppen, Räume, welche zu den
Zimmern führen, in denen ein höherer Würdenträger und Beamter
seinen Sitz hat, sind mit Menschen jeder Art, Türken, Griechen,
Persern, Armeniern, Soldaten, Offizieren, Bettlern, Derwischen,
Juden, griechischen und armenischen Priestern in buntem Gemisch
überfüllt. Man sitzt auf dem mit Matten belegten Fußboden,
trinkt Café, raucht, spricht, hier gehen die Tschibukiers mit den
brennenden Pfeifen in ein Zimmer, dort trägt ein Cafétier die
mit silbergestickter Decke umhüllten Cafee-Tassen hinein. Beamte,
Diener, Kawaßen gehen hin und her, man sieht die T
der Gesandschaften herum eilen, um hie und da einem

sonstigen Würdenträger Unannehmlichkeiten zu sagen, kurz es
n für unsere Begriffe wüstes, ruheloses Treiben. Und wie
es erst in den Dienstzimmern selbst aus? Aali Pascha, der
zvezier und Mahmud Pascha, der auswärtige Minister, beide
n wegen eines großen Conseils, der wegen der Montenegriner-
e abgehalten wurde, noch abwesend. Wir traten zunächst bei
rly Effendi, dem ehemaligen ersten Dragoman der Pforte, jetzt
ctor im auswärtigen Ministerium ein. Er selbst war eben zu
n-Pascha, dem Verkehrs-Minister gerufen worden und daher
anwesend. Nichts destoweniger war sein Zimmer keineswegs
Zunächst saß gravitätisch mit Fez und türkischem Civilrock
than, einen türkischen Orden um den Hals, auf dem Divan
gekreuzten Beinen einer unserer Reisegefährten von der Mira-
e, der Thronprätendent der Moldau, Kadargy. Er rauchte
t langen Tschibuk und war sichtlich unangenehm berührt, daß
hn so in seiner Verkleidung als unterthänig Bittenden zu sehen
n. Außer ihm saßen noch drei oder vier andere Personen
den Divans, welche gleichfalls schweigend blaue Wolken von Tabak
die Luft bliesen und thaten, als ob sie dort zu Hause wären.
nahmen gleichfalls auf einem der Divans Platz. Kurz darauf
den uns lange Tschibuks gereicht. Ich, der ich sonst nicht zu rauchen
e, begann meine Rauch-Exercitien mit männlicher Gelassenheit und
stüberwindung und hatte nebenbei die Gelegenheit die Sonder-
eit eines türkischen Arbeitstisches zu bewundern. Dieser besteht
lich in der Regel nur aus einem kleinen Platz auf dem Divan, auf
das Schreibzeug steht. Die Vornehmeren haben, wie dies hier
Fall war, ganz kleine Tische dafür. Der Türke schreibt nur auf
Knie, das Papier in der linken Hand haltend. Den Gebrauch
er Bogen kennt er kaum. Streifen und höchstens halbe Bogen
ter genügen, um in einigen Zeilen auszudrücken, was bei uns den
alt einer langen Depesche bilden würde. Der Türke schreibt
t nicht mit Gänse- oder Stahlfedern, sondern mit solchen von
r. Ein türkisches Schreibzeug, dem eine elegante Papierscheere
Damascusstahl mit Gold eingelegt nie fehlt, muß wenigstens
tintenfaßartige Gefäße, meist von buntem Porzellan, mitunter
Silber, enthalten, eines für die Tinte, die in einen Schwamm
efüllt ist, ein anderes für einen Schwamm mit Wasser zum
igen der Feder, andere für rothe oder blaue Tinte, für Sand

und ich weiß in der That nicht, wofür sonst noch. Nach einiger Zeit erschien Kabuly, und der Thronprätendent war sichtbar überrascht von der großen Artigkeit die er uns gegenüber entwickelte (ich hatte ihn schon früher gekannt), während er selbst völlig unbeachtet seinem Tschibuk überlassen wurde. Kabuly ist ein Mann von Bildung und angenehmen feinen Formen, der ziemlich gut französisch spricht. Nach der ersten Begrüßung setzte er sich auf seinen Divan und während uns der Café gereicht wurde, begann er ganz ungenirt, die eingegangenen und vor ihm liegenden Briefe und Papiere anzusehen. Jeder türkische Beamte von Rang hat auf seinem Zimmer in der Pforte außer einigen Kawassen vier bis fünf Diener zu seiner Disposition, unter denen der Tschibukier und der Cafétier mächtige Persönlichkeiten sind. Kein Fremder von einiger Distinction betritt das Gemach, ohne daß ihm der Tschibuk gereicht würde, wozu, obschon er bereits brennt, jedesmal zwei Personen erforderlich sind, ebenso zwei andere zum Café. Der Geringere der letzteren hält ein Tablett in der Hand, auf dem eine Anzahl jener kleinen Tassen ohne Fuß und Unterschale stehen, die in einem, einem Eierbecher ähnlichen Untersatz, oft kostbar genug von Gold, Silber oder Emaille, in Filigran oder geschnitztem Kokus, bei geringeren Personen von gelbem Metall, gesetzt werden. Darüber gebreitet ist eine runde Sammetdecke, welche reich in Gold oder Silber gestickt ist. Einer der Diener bleibt an der Thür stehen, wo der Andere die Decke von den Tassen nimmt und ihm über die Schulter legt. Darauf nimmt er eine Tasse und reicht sie, mit der linken Hand, die Rechte auf die Brust gelegt, dem Gaste dar. Er bleibt in der Mitte des Zimmers stehen, um von diesem, so wie er den Café genommen, die Tasse wieder in Empfang zu nehmen. Das Stopfen des Tschibuks ist eine ganz besondere Kunst. Der feingeschnittene Tabak muß in einem runden Wulst, weit, aber ganz gleichmäßig über den Rand des Pfeifenkopfs hinaushängen. Oben auf wird eine glühende Kohle gelegt und vor der Thür raucht der Tschibukier die Pfeife an. Der Kopf wird dann so weit von dem Raucher ab, als das lange Pfeifenrohr dies erfordert, auf einen glänzenden Teller gelegt. Man raucht nur so lange, als der sogenannte Kaimak reicht und die Wolken des Dampfes blau bleiben. So wie sie weißlich-grau her-vorsteigen, tritt der Diener heran und nimmt den Tschibuk Mit dem Tschibuk selbst treiben die türkischen Großen einen a

ordentlichen Luxus. Der Kopf ist in der Regel sehr einfach, von rothem Thon. Das Rohr muß von Jasmin sein, je länger und gerader, desto kostbarer ist es. Ich habe dergleichen Jasmin-Röhre gesehen, welche bis zu fünf Ducaten und mehr kosteten. Weniger gesucht sind die Weichsel-Röhre. Die Spitze von Bernstein bildet das Hauptstück und ist mit Edelsteinen und Diamanten verziert, oft von ungewöhnlich hohem Werthe. Gäste von Distinction erhalten die besonders kostbaren Pfeifen, wie auch die zum Theil besonders reich und schön gearbeiteten Cafeetassen; Alles wird nach dem Range und der Auszeichnung ausgewählt, die der Fremde beanspruchen darf.

Um nun wieder auf Kabuly zurück zukommen, so unterließ er nicht, während der Conversation zu lesen, zu schreiben, Befehle zu geben, Briefe zu erbrechen oder auch unter sein Divankissen zu stecken. Dabei kamen und gingen unaufhörlich Fremde, von denen er, je nach ihrer Stellung mehr oder weniger Notiz nahm. Der Bestand von fünf bis sechs Personen in seinem Zimmer blieb aber immer derselbe und es hatte dies natürlich dadurch mehr das Ansehn eines Cafés als eines Ministerial-Geschäftslocals. Eigentliche Archive besitzen die Türken nicht. Ihre Correspondenzen, soweit deren Aufbewahrung für nöthig erachtet wird, werden in grüne Beutel gethan, und so an der Wand eines Bureauzimmers aufgehängt. Suche sich dort heraus, wer etwas nöthig hat. Ein großer Theil der Dienstcorrespondenz wird dieses Vorzugs gar nicht werth gehalten, zumal Gesuche und Bittschriften, die zu erfüllen man nicht gesonnen ist. Man steckt sie einfach hinter ein Divankissen, wo sie so lange verbleiben, bis beim Reinigen des Zimmers ein Diener es für angemessen hält, sie fortzuwerfen.

Wir verließen Kabuly während der Thronprädentent unbeweglich auf seinem Platze blieb, den er vor Abend schwerlich aufgegeben haben wird, um dadurch dem einflußreichen Türken ein besonderes Zeichen seiner Ehrerbietung zu erweisen. Wir traten bei Mahmud Pascha ein. Derselbe befand sich in einem außerordentlich großen Zimmer. Rothe, mit Gold durchwirkte Tapeten, were rothseidene Vorhänge, dunkelrothe Sammet-Divans reich mit oldborten besetzt, ein prachtvoller persischer Teppich durch den nzen Raum, gaben diesem das Ansehen eines fürstlichen Glanzes. er waren wir mit dem Minister und Kiamil Bey, dem Einführer c Gesandten allein. Tschibuk und Café erschienen anderweitig

eben blos den gewöhnlichen Dienst betrifft, auf den Schul
Paschas, des Großveziers ruhte. Der Eindruck, den die
wärtige Minister auf mich machte, entsprach ganz seinem
wenn österreichische Zeitungen in der Ueberschwenglichkeit der
cordiale mit der Türkei es für nöthig gefunden haben, üb
Mann ein Triumphgeschrei zu erheben und in ihm eine z
Größe ersten Ranges zu erblicken, so ist dies eben nur e
absichtlichen Täuschungen, in denen die österreichische Pr
Zeit so stark war. Nebenbei sei bemerkt, daß Kiamil
damals unzweifelhaft einen der einflußreichsten und als Poliz
und Aga von Pera auch der wichtigsten Posten in Const
bekleidete, den Eindruck eines ungeschickten und vollkommen
mäßigen Mannes auf mich gemacht hat.

Ali Pascha war noch nicht angelangt und es blie
übrig, als ihn zu erwarten. Wir traten daher in das
ersten Dragomans der Gesandtschaft bestimmte Wartezimm
Café und Tschibuks von neuem auf uns eindrangen, ohne
werden zu dürfen. Hier ging es noch bunter zu. Ein
von Personen kamen und gingen. Unter Anderen sah
auch Aristarchi, den ehemaligen Sekretair der türkischen
schaft in Berlin eintreten, mit dem ich mich in deutscher
unterhalten konnte. Auf dem Divan saß ein junger hübscher
Privatsekretair Ali Paschas, der inmitten dieses Treibens
Unruhe und ewigen Bewegung Rechnungen nachsah, große
in türkischem Papiergeld auszahlte, Briefe schrieb, Antwor
diesen oder jenen anredete, kurz zu meinem großen Ersta

nicht so prächtig, wenn gleich nach türkischer Art vornehm eingerichtet war. Ali Pascha, nach dem Tode Reschids im Augenblick offenbar der bedeutendste Staatsmann in der Türkei, besonders ausgezeichnet durch die Unbestechlichkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters, ein bei türkischen Großen ebenso seltener als hervorstechender Vorzug, ist ein kleiner Mann, dessen Kopf im Verhältniß zu seiner Figur groß erscheint. Er hat feine Züge mit einem etwas melancholischen Ausdruck. Sein Auge ist geistvoll und wohlwollend zugleich. Wenn er spricht, erhält sein Gesichtsausdruck etwas ungemein Anziehendes. Sein Gang entspricht für unsere Begriffe in Folge des durch türkische Gewohnheiten veranlaßten Einwärtsgehens und Schlurrens mit den Füßen, dem eines vornehmen Mannes nicht. Er spricht vorzüglich und schreibt ebenso gut französisch. Dieser Mann, dem zu einem Staatsmann ersten Ranges nur die Energie des Willens und Characters fehlt, ohne die ein Staat in der Lage des ottomanischen Reichs stets der Spielball des Ehrgeizes und der Einflußsucht fremder Mächte sein wird, ist im Augenblick der einzige Halt- und Stützpunkt dieses großen und schwankenden Colosses, der einzig mögliche Vermittler zwischen dem Andrängen der europäischen Culturentwickelung und dem hie und da plötzlich in fanatischen Convulsionen aufbrausenden, sonst resignirten Stoicismus der alttürkischen Partei, die das Neue nur mit Widerwillen kommen und geschehen läßt. Gegen seine sonstige Gewohnheit war er sehr gesprächig und während ich wiederum mit Todesverachtung den Tschibuk rauchte und Café schlürfte, erging sich das Gespräch über die innern Verhältnisse der Donau-Fürstenthümer, über die er sich, zumal was den Charakter, die Lebensweise und die Bildung der Bojaren betrifft, vielfach erging, Fragen stellte, Auskunft erbat, bis ich nach einer mehr als halbstündigen Audienz diesen vielgeplagten und besonders mit Besuchen bis zum Ueberdrusse gepeinigten Mann den Nachfolgern überlassen durfte, die bereits in großer Zahl auf dem Vorsaal warteten. Aus dem Gemach heraustretend wurde ich sofort von einer Schaar von Dienern umringt, unter denen sich der Tschibukier und der Cafétier auszeichneten und welche den Tribut ihres Bakhschisch's forderten.

Von hier aus ging es mittelst eines Kaiks über das goldene Horn nach der am jenseitigen Ufer belegenen Admiralitäť, in das Palais des Kapudan Pascha. Man steigt vom Kahn aus auf eine

steinerne Freitreppe, die von Wasser aus in den Palast führt, in dessen Eingangslocalitäten 40—50 Personen, meist Marine-Offiziere, Ordonanzen, Soldaten, Kawassen und Diener umherstanden. Wir wurden sogleich in einen großen Saal eingeführt, der mit rothen Vorhängen geschmückt und von breiten rothen Divans rings umgeben war und in dessen Mitte, als eine seltene Zugabe türkischen Mobiliars einige Tische standen, auf denen Modelle von Dampf- und Segelschiffen ausgestellt waren. Mahmet Ali der Kapudan Pascha, ein Schwager des Sultans, ist ein großer, schöner Mann, von angenehmem, vornehmem Wesen, der leider nur türkisch spricht. Der fünfte Tschibuk, mit einer prachtvollen reich mit Diamanten besetzten Spitze und ein weiterer Café in Schalen von mit Edelsteinen besetzten Goldfiligran mußte überwunden werden, während Se. Hoheit mit besonderer Freundlichkeit sich bedankte, daß ich ihm meinen Besuch nicht vorenthalten habe und beim Gehen mit türkischer Artigkeit mir sagte, wie er sich freue, einen Freund mehr zu besitzen. Fast erschöpft vom Tabak- und Cafégenuß, dieser für mich so ungewohnten Arbeit, kam ich gegen 5 Uhr nach dem Hôtel zurück, nicht ohne noch einer abentheuerlichen Verwickelung ausgesetzt worden zu sein.

Von der Brücke aus mußte ich mich diesmal nehmlich allein zurück finden und suchte dies auf dem geradesten Wege zu thun, als ich mich plötzlich in einer engen unendlich langen Gasse fand, welche jenen gefährlichen Orten angehört in denen bei Tage wie bei Nacht ungestraft Mord und Raub zu Hause sind. Die halbnackten Frauenzimmer vor den Thüren, der schlechteste Auswurf aus diesem Theile der Menschheit ekelten mich auf wahrhaft widerliche Weise an. Sünde und Verderben blickte aus ihren bemalten Gesichtern, in denen Mahadon, der Herr der Erde, schwerlich eine menschliche Regung als die der absolutesten Gemeinheit gefunden haben würde. Aus dem Innern der Häuser tönte das Schreien und Singen betrunkner Matrosen und jenes rohen Gesindels, welches in den Hafenstädten und zumal hier, in dem Sumpfe Europas, die von ihnen bevölkerten Quartiere so unsicher macht. Der Klang meiner Schritte mochte Manchen an die Thür gezogen haben, denn hinter mir sah ich eine Menge von Personen mit rothen Mützen, die mir nachblickten und von denen einige sich in Bewegung setzten, um mir zu folgen. Unmerklich beschleunigte ich meine Schritte und war sehr froh als ich nach Durchschreiten einer zweiten ähnlichen Gasse,

mich nicht in ein Labyrinth dieses Stadttheils verwickelt sah, sondern an eine Straße gelangte, in der die offenen Werkstätten bezeugten, daß hier die ehrliche Arbeit den Erwerb begründen helfe. Welche unmenschlichen Scenen in jenen Straßen mitunter vorgehen, möge man daraus ersehen, daß vor nicht sehr langer Zeit 7 der in einem solchen Hause befindlichen Frauenzimmer von einer Schaar griechischer Verbrecher nebst der Wirthin des Hauses, Alle zu gleicher Zeit und unter Umständen erwürgt worden sind, welche diese gräßliche Mordscene noch widerlicher und düstrer machten. Die Räuber hatten zu wissen geglaubt, daß eines jener unglücklichen Geschöpfe sich 100 Ducaten gespart habe. Da sie nicht wußten, welches der Mädchen diesen Schatz besaß, scheuten sie sich nicht, sich in den Besitz desselben durch einen achtfachen Mord zu setzen. Fast täglich werden von hier aus die Leichen unbekannter Personen in die Polizei-Bureaus transportirt und zumal bei Nacht ist es Niemanden zu rathen, sich in die nahe belegenen Straßen zu wagen.

Um 2 Uhr des anderen Tages (26.) sollte die Italia, mit der wir die Reise nach Griechenland zu machen beabsichtigten, abgehen. Um 1 Uhr setzten wir uns in Bewegung und es war keine Kleinigkeit, 6 Personen mit dem dazu gehörigen Reisegepäck, das von 5 riesigen Lastträgern geschleppt wurde, zunächst in eine Anzahl kleiner Boote, dann über den Bosporus und in das große Dampfboot zu schaffen, das von hunderten von Kaiks und Booten umlagert war. Als wir die Landungstreppe an dem Schiff emporstiegen, sank mir freilich in etwas der Muth. Das ganze Deck, von einem Ende bis zum andern, war dermassen mit Türken und Türkinnen jeder Art (es waren ihrer wie wir später erfuhren 450) und mit ihrem Gepäck überfüllt, daß buchstäblich kaum ein ganz kleiner Raum für uns als Durchgang nach der ersten Cajüte hin übrig blieb. Es war eine mehr als gewöhnliche Anstrengung nöthig, um unsre 20 Colli von dem Kahn in das Schiff und durch das Gedränge hindurch in die Cajüten und in den Schiffs-Raum herabbringen zu lassen.

So groß die Italia, der Oesterreichischen Loyd-Gesellschaft angehörig, war, so klein erschien sie jetzt unter diesem seltsamen Gewimmel. Wir hatten es so unglücklich getroffen mit einer Pilger-Karawane, welche nach Mecca zog, zusammen zu treffen. In der Regel gehen diese Karawanen nur mit türkischen Dampfern; da indeß diese wegen der Verhältnisse von Montenegro und Candia alle zum

Truppentransport in Beschlag genommen worden waren, so w
nichts übrig geblieben, als sich der Lloyd-Gesellschaft in die Ar
zu werfen.

So sahen wir denn hier auf kleinem Raume vereint a
Nuancen von Muhamedanern, vom Greise bis zum Kinde, a
Farben, vom zartesten Weiß bis zum tiefsten Schwarz, darun
eine besonders große Anzahl von Persern, und Circassiern, Turba
in den wunderbarsten Formen, Costüme als ob sie zu einer Maske
zusammengesucht worden wären, dazu jede Art häuslicher Einrich
mit Geräthen, Decken, Samowars, Nargileh's, ganze Speisekamme
von Mundvorrath, in ungeheuren Säcken, darunter vor allen gr
Provisionen von Zwiebeln, Knoblauch, Käse. Alles schachtelte si
richtete sich ein, so gut es eben ging. Auf dem Deck war k
Unterschied vom 1. und 2. Platz mehr übrig, da selbst die bei
Radkasten vollständig mit Passagieren besetzt waren, die mit ihr
langen spitzen Pelzmützen und gewaltigen Turbanen einen eige
thümlichen Contrast mit der weiten Meeresfläche bildeten, die wi
zu durchschneiden hatten.

Nur die Kajüten waren frei geblieben und in das Inn
durfte die Masse nicht eindringen. Ein Pascha, dessen Namen i
vergessen habe, begleitete die Karawane und führte zu seiner eigen
Erbauung vier Frauen, einige Sclavinnen und acht bis zehn Dien
und Arnauten mit sich. Er hielt sich mitunter in der ersten Ka-
jüte auf. Da er er aber nichts als türkisch sprach, so nahmen
wir weiter keine Notiz von ihm.

Daß unter diesen Auspicien die Annehmlichkeit der Seefahrt
wesentlich getrübt war, ist erklärlich. Dennoch blieben wir so lange
als irgend möglich auf dem Deck. Das Marmorameer war spiegel-
glatt, die Delphine spielten mit ihren neckischen Sprüngen, um
das Schiff herum. Die Prinzeninseln zogen von fern an uns
vorbei und drei gewaltige Dampfer mit türkischem Militair zogen
mit uns dieselbe Straße den Dardanellen zu, wo der Hellespont
die Wellen keineswegs durch eine hohe Felsenpforte rollt, eine poe-
tische Combination die weit über das Ziel hinausschießt. Denn in den
Dardanellen, zumal in den alten Schlössern Sestos und Abydos
kann eben nichts an Felsenpforten erinnern. Die Sonne sank
endlich am Horizont in das ewige Meer hinab, während die M
männer gegen Mecca gewandt auf dem Radkasten, dem Be

und Hinterdeck, rechts und links in jedem Winkel ihre Gebete verrichten, die mit ihrem platt auf der Erde liegen, den vielfachen Verbeugungen und dem Knieen etc. einen Platz in Anspruch nahmen, der in der That nicht vorhanden war. Es war ein eigenthümlich ernster Eindruck, diese Männer unter den Unbequemlichkeiten der Reise und des sie umgebenden Gedränges dieselben Formen der Gottesverehrung vor der glatten Spiegelfläche des Meeres ausüben zu sehen, welche sie auf den Teppichen ihrer Moscheen auszuüben gewohnt waren.

Der andere Morgen (27.) fand uns am Eingange der Dardanellen vor Gallipolis, in jener Bucht, wo die englisch-französische Flotte so lange vor Anker gelegen hatte, ehe sie der Sultan zu seinem Schutz nach Constantinopel rief. Ein armenischer Bischof, der sich hier zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem einschiffte, führte nicht weniger als 4000 Pfund Gepäck und 10 Personen bei sich. Endlich waren diese Pilgereffecten in dem untersten Raum versenkt, und wir sahen mit Befriedigung, daß Sr. bischöflichen Würden auf die Mitbenutzung der Cabinen und Kajüten keinen Anspruch machte, sondern sich unter Türken und Heiden auf dem Deck einrichtete. Wir fuhren in die Dardanellen ein, deren Breite die des Bosporus weit übertrifft. Das Land an den Ufern ist ziemlich angebaut, kann aber doch nicht einen entfernten Vergleich mit dem Bosporus aushalten. Einige neu erbaute Strand-Batterien und Forts an beiden Seiten, Kasernen und kleine Läger mit grünen Zelten zeigten an, daß die Türkei mindestens äußerlich die Wichtigkeit dieser Position begriffen hatte, welche vom Mittel-Meer aus der Schlüssel ihrer Hauptstadt ist. Um 10 Uhr waren wir bei Abydos wo die Sage von Hero und Leander dem Lord Byron Veranlassung gegeben hatte, in 1¾stündiger Schwimmfahrt die Wahrscheinlichkeit des Mythos zu erproben. Die Breite des Meeresstroms soll gegen 1800 Fuß betragen. Der Strom ist hier sehr stark und es wird erlaubt sein daran zu zweifeln, daß Leander mehr als einige Male bei stillem Wetter diesen kühnen Versuch gemacht, noch mehr, daß er bald darauf es gewagt habe denselben Weg zurückzuschwimmen. Von den altersgrauen Schlössern Schillers ist keine Spur zu bemerken. Die dort befindlichen sogenannten Schlösser von Asien und Europa, mit starken Batterien versehen, stammen offenbar aus einer späteren Zeit. Einen höchst lächerlichen Eindruck machten die, neben den

Kanonen liegenden Steinkugeln, welche zum Gebrauch völlig ungeeignet, lebhaft an den Popanz in Tieks gestiefelten Kater erinnerten.

Das asiatische Schloß ist die Station, wo die Schiffs-Papiere revidirt werden. Kein Schiff darf hier bei Nacht passiren. Wir hatten einen langen Aufenthalt, indem der Capitain unsres Schiffs einen Arzt vom Lande über eine dyssenterieartige Krankheit eines der türkischen Passagiere befragt und dieser ihm erwidert hatte, daß der Mann keine 12 Stunden mehr leben könne. Wie wohl nun der Leidende selbst mit Bestimmtheit das Gegentheil versicherte, so fürchtete der Capitain doch, bei einem Todesfalle an Bord in Smyrna Cholera-Quarantaine halten zu müssen und wollte den Kranken mit Hilfe eines vom Lande requirirten Consuls dorthin aussetzen lassen. Dem gegenüber erhoben sich aber sämmtliche Pilger und erklärten, mit außerordentlicher Energie, nöthigenfalls mit dem Kranken zusammen an das Land gehen zu wollen, eine Drohung die dem Capitain, wegen der daraus unvermeidlich zu erwartenden Reclamationen sehr unangenehm zu sein schien. Nach vielem fruchtlosen Verhandeln und Streiten fuhr das Schiff endlich ab und der Kranke bequemte sich, dem Capitain und den anderen Mitreisenden zu Liebe am Leben zu bleiben.

Je weiter das Schiff sich dem aegäischen Meere nähert, desto öder werden die Gestade und desto kümmerlicher die Vegetation. Bald gelangt man an die letzte Enge, wo wiederum zwei feste Schlösser den Eingang zu vertheidigen berufen sind. Zwischen diesen Dardanellen-Schlössern hat einst Xerxes sein ungeheures Landheer über den Hellespont gesetzt. Schon bei Abydos hatte der Wind heftiger zu wehen begonnen, das Schiff tanzte merklich auf den Wellen und auf dem überfüllten Deck stellten sich reichliche Zeichen der Seekrankheit ein. Uns aber schmeckte das Frühstück der Cajüte vortrefflich. Als wir in das offene Meer hinaustraten, in diese durch Poesie und Geschichte geheiligten, altehrwürdigen Gebiete, innerhalb deren die Götter Griechenlands dermaleinst mit den Sterblichen in Liebe und Feindschaft zu verkehren nicht verschmäht hatten, da war die Bewegung des Meeres heftiger und hochaufrollend spritzten die Wogen ihren weißen Schaum gegen den Kiel und an Bord des Schiffes. Ich aber betrachtete mit Ehrfurcht das klassische Ufer Kleinasiens, an dem das Dampfboot unfern vorbei rauschte. In der Ferne der waldbedeckte Ida und

er Olymp, der Sitz der Götter, am Meere entlang die weit-
estreckte Ebene, wo dem nahen Tenedos gegenüber einst die ge-
chnäbelten Schiffe der Griechen gelegen hatten, wo die silberfüßige
Thetis dem Meerschaum entstieg, den Peliden zu trösten, wo der
Schlachtruf der Troer und hauptumlockten Achäer erschallte und
wo unfern das heilige Ilion, die Stadt des lanzenkundigen Königs
n Asche sank! Jetzt ist die weite Ebene kahl und öde. Disteln
nd Unkraut bedecken den Ort, wo einst die glänzende Veste stand,
eren letzte Reste, allen Zweiflern zum Trotz noch jetzt vorhanden
nd, so wie denn auch wie ich glaube, Homer wirklich und wahr-
aftig gelebt und gesungen hat. Sollten solche Gesänge das
Produkt eines geschäftigen Sammlers alter Anekdoten gewesen sein?

Man fährt fast fortwährend an Inseln vorbei, die mit ihren
chön gezeichneten Formen, in dem weißröthlichem Schimmer ihrer
n Sonnenschein glänzenden Felsenmassen einen scharfen Gegensatz
ilden gegen das rings sie umfluthende dunkle Meer. Wir gingen
ei Tenedos vor Anker, gegenüber dem Fort, das mit einem kleinen
hafen in das Meer hineintritt. Hoch auf der Spitze des Berges
emerkt man die Ueberreste eines alten Schlosses, in den Thälern
nd südlich belegenen Berghängen sieht man Cultur und Anbau
on Ländereien, dessen man sonst an diesen Küsten wenig erblickt.
Imbros und Lemnos, der Sitz des Vulkan, blieben in der Ferne
egen und das Schiff, fast ganz dem hohen Meere zugewandt,
immt die Richtung des Canals von Mytilene (Lesbos), während
ie Sonne wiederum hinter dem wogenden Horizont des Meeres
erabsinkt und die funkelnden Sterne am Himmel sichtbar werden.
Inzwischen war der schon seit dem Morgen andauernde hohe See-
ang zur sturmartigen Bewegung geworden. Die Spitze des
Schiffes flog mit den Wellen hoch in die Luft und tauchte wieder
ef herab, alle Fugen und Balken krachten, Gestöhn und Gejammer
er Seekrankheit herrschten an Bord und mir selber versagte bei
Tisch der Magen den Appetit, so wie auch mancher Andre unsrer
Reisegenossen sich der finsteren Vorahnung kommender Leiden
ingab.

Um 11 Uhr Abends kamen wir in den Canal von Mytilene,
em öl- und weinreichen Lesbos Homer's. Ich stieg, da ich noch
ngekleidet war, auf das Deck, konnte jedoch, da der Mond noch
icht aufgegangen war, nur hochaufgethürmte Bergmassen erkennen.

genannt, den Schiffen beim Einlaufen die Directi
Auch hier sind die Felsen und Berge fast kahl und n
Fuß und an den Ufern des Meeres entlang zeigt die
Oelbäume die Cultur und Fruchtbarkeit des Bodens.
von Smyrna ist sehr lang. Man fährt in ihr un
zeichneter Bergformation etwa 3 Stunden an dem U
bis man in den eigentlichen Hafen gelangt, nachdem m
Schutz desselben, tief in das Meer hineingebautes Fort
Um 12 Uhr warf das Schiff die Anker und wir b
vor der Stadt, die „die Königin von Anatolien" g
größesten Theil des Handels der asiatischen Küsten un
mit dem Innern der Levante und mit Persien vermittelt
hat den Ruf einer herrlichen Lage. Wenn uns dies
frischen Eindruck des jedem Vergleich weit zurücklassen
von Constantinopel matt erschien, so ist doch nicht zu
diese terassenförmig empor gebaute Stadt mit ihr
Minarets und Thürmen, nach allen Seiten w
gestreckt, über ihr auf einem kahlen Felsrücken die
und Burg mit ihrem langgedehnten Mauern und T
schön geformten Berge, alles unter dem tiefblauen
asiatischen Orients und davor die klare smaragdgr
Meerfluth, einen bedeutenden Platz unter den größern
Orients in Anspruch nehmen darf. Wer von Griechenla
hier zum ersten Male die Eindrücke des Morgenlan
aufnehmen darf, dem wird der Anblick dieses an si
Bildes ein noch viel frappanterer sein.

Capitains geflüchtet, von wo aus wir das seltsame Schauspiel Entwirrung dieses Wust's von Menschen und Gepäck in Ruhe achten konnten. In einer Stunde ungefähr war diese Operation digt und der Capitain seufzte frei auf, als der letzte Pilger Treppe hinabstieg. Sofort stürzte sich die gesammte Schiffs-nschaft auf die Decks und es begann ein Kehren und Scheuern, der reinlichsten Holländerin das Herz im Leibe gelacht haben de.

Die glühende Mittagssonne gestattete uns nicht an das Land gehen. Erst um 4 Uhr stiegen wir in einen Kaik, der auf im höchsten Ungestüm aufwallenden Meere derart hin und tanzte, daß das Ein- und Aussteigen außerordentlich schwer , die Fahrt selbst aber auf dem schäumenden Element, auf en unruhigen Wellen das leichte Fahrzeug auf und ab flog n nichts weniger als ruhigen Charakter zeigte. Mit Ver-nderung sah ich hierbei, wie die Ruderer mit großem Geschick scharfe Spitze des leichten Kahns stets so zu leiten wußten, dieselbe mitten in den Schaum einer anrollenden Welle sich bohrend, diese zischend nach den Seiten warf.

Das Innere der Stadt ist regelmäßiger als das von Kon-tinopel, die Straßen etwas besser gepflastert, das Gewühl und Dränge weniger lästig. Daß der Bazar, wenngleich sehr umfang-h, doch dem der türkischen Hauptstadt bei Weitem nachsteht, n nicht Wunder nehmen. In demselben begegneten wir einer awane von Kameelen, die hochbeladen in ihrem steifen Gange mit überaus verdrießlichen Gesichtern still daherschritten, nach-sie die Schätze des innern Asiens auf ihrem Rücken durch die ste geschleppt hatten. In der That, dieser Anblick, so ganz d, so ganz einer anderen Welt angehörig, zeigte uns mit großer immtheit, mehr als die Turbane und die türkischen Pantalons, wir uns in einem fremden, fernen Welttheil befanden, dessen kehrswege andere als die unsrigen sind.

Das Innere der Häuser in dem europäischen Viertel hat etwas mein Anziehendes. Durch die in der Abendluft geöffneten ren blickt man in eine meist mit spiegelglattem weißen und oren Marmor getäfelte von Marmorwänden umgebene Vor-, deren ringsum laufende Steinbänke mit Kissen belegt sind, rend eine Fontaine Kühlung und Frische verbreitet. Daneben

ihr Aussehen gerade nicht verdrießlicher als vorher. Wohl eine Stunde lang sahen wir diesem Kommen und Gehen, Ruhen, Umladen und Packen zu. Die Hitze war leider schon zu glühend, um auf dieser Straße viel weiter vorzugehen. Wir stiegen dennoch gegen den Berg hinan, wo wir unter blühenden, wilden Granatbäumen wandelten und eine herrliche Aussicht auf das in das Land inwärts sich breitende fruchtbare Thal voll der herrlichsten Oliven und Feigenbäume hatten.

Nicht wenig überraschte uns hier der Ton einer unweit vorbeibrausenden Locomotive. Es war ein Materialienzug, der in das Innere ging, wo man mit dem Bau dieser ersten asiatischen Eisenbahnstrecke beschäftigt war. Welch ein Gegensatz, unter Oliven, Granaten und Feigen, hier die langsamen bedächtigen schwerfälligen Karawanen der Kameele, dort die moderne Industrie der Dampfkraft! Gegen 11 Uhr waren wir zum Frühstück zurück auf dem Schiff. Um 12 Uhr fuhr ich noch einmal an das Land, wo ich unter Umherschlendern und Eisessen bis gegen 3 Uhr blieb. Um 4 Uhr ging das Schiff wieder in See unter einem wundervoll klaren Himmel, dessen Reflex die leichtbewegte Meeresfluth mit dunklem Blau färbte. Wie viel angenehmer war jetzt die Fahrt auf der großen Italia, wie viel erfrischender, da wir nicht mehr zwischen knoblauchessenden Pilgern auf dem Deck umherwandern mußten, sondern uns frei bewegen konnten. Eine prachtvolle Vollmondnacht bedeckte Erde und Meer und weithin noch konnten wir die schimmernden Berge der asiatischen Ufer und der Inseln des Archipelagus unterscheiden.

Beim Erwachen am 30. befanden wir uns auf dem klassischen Boden des griechischen Meeres. Chios und Tinos mit ihren nackten Felsen zogen dicht an uns vorüber, von fern erhoben sich die hohen Berge von Naxos. Zwischen 10—11 Uhr fuhren wir in den Hafen von Syra ein, wo das Meer, das sonst jene schöne grüne Smaragdfarbe hatte, ein intensives Blau zeigt.

Syra, die Haupthandelsstadt von Griechenland, ist eine Schöpfung der neueren Zeit. Ein nach unten hin weit auslaufender, nach oben spitz sich erhebender Kegel, der die Mitte zwischen zwei höheren kahlen Bergen hält, trägt die Stadt, hoch oben von einer griechischen Kirche gekrönt. Die Häuser sind alle weiß ge-

tüncht, mit flachen Plattformen, ohne jede Spur von Dach und dabei ohne eine auch nur geringe Andeutung irgend welcher Vegetation. Sie geben dem Ganzen vom Meere aus betrachtet das Ansehen einer von Porzellan erbauten Stadt. Seltsam contrastirt dieser weiße leblose Glanz, zumal im Scheine der hellen Sonne, mit dem tiefblauen wolkenlosen Himmel und der am Fuße der Stadt sich ausbreitenden dunkelnden Meeresfluth. Der Hafen, den man mit einem künstlichen Molo zu schließen begonnen hat und der an der Stadt entlang mit steinernem Quais eingefaßt ist, war zahlreich besetzt mit Dampfbooten und einer sehr großen Anzahl jener kleineren Fahrzeuge, mit denen die Griechen ihre Fahrten nach den verschiedenen Inseln des Archipelagus unternehmen. Am Ufer bewegte sich die Schaar der Einwohner und Fremden in jenen seltsam contrastirenden Costümen, unter denen theils die zu unglaublicher Weite gebauschten Hosen und die lange griechische Mütze, theils die enganschließenden hohen Gamaschen, die zierliche kurze Jacke, der Gürtel und die Fustanella mit ihren feinen weißen Faltenmassen hervortreten, alles in unzähligen Abstufungen und Modificationen, ein überaus malerischer Anblick. Trotz der glühenden Hitze des Mittags machten wir einen Gang durch die Stadt, in der Hoffnung, irgendwo ein Café zu finden, in dem man Gefrornes haben könnte. Wir fanden auch das erstere auf dem, ziemlich regelmäßigen, großen, mit kümmerlichen Akazienbäumen bepflanzten Otto-Platz, dessen weißgetünchte Häuser in der blendenden Sonne den Augen herzlich weh thaten; aber bis zu Gefrornem hatte es diese Handelsstadt noch nicht gebracht. Auch mag es wohl, wenn die Winter nicht sehr schnee- und eisreich sind, schwierig werden, für dergleichen das Material in Vorrath zu halten. Der heiße Gang durch die Straßen der Stadt bot uns einige Punkte, die für einen Landschaftsmaler nicht ohne großes Interesse gewesen sein würden. Im Ganzen aber waren wir doch alle froh, als wir den Steinhaufen hinter uns hatten und der frische Hauch des Seewindes uns Kühlung zuwehte.

Mit Verwunderung hatten wir beim Einfahren in den Hafen den früher in Sulina stationirten, jetzt zur Reparatur nach Venedig commandirten österreichischen Kriegsdampfer Taurus erblickt. Der Commandant, unser alter Bekannter, suchte uns bald auf und erfuhren, daß ihm in der Nähe von Tinos der Kessel geplatzt,

h aber mit seinen wenigen Segeln mühsam bis hierher geschlagen
ibe und nun festliege, um abzuwarten, bis ihn irgend ein anderes
chiff in das Adriatische Meer werde bugsiren können.

Das am Nachmittag ankommende österreichische Eilschiff aus
onstantinopel, welches die Fahrt von dort aus direct und ohne
e Stationen an der asiatischen Küste macht, brachte noch eine sehr
roße Anzahl von Passagieren. Das kleine Schiff, auf das wir
r die Fahrt nach den Piräus und Athen von der Italia aus
ergesiedelt waren (Mohamedie) war überfüllt. Nach 6 Uhr setzte
sich endlich in Bewegung. An der felsigen Küste von Syra,
e gegen Norden steil in das Meer abfällt entlang, an den Inseln
hioura, Thermia und Zea vorbei, fährt man durch die blaue
luth an dem Capo Colonna (Sunium) vorüber dem Piräus zu.
as Schiff hatte eine sehr unangenehme schwankende Bewegung,
r Wind war sehr stark, die See ging hoch und es war fast
nmöglich auf dem Deck hin und her zu gehen. Doch blieben wir
s gegen 11 Uhr dort, während die Nacht uns das prachtvolle
chauspiel der am Horizont dahinziehenden wetterleuchtenden Ge=
itter bot. Die Hitze in der Cabine war so unerträglich, daß ich
on um 3 Uhr wieder auf dem Deck war, wo ich auch bereits
errn von Raumer fand. Hier war es freilich sehr frisch und
e über den Bergen der Küste Griechenlands aufgehende Sonne
uchtete auf manche, entschieden nüchterne und übernächtige Gesichter,
elche zunächst an dem nach einander auftauchenden Blicken der
kropolis von Athen, der Berge von Aegina und Salamis, der
öhe von Akrokorinth, der langgestreckten malerischen Bergmassen
s Hymettus und Parnassus mit dem Penthelikon wenig Interesse
nehmen schienen. Endlich um 5 Uhr bog das Schiff um die
rspringende Bergzunge des Piräus und lief in diesen ziemlich
räumigen, zum Theil mit griechischen Kriegsschiffen besetzten Hafen
n, dessen erster Anblick davon zeugt, daß hier europäische Ordnung
t die Stelle des bunten Durcheinanderwirrens in den levantinischen
d türkischen Häfen zu treten anfängt. (1. Juni.) Wir schifften
s sogleich zur Fahrt nach Athen aus. Es war ein wahrhaft
haglicher Gefühl, wieder einmal in einem ordentlichen Wagen zu
zen und des ewigen Schwankens auf der dunklen Meeresfluth
erhoben zu sein, deren unangenehmste Seiten uns das letzte Schiff
einem Maaße hatte zu Theil werden lassen, daß wir noch einen

Tag nachher, so wir die Augen schloßen, diese schaukelnde Bewegung fühlten und Alles vor uns auf und nieder tauchen sahen.

Der Weg von Piräus nach Athen erfordert etwa eine Stunde Zeit. Unmittelbar vor der Barriere des Hafenorts erblickt man in den colossalen Quadern von Sandstein, die am Wege sich zeigen, die Reste jener gewaltigen Doppelmauer, die zur Zeit der Blüthe Griechenlands den Piräus mit Athen verband und die Communication dorthin sicherte.

Der Weg ist gut chaussirt, selbstredend sehr staubig und führt durch Felder, Weinberge und ganze Wälder meist uralter Oelbäume, die nachweislich der Zeit des Perikles, also der höchsten Kunstblüthe Griechenlands entstammen. Noch vor Monaten war diese Straße durch Räuber so unsicher gemacht worden, daß es nicht gerathen war, dieselbe ohne militairische Begleitung zu passiren. Jetzt ist dem, Dank dem energischen Einschreiten der Regierung durch sichernde Maaßregeln derart abgeholfen, daß von den früheren etwa 600 Räubern nur noch etwa 35 übrig geblieben sind, welche sich an die Grenze Thessaliens zurückgezogen haben, während an allen Hauptstraßen noch jetzt militairische Posten und Patrouillen für die Sicherheit des Landes sorgen.

Auf der Mitte des Weges nach Athen findet in Folge der selbstständigen Tyrannei der in ihren weißen Jacken und Fustanellen malerisch genug sich ausnehmenden Rossebändiger ein unwillkommener Aufenthalt statt, indem bei einer aus lauter Kneipen und Locanden bestehenden Colonie angehalten und ohne Weiteres, selbst am frühen Morgen dem Reisenden Limonade und Liqueur sowie die Bezahlung der Morgenschnäpse der Kutscher octroirt wird. Gegen Athen hin steigt die Cultur des Bodens zusehends. Endlich tritt rechts in seinem röthlichweißen prachtvollen Marmorbau der berühmte Theseus-Tempel dicht an die Straße heran, und unfern über ihm, die neue Stadt weithin überragend begrüßten uns jene merkwürdigen Reste ehemaliger Pracht, welche die Akropolis noch jetzt zu einem der ersten Wunderplätze der Baukunst und der Kunst überhaupt erheben.

Wir fuhren in die Stadt ein, die besser als ihr Ruf, zumal in den neuen Stadttheilen einige leidliche Straßen und sehr hübsche Häuser zeigt, deren Ansehen uns die der Cultur und Civilis[illegible] gewidmeten Verhältnisse zurückrief. Es ist nach dem äuß[illegible]

Stadt zu schließen, hier offenbar das Bestreben einer
twickelung und zunehmende Wohlhabenheit bemerkbar.
nen, welche Neu=Athen für einen elenden Häuserhaufen
welches Interesse erklärt haben, gehören jedenfalls einer
an, in der das Leben der Hauptstadt Griechenlands sich
ger consolidirt hatte. Ob man recht gethan hat, die
dt gerade auf die Trümmer des alten Athen zu setzen,
vielleicht die kostbarsten Forschungen zu vereiteln und
höchster Bedeutung unter Hütten und Straßenpflaster zu
n, das ist eine Frage, die nur eine einzige Beantwortung
Indeß man darf deßhalb dem einmal Bestehenden nicht
thun. — Wäre man von vornherein so weise gewesen,
e Hauptstadt des griechischen Reichs nach dem Piräus zu
ı, dann würde sie, ohne der Lage nach schlechter geworden
n, im Angesicht von Salamis und dicht an dem „weit=
ıschenden Meere" wahrscheinlich sich schnell zu einer blühenden
elsstadt entwickelt haben, während jetzt der Entwickelungsprozeß
langsam und schwer in seine normale Bahn gelangen kann.
ı theilt sich in zwei Theile, die neue und die ältere Stadt.
der ersten, welche wie gesagt, noch nicht vollendet ist, sind die
aßen breit, die Häuser modern und elegant, mit hübschen Garten=
ıgen versehen, das Ganze in Anlage und Ausführung eine
opäische Schöpfung. Die ältere Stadt hat lange, weniger breite
raßen, die Häuser sind niedrig und von primitiver Bauart, an
ı Mauern und über den Thüren sehr oft antike Köpfe, Reliefs,
ruchstücke von Antiken eingemauert. Diese Straßen sind sehr belebt,
ihnen bemerkt man viel Kleinhandel; die Bevölkerung in ihrem
ıalerischen Costüme der Arnauten und Albanesen füllt sie an und
ıan erkennt deutlich, daß die „trunkeinladende Zwiebel" mit der
chon der gerenische reisige Nestor den verwundeten Völkerhirten
Machaon bewirthete, noch jetzt ein Hauptnahrungsmittel der
Bevölkerung ausmacht. Mitunter erheben, mitten aus dem ge=
meinen Gewühl des Alltagslebens und der modernen Baumassen
staunenswerthe Reste des Alterthums ihre ehrwürdigen und mit
ewiger Schönheit geschmückten Häupter. So der Thurm der
Winde, das Thor des alten Markts von Athen, das Denkmal des
Lysikrates. Sie scheinen mit unendlicher Verachtung auf den sie
umgebenden Wust, Schmutz und Schutt herab zu schauen. Eine

ings um den Garten herum zog sich eine lebende Hecke von un- heuren Aloën mit ihren hochaufschießenden Blüthenstengeln, von actus, mit ihren stachlichen Blättern, auf denen gelbe und othe Blüthen ihre länglichen Kelche entfalteten, dazwischen dichter epheu, der mit seinen dunklen Blättern die Undurchdringlichkeit ieser stachlichen Schutzwehr vollendete. Das Innere des Schloß- artens im schönsten Styl angelegt und weithin gedehnt, macht n dieser Stelle, Angesichts der Akropole, des Penthelicon und des Hymettus und in weiterer Ferne der Berge von Salamis und des dunkelblauen Meeres eine zauberhafte Wirkung.

Leider wird diese durch den kasernenartigen Anblick des Schlosses selbst wesentlich gestört. Dieser große viereckige Kasten, wenngleich von demselben schönen Marmor des Penthelicon, der einst zu dem Bau der Propyläen und des Parthenon verwendet wurde, ist in der vorderen, der Stadt zugewendeten Hauptfront ganz kahl, ohne jede Architektur, ein sinnloses Machwerk gerade für diesen so bedeutsamen Ort. An der nördlichen Front nach dem Garten zu unterbricht eine schöne Galerie dorischer Marmorsäulen die Einförmigkeit der Facade, ohne aber den Bau zur Höhe der antiken Kunst zu erheben.

Bekanntlich hatte König Otto Schinkel beauftragt, ihm den Plan zu einem Palaste zu fertigen. Dieser große Künstler hatte seinen Entwurf an die Akropolis angelehnt und ihn im Style der edelsten antiken Baukunst behandelt. Die Blätter, welche dies Project enthalten und die im Farbendruck veröffentlicht sind, bilden einen Glanzpunkt unter seinen vielen poetischen Schöpfungen. Sie ruhen auf derselben dichterischen Grundlage, welche ihm die reiche Composition der „Blüthe Griechenlands“ vollenden half.

Mag nun ein solcher Bau für die kleinen und besonders in finanzieller Hinsicht eingeschränkten Verhältnisse des Landes zu kostspielig und groß erschienen sein, immerhin hätte es sich verlohnt, im Sinne desselben und im Style der Antike bauen zu lassen, nicht aber das Auge durch diese todte Massenform zu beleidigen.

Mit tiefer Ehrerbietung betraten wir die Akropolis, diese nicht durch den Götterdienst der Pallas-Athene, sondern durch die reiche und edle Größe des menschlichen Geistes geheiligte Stätte. Ungeachtet der Verwüstungen, die 2000 Jahre darüber hingeführt haben, ungeachtet der durch Kriege und Belagerungen herbeigeführten

Stürme und Zerstörungen, ungeachtet der wechselnden Herrschaften der Römer, Venetianer, Franken und Türken, ungeachtet dessen, daß englische Räuberhände das schönste, was dieser Ort barg, anzutasten nicht gescheut haben, schließt derselbe noch jetzt eine Fülle harmonischer Schönheiten in sich, welche ihn unbestreitbar zu der ersten Kunststätte der Welt erhebt. Welcher Reichthum, welcher Glanz idealer Gedanken, von Größe der Auffassungen, von kunstvoller Beherrschung der Massen, von Erfindung und Ausführung tritt in diesen gewaltigen Trümmermassen dem staunenden Beschauer entgegen! Wie klein ist der örtliche Kreis, in dem diese Wunderbauten sich erheben, wie kurz die Zeit, in der sie errichtet wurden, und doch, welch eine Welt von Erfindung und Gedankenreichthum liegt allein in dem, was jetzt noch übrig ist von Allem, was einst vorhanden war. Wohin sind jene Meisterwerke von der Hand des Phidias und Praxiteles, wohin jene Gemälde, welche die Pinakothek schmückten und von denen wir kaum entfernte Andeutungen besitzen? Wie viel Generationen haben seit jener Zeit aus dem unermeßlichen Reichthum dieser Quellen der Schönheit geschöpft und sie nicht zu erschöpfen vermocht? Wie viele hohe und edle Geister haben hier die Schärfe ihres Wissens und ihres eindringenden Blick's geübt und doch nicht ergründet, was hier geschaffen und dargestellt wurde. Man weiß nicht, wohin man mit größerer und ehrfurchtsvollerer Bewunderung schauen soll, sobald das Auge sich gewöhnt hat, über dem wüsten Haufen von Säulentrümmern, Marmorbalken, Capitälen und Simsstücken die großen Massen der noch stehenden Hallen und Tempelreste zu erkennen. Soll man dem Prachtbau der Propyläen mit der großen Marmor-Freitreppe, die mächtigen und prächtigen Ruinen des Parthenon, oder den zierlichen Bau des Erechtheion mit den Karyathiden und dem seltenen Reichthum seiner jonischen Säulen und Zierrathen, seine Aufmerksamkeit zuwenden? Und wenn das Auge unter dem Eindruck dieser gewaltigen Ruinen, durch die in röthlich goldenem Scheine erglänzenden hohen Marmorsäulen hindurch fern hingedehnt die dunkelblaue Fläche des Meeres erblickt, dann fühlt man sich in der That der Zeit und Stunde entrückt, auf die Höhen der Geschichte und der Kunst erhoben, deren reiner Glanz fernab von dem gewöhnlichen Drängen und Treiben selbst edlerer Kräfte führt.

Freilich faßt nicht jeder diesen Ort in gleich ehrerbietiger

Weise auf, wie wir es thaten. Noch vor einigen Tagen sprach mir eine sehr hochgestellte Person ihre Verwunderung über derartige Anschauungen ohne Rückhalt aus, indem sie betheuerte, daß ihr die poetische Gabe für solche Betrachtungen nicht zu Theil geworden sei. Ich habe aber die Genugthuung, daß dieselbe sich bei unseren Reisegefährten ganz gleichmäßig hervorthat und daß besonders Herr von Raumer in dem Feuer fast jugendlicher Empfindungen alle Mühe und Erschöpfung vergaß, die unter der Gluth der Sonne und bei dem fortwährenden Steigen und Bewegen dem Manne von 77 Jahren natürlicher Weise nicht immer fern bleiben konnte.

Fast wird es mir schwer, auf Einzelnheiten einzugehen. Der Nike-Tempel mit den darin befindlichen Antiken, die in der Pinakothek zusammengestellten Schätze, die drei großen vorher genannten Bauwerke (die Propyläen, das Parthenon und das Erechtheion), alles dies bietet so viel Stoff zum Betrachten und Nachdenken, daß man Bücher schreiben müßte, wenn man daran denken wollte, Alles zu Papier zu bringen. Und doch, der Total-Eindruck ist und bleibt, bei aller Bewunderung der Details und bei aller Anerkennung der Schönheit des Einzelnen für den, der nicht zugleich die Absicht hat, besondere und eingehende Studien zu machen, das entscheidende.

Nebenbei hat man von hier auch eine herrliche Aussicht auf die Stadt, die sich unter der Akropolis ausbreitet, auf die reizende, von einzelnen Hügeln durchbrochene Ebene, die Olivenhaine und Culturen, die Athen umgeben, auf die schöne Berggegend, die den Horizont nach drei Seiten hin umschließt und auf das tiefblaue Meer, das uns auf der vierten Seite entgegenleuchtet.

Es wurde uns Allen schwer genug, von dieser geheiligten Stätte zu scheiden und uns nach dem nahe gelegenen Tempel des Jupiter Olympios zu begeben. Es war spät geworden und die „heilige ambrosische Nacht“ läßt hier keineswegs auf sich warten. Mit dem Untergang der Sonne, der jetzt um acht Uhr stattfindet, zögert sie nicht, Meer und Land zu umhüllen.

Die schönen langen Dämmerabende unserer nordischen Heimath sind dem Orient völlig unbekannt.

Wir beeilten uns zunächst das Theater zu sehen, welches in vollkommenster Erhaltung erst kürzlich ausgegraben ist und aus der Hadrianischen Zeit herstammt. Eine in einer Seitenhalle aufgestellte

Bildsäule von weißem Marmor, den Erbauer darstellend, soll die des Dionys von Attika sein. Man kann in diesem vortrefflichen Bauwerk, welches kaum mit dem Namen einer Ruine bezeichnet werden kann, die Einrichtung und Anordnung der antiken Theater, sowohl in der Scene, als in den Zuschauerraum auf das Genaueste erkennen, den Gang des Chors, die Orchestra, kurz alle Gesammtverhältnisse, welche indeß von den altgriechischen Theatern einigermaßen abweichen sollen.

Beim Weitergehen bemerkt man unter dem äußern Bau der Ringmauern der Akropolis die Ruine des Bachustempels und zwei hohe Säulen, welche Dreifüße als Weihgeschenke getragen haben und früher an dem Wege standen, der von ähnlichen Kunstwerken besetzt, die Tempelstätten auf der Akropolis mit dem im unteren Felde belegenen Tempel des Jupiter Olympios verband. Der Triumphbogen des Hadrian bezeichnet die dorthin führende Straße. Wenngleich in schönen und edlen Formen, erkennt man doch sogleich, daß diesem römischen Bauwerk jene Reinheit der künstlerischen Größe und die Grazie fehlen, welche den Bauten der Akropolis den Stempel der ewigen und unvergänglichen Schönheit aufgedrückt haben. Und doch wagte Hadrian die kühne Aufschrift: „Hier ist die Stadt des Hadrian, nicht die des Theseus.“ —

Von dem nach allen Seiten hin freiliegenden Jupiter-Tempel, dessen Bau im reichsten corinthischen Säulenstyl ausgeführt war und von dessen colossalen Dimensionen die gewaltigen Fundamente Zeugniß ablegen, stehen noch 15 Säulen, von denen 13 an der hinteren Seite, zwei getrennt, nach der ehemals vorderen Seite zu, hoch und schlank emporschießen. Zwischen diesen Letzteren stand noch vor wenigen Jahren eine dritte Säule, die der Sturmwind umgeworfen hat und die jetzt, von einem schützenden Gitter umgeben, noch in ihrer Zerstörung die ganze Größe jenes Riesenbaues zeigt.

Hier überraschte uns das Dunkel. Wir traten, reich beladen mit Schätzen der Erinnerung und Erhebung, den Rückweg nach der Stadt an, auf dem ich noch einen Besuch bei Herrn Rangabé dem damaligen Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, jetzt Gesandten in Berlin, zu machen hatte.

Wir benutzten die Morgenstunde des anderen Tages, um bei dem erfrischenden Seewinde, der die Gegend durchwehte, zunächst den Theseus-Tempel, erbaut von Milo, dem Sohne des Miltiades,

enauer zu besichtigen. Dieses Prachtwerk Dorischen Styls ist
ast ganz erhalten und zeigt nach allen Seiten hin die volle Schön-
eit seiner edlen Verhältnisse. Die kahle staubige Fläche, welche ihn
mgiebt, thut der Wirkung des ganz isolirten Bauwerks offenbar
Schaden. Freilich lieben die Griechen es nicht, Bäume zu pflanzen
der zu erhalten. Es würde daher hier zu den Seltsamkeiten ge-
ören, wollte man vorschlagen, daß diesem reizenden Tempel ein
mgebender Hintergrund von schattigem Grün und von Baum-
ruppen gewährt werde, ein Vorschlag, dessen Ausführung vielleicht
uch schon des mangelnden Wassers wegen bei der versengenden
Gluth der Sonne in der heißen Jahreszeit seine Schwierigkeiten
aben würde. Denn nebenbei sei bemerkt, daß das Getreide auf
en Feldern jetzt im Mai, theils in der Ernte begriffen, theils
ereits abgeerntet war und daß nach Versicherung aller Ein-
eimischen die noch jetzt im schönsten Schmuck der Blätter und
Blüthen prangende Vegetation in Zeit von 14 Tagen bis drei
Wochen einem gelben, verdorrten, staubigen, von der Sonnengluth
ersengten Ansehen Platz machen werde.

Von hier aus stiegen wir nach der nahen Pnyx, dem Platze
es Areopagus und der Volksversammlungen hinauf. Hier auf
er Höhe, von der man Salamis, Phalerus und das blaue Meer
eithin übersieht, fanden jene demokratischen Kämpfe statt, die das
oos der Republiken und ihrer inneren Entwickelungen so oft zu ent-
cheiden pflegen. Hier verbannten der Neid und die Mißgunst durch
en Ostracismus nicht selten die Besten des Volks, hier wurden
ne Reden gehalten, in denen der Geist und die Geschicklichkeit der
Volksführer sich ihre Parteien schufen. Auf diesem klassischen
Boden, der jetzt mit Steinen und Disteln übersät nur mühsam
ie alte Form und den alten Zweck erkennen läßt, wuchsen die
Blüthe, wie der Verfall von Attika.

Gegen 11 Uhr wanderten wir in die Stadt zurück, und
atten hier Gelegenheit, das zur Feier des Königlichen Geburtstags
usgerückte griechische Militair zu sehen, Infanterie und Lanziers,
ie den bairischen Truppen in der Montirung und Equipirung sehr
hnlich, keinen üblen Eindruck machten.

Interessant war der Gang und die Statur der Pferde, welche
nit ihren kurzen, stark hervortretenden Hälsen und dem zurück-
eworfenen Kopfe, noch jetzt nach mehr als 2000 Jahren den Bildern

entsprachen, welche aus den prachtvollen Basreliefs des Parthenon die Reiter aus dem Zuge der Athene darstellen.

Ebenso gleichen die griechischen Mädchen, welche die dickbäuchigen thönernen Krüge auf der Schulter vom Brunnen nach Hause tragen, noch jetzt dem Urbilde der gleichartigen Abbildungen auf den Steinbildern des Phidias.

Das „Gut“ der Königin liegt etwa $^3/_4$ Stunden von der Stadt entfernt und stellt mitten in Attika deutschen Fleiß und deutsche Arbeit dar. Denn es wurde hier eine völlig heimische Landcultur mit rationeller Fruchtfolge, Klee- und Luzernbau, mit oldenburg'scher Viehwirthschaft von deutschen Arbeitern betrieben. Eine kleine reizende Villa, deren Inneres mit fürstlicher Einfachheit ausgestattet ist und von deren Thurm aus man das ganze Feld und den weithin ausgedehnten Garten überblickt, liegt dicht an dem Wirthschaftshofe, in welchem die Vieh- und Pferdeställe mir lebhaft meine alte und so gern betriebene Beschäftigung mit landwirthschaftlichen Studien in das Gedächtniß zurück riefen. Der Garten zieht sich zwischen den Feldern nach der Seite des Gebirges hin, das sich dem Parnessus anschließt. Ganze Pflanzungen von Palmen, Aloestauden, breit ausgedehntes Buschwerk blühender Oleander, Lorbeer, Myrthe und Orangen, Blumen-Boskets, kleine Hügel von denen man über die Attische Ebene, über die Stadt und die Akropolis bis auf das Meer hinsieht, wechseln in sehr geschmackvollen Anordnungen ab. Man erblickte unter der tropischen Vegetation den deutschen Geist der Königin, der Leben und Cultur diesen sonst vegetationslosen Feldern einzuhauchen bemüht war. Nur fehlte es zur Erhaltung dessen, was hier geschaffen worden, vor Allem an Wasser. Die Zuleitungen reichten nicht aus und man hatte begonnen, an einem artesischen Brunnen zu graben.

3. Juni. Der nächste Tag war dem alten Eleusis gewidmet. Der Weg dorthin führt genau dieselbe Straße entlang, die zur Blüthezeit Athens, die „heilige Straße“ hieß und zur Zeit des Pericles dicht mit Denkmälern und Gräbern besetzt war. Er führt durch das, mit Strandpinien spärlich bewaldete Gebirge dem Meerbusen von Eleusis zu, der sich bei Salamis in einer schmalen Bucht durch die Berge zieht, die einst den Schlachtruf der Perser und Griechen hörten und die Vernichtung der Flotte des Xerxes und dessen Flucht sahen. Der Busen dehnt sich, dem innern Lande zu zum

breiten Bassin aus, das in dunkler Bläue zwischen den schön gezeichneten Bergen von Megara und Eleusis spiegelglatt daliegt. Auf der Höhe des Engpasses, von dem man, von Eleusis kommend, zuerst Athen sah, stand einst ein berühmter Tempel der Cythere. Von hier aus hat die Ebene von Attika das Ansehen eines Olivenwaldes, über dem sich prachtvoll die glänzenden Zinnen der Akropolis erheben.

Ueberall erkennt man neben der jetzigen Steinchaussee die Ueberreste des alten Hieros Hodos. Aber seine Denkmale und Tempel sind unter der Barbarei der Zeiten verschwunden. Fast genau auf der Mitte des Weges steht ein altes Kloster „Daphny“, welches in seinen noch vorhandenen Resten aus der alten Zeit, sowie in den noch bewohnten und benutzten Gebäuden einen Ueberblick der Epochen giebt, die über diesem Lande vorüber gegangen. Einzelne Bruchstücke und Balken von weißem Marmor und ein schönes jonisches Säulen-Capitäl erinnern daran, daß einst an dieser Stelle ein Apollo-Tempel gestanden hat. Ueberreste römischer Bauwerke, eine Façade der Klosterkirche aus der Zeit der fränkischen Herzöge, äußere Umfassungsmauern, die die venetianische Art der Fortifikation in Erinnerung bringen, die noch vorhandne Kirche selbst im altbyzantinischen Styl gebaut, die Kuppeln im Innern mit reichvergoldeter Mosaik, in der Art der Mosaiken der Sophienkirche ausgelegt, alles zeigt eine wahre Musterkarte von Zeit, Baukunst und Geschichte.

Wenn man den Berg überschritten hat, gelangt man dicht an das Gestade des Meerbusens, an dem sich rechter Hand die Eleusische Ebene, ehemals wegen ihrer Fruchtbarkeit und Cultur berühmt (hier lehrte Ceres dem Menschen den Ackerbau), weithin dehnt. Zunächst breiten sich indeß hier zwei klare Seen mit salzigem Wasser aus, die ihren Abfluß mit starkem Gefälle nach dem Meerbusen zu haben. Zwischen beiden liegt eine weite, mit Binsen und sauren schlechten Gräsern bewachsene Ebene, auf der im ersten Jahre des peleponesischen Krieges jenes Reitergefecht stattfand, über dessen Opfer Perikles die berühmte Leichenrede hielt. Unweit davon ist das Grabmal des Strato (wie sich aus der Inschrift ergiebt), eines der wenigen übrig gebliebenen Denkmale [illegible] dieser einst so berühmten Straße, welches übrigens sonst durch[illegible]us kein künstlerisches und geschichtliches Interesse bietet.

König, in glänzendem griechischen Nationalcostüm, mit den ernen des griechischen Erlöser-Ordens und dem des Bairischen Hubertus-Ordens auf der Brust. Er ist hoch und schlank gechsen; sein Gesicht zeigt Spuren herannahenden Alters. Er trägt langen Palikaren-Schnurrbart und ist ohne schön zu sein, edel dem malerischen Costüm entsprechend gebaut; seine Bewegungen gelenkig, wie die der Albanesen. Neben ihm stand die nigin in moderner Gesellschaftstoilette. Sie ist etwas stark, st von frischem blühenden Ansehen und ihre großen hellblauen gen verleugnen die deutsche Fürstin nicht. An der Eingangsthür eb der Hofmarschall, ziemlich entfernt, marmorartig stehen. An anderen Seite des Saales, rechts vom Thron stand die erhofmeisterin in meergrüner seidener Robe, unbeweglich wie e Statue.

Nach dem Diner machten wir noch einen längeren Spazierng nach dem Hügel, den man für den Colonos des Oedipp hält an dessen Fuß der Hain der Erinnyen, noch jetzt ein Wald alter Olivenbäume, mit dem Tempel dieser schrecklichen Gottheiten befunden hat. Mit welchem Gefühl dichterischem Interesses ckt man von diesem durch den Mythus der alten Götterwelt und e tief tragischen Dichtungen der altgriechischen Muse geheiligte ätte hinab auf die ringsum sich breitende blühende Ebene und f den rauschenden Oelwald, der in der heiligen Ehrfurcht der ten Griechen jenen geheimen Schauer barg, in denen das nagende ewissen eine fürchterliche Verkörperung zu finden glaubte.

Am 3. Juni, dem nächsten Tage, wanderte ich ziemlich früh n Morgen mit Herrn von Raumer nach der Akropolis herauf, n noch einmal jene großen und edlen Empfindungen in mich fzunehmen, die der unmittelbare Ausfluß der Eindrücke sind, jene reinen Kunstschöpfungen, selbst in ihrer ruinenhaften rstörung hervorrufen. Mit lebhaftem Widerstreben verließ ich ses Wunderheiligthum der Kunst, indem ich mir aus dem Erechion ein Stück von weißem Marmor und aus einem Geröll von hutt, Säulen, Baustücken und Gestein einen ziemlich wohlerhaltenen hädel, nach der Stirnform wohl eines Arabers, als Andenken tnahm, den eine der zahlreichen Bomben dort getödtet haben mag, lche barbarischer Weise auf diese Stätte geschleudert worden sind.

die für Freund und Feind das Heiligthum unberührbarer Ne
tralität hätte bleiben sollen.

5. Juni. Wir waren nach Constantinopel zurückgekehrt.

Unfern des großen Campo, hinter der Artillerie-Kaser
von Constantinopel, war der Schauplatz der Feste, welche Sult
Abdul Medjid der Vermählung seiner beiden Töchter bestim
hatte, und deren Kosten die Summe von 2,000.000 Duc
erreicht haben sollen. Hier breitete sich ein Lager von nahe
20,000 Zelten aus, unter denen ein halbes Armeecorps, der g
sammte Harem und Hofstaat des Sultans (dieser hat für
allein fast eine Stadt von Zelten inne), sämmtliche Großwürde
träger, Paschas und Minister und alle Acrobaten, Seiltän
Puppenspieler, Reitkünstler, Comödianten xc. xc., deren der Gr
herr zur Verherrlichung dieser Feste hattte habhaft werden könn
für 14 Tage untergebracht waren. (Der Großherr hatte ausdrück
verlangt, daß ein Cirkus vorhanden sei. Die nächste damalige G
sellschaft befand sich in Alexandria und war schwer zu gewinn
da wegen der Schulden des Besitzers die Pferde und Costüme d
Truppe versetzt, der Eigenthümer selbst in Gewahrsam genomm
war. Was war natürlicher, als daß der Sultan alle Schuld
bezahlen ließ und ein eigenes Dampfbot schickte, damit der Circ
rechtzeitig zur Stelle sein konnte.)

Die verschwenderische Gastlichkeit, welche diesen großen Festen ihr
besonderen Character aufprägt ist Jedem, der von ihr Gebrau
machen will, offen; vom frühen Morgen bis zum späten Abend hör
die Vorstellungen nicht einen Augenblick auf. Während dieser gan
Zeit wandern unaufhörlich die Züge der Einwohner der Hau
stadt, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen und zu Esel dort hinaus,
Staubwolken undurchdringlicher Dicke gehüllt, um unter der glüh
den Mittagssonne ungerührt und unverwandt zu sitzen und
schauen, bis die Dunkelheit endlich die Illumination der Zelte herb
führt und glänzende Feuerwerke von allen Seiten den Tag b
schließen. Dabei wird eine colossale Pulververschwendung entwick
Zuerst um 3 Uhr Morgens, dann um 8 Uhr, dann um Mitt
dann um 4 und endlich um 9 Uhr Abends donnern in allen Thei
der Stadt, in Stambul, Pera, auf dem Campo-Santo und
Topana wie Scutari die Batterien und gleichzeitig antwort
überallhin vertheilten, in reicher Flaggen-Gala geschmückten

'e mit einem Spektakel, daß wer unglücklicher Weise in der
e wohnt, oder den Bosporus oder das goldene Horn passirt,
taub werden müßte. Dieses, das Geläute der Glocken bei
tlichen Festen vertretende Schießen wird die ganzen, den Festen
dmeten 14 Tage hindurch mit größester Genauigkeit einge-
n, und wenn man rechnet, daß an mindestens 12 Stellen je 6
onen 21 Schuß abfeuern, so sind dies täglich weit über 1000 und
Laufe von 14 Tagen über 20000 Schüsse, die den Boden und
breiten Wasserflächen erdröhnen machen. Noch viel kostbarer
natürlich die, täglich an fünf Stellen zu gleicher Zeit ab-
annten Feuerwerke, welche mit seltener Pracht und einer Dauer
je mindestens einer Stunde ununterbrochen das Geld des
ßherrn in die Lüfte puffen, das dem ganz und gar erschöpften
atsschatz so wohlgethan haben würde. Aber die Fabrikation der
nes geht ihren unverwüstlichen Gang fort. Obgleich diese dergestalt
Werth verlieren, daß man für einen Ducaten statt 50 jetzt schon
Piaster zahlen muß, was kümmert das die türkische Finanzwelt?
Der Hauptplatz des Lagers theilt sich in drei Theile, die
h breite Gräben mit hölzernen Brücken versehen und durch
aßen getrennt sind. Der eine Theil ist der, in dem die Zelte des
tans, des Großveziers und der vornehmsten Paschas stehen.
t gegenüber befinden sich die Schaubühnen, der Circus und alle
ntlichen Darstellungen derart, daß man von den Zelten aus den
stellungen gut folgen kann. Der andere, dritte Theil enthält
Zelte der geringeren Pascha's. Jenes erste vornehmste Lager
für das große Publicum ganz abgesperrt. Der für den Sultan
rvirte Theil von goldbedeckten Leibwachen bewacht, ist völlig
ugänglich. Doch sahen wir im Vorübergehen den Sultan vor
em von Gold und Purpur schimmernden Hauptzelt stehen, einen
il der Leibwache musternd. Rings um das Zelt waren große
ume gepflanzt, aus deren dunklem Laube Südfrüchte und Orangen
vor blickten, die am Abend bei der Erleuchtung als bunte Laternen
n feenhaften Anblick boten. Unmittelbar dabei ist das Zelt
Paschas, des Großveziers, errichtet und dicht daran ein anderes
die Gesandtschaften. Diese, sowie alle Zelte der Pascha's von
ßen mit grüner Leinwand überdeckt, sind im Innern mit orien-
scher Pracht ausgeschmückt. Von dem runden, in eine Spitze
laufenden Dach sind sie bis auf die Erde herab mit kostbaren

erkennt bald, daß der Türke sich hier, in dieser u
richtung, in seiner traditionellen Eigenthümlichkeit ben
dabei nicht gesagt zu werden, daß hinter jedem s
förmliches Lager kleinerer Zelte für die Dienerschaft, K
und für den ganzen Troß jener geschäftigen Nichts
ist, welche die unvermeidliche Last eines vornehmen

In dem Gesandtschafts-Zelte war alle Tage f
schaften, deren Mitglieder und Beamte etwa d
möchten, auf Kosten des Sultans offene Tafel, bei
Bey, der schon genannte Einführer der Gesandten
machte. Der Sultan selbst lud jeden Tag eine
türkischen Beamten zu großen Diners ein; für d
Corps wurde ein besonders glänzendes Diner gegebe
mir die Ehre einer Einladung zu Theil geword
Soldaten aller Waffen, welche in Constantinope
wurden ebenfalls, ohne irgend eine Ausnahme in
festlich bewirthet. Mit einem Wort, Gastfreiheit
dung herrschten hier in einem seltenen Grade.

Uns waren die Pforten und Brücken des reservi
Lagers nicht wie der großen Menge verschlossen. E
thümliches Treiben, welches sich hier ähnlich dem
Gewässern, zeigt. Tausende von vergoldeten Wager
mit 4 goldbedeckten Pferden bespannten Wagen de
die Frauen im höchsten Schmuck, mit Mänteln v
Rande reich mit Gold gestickt; in den Haaren erbl
den feinen Schleiern die reiche Pracht ihrer T
Juwelen; in den Händen hielten sie runde Fächer r

Vornehmheit der Dame. Letztere hat dann allein den Fächer,
end die Sklavinnen, in der Regel ebenso glänzend gekleidet
auch nicht so mit Juwelen beladen, sich ohne einen solchen
fen müssen. Ich muß bemerken, daß die eleganteren Wagen
eigenthümliche Bauart haben, ähnlich den alten Krönungswagen
es Hofes, fast ganz aus Spiegelscheiben zusammengefügt, dabei
erfällig weil sie nur im Schritt zu fahren brauchen, oben und unten,
an den Ecken abgerundet, im Innern mit Spiegeln, Toiletten-
en und nie endenden Spieluhren versehen. Von der Ver-
endung dieser Damen, die nur von der des Sultans selbst
boten wird, hat man gar keinen Begriff. Ihre Juwelen
den sich fast stets in dem Pfandbesitz irgend eines Armeniers.
den sie, was häufig vorkommt gebraucht, dann sind unglaublich
Zinsen und Provisionen zu zahlen, die ungeheure Summen
hlingen. Nur auf diese Weise ist es möglich, daß der Haus-
des Sultans jenen gewaltigen Aufwand kostet und daß die
tel, wie groß sie sein mögen, dennoch nicht reichen.

Gegen 8 Uhr, bei einbrechender Dunkelheit verändert sich die
ne. Vor den Zelten des Sultan's und der Pascha's wird eine
mination angezündet, welche in ihrer Art ihres Gleichen wohl
n finden dürfte und in der That in die Märchenwelt von
send und einer Nacht zurück zu führen scheint. Während bei
Padischah aus dem dunklen Laube jener großen lebenden
me goldene Früchte in allen Farben strahlende Massen von
t und Glanz hervor sprühen und so eine leicht gebrochene
ische Helle verbreiten, entwickelt jedes Pascha-Zelt vor seiner
zen Eingangsfront eine zahllose Masse von Wachskerzen, welche
weißen und buntfarbigen Laternen, oft hoch in die Höhe auf-
ut, mitunter verstärkt durch die intensiveren Lichtwirkungen
nder oder sich drehender Leuchtfeuer-Apparate, ein wunderbar strah-
des Lichtmeer bilden. Es ist richtig, daß es der Geschmack der
men und Arrangements nicht ist, welcher diese blendende Massen-
kung hervor bringt. Diese selbst aber ist eine wahrhaft feen-
t zauberische, wie sie wohl schwerlich anderwärts zu erreichen ist.

Eine bei diesen Festen besonders hervortretende merkwürdige Er-
einung ist die Ruhe und der Anstand der Volksmassen, die sich in
er zahllosen Menge (ich glaube gewiß, daß 40—50,000 Menschen
f den Zeltplätzen hin- und herwogten) mit einer Ordnung und

man möchte sagen Vornehmheit erging, welche in jedem andern Lande, wo der Genuß geistiger Getränke der unvermeidliche Begleiter der Massen ist und wo der Charakter derselben eine bunte Fröhlichkeit erfordert, unmöglich sein würde.

Gegen 10 Uhr gingen wir den weiten Weg, er nimmt etwa $^5/_4$ Stunden in Anspruch, zurück. Von dem Fenster unsres Hôtels aus, überblickten wir die von tausend Lichtern durchfunkelte Nacht des Bosporus und das Feuerwerk, welches unter uns in Topane abgebrannt wurde in feenhaftem Glanze, durch rothe und bläuliche Flammen oft weithin die glatte Meeresfläche, die Schiffe und Ufer erleuchtend, oft ganze Garben farbiger oder weißer Leuchtkugeln emporsprühend, die aus der Höhe sich langsam herabsenkten, bis sie auf dem Meere erloschen.





III.

Das Kloster Adams in der Moldau.

Adams ist ein Nonnenkloster, etwa 10 Meilen von Galatz nach Norden zu gelegen. Mein College E. begleitete mich und als Dolmetscher nahmen wir Gl. mit uns. Meiner Equipage hatten wir noch 2 Pferde als Vorspann hinzugefügt. Eine Kiste mit Zucker, Lichte, Wein, Schinken, Käse, Brod, Orangen und Citronen, Gläsern, Messern, Gabeln, Löffeln und Servietten fehlten nicht; so ging es am Sonntag dem 24. Julium 5 Uhr Morgens fort.

Daß es nicht ganz leicht war, meine Gefährten um diese frühe Stunde in Gang zu bringen, wird man sich denken können, wenn man erwägt, daß die meisten Personen von Stande hier in der Regel bis 10 Uhr schlafen. Inzwischen hatte die Furcht vor der mittäglichen Glühhitze unter freiem Himmel doch ihre Wirkung gethan. Der Morgen war prächtig. Ein leichter Wind kam uns entgegen und trieb den Staub von uns fort. Wegen des Sonntags waren keine Karawanen von Ochsenwagen und Getreide-Transporten im Gange und wir fuhren über Vadungula hinaus in etwa vier Stunden bis Kucka, einem großen baumlosen Dorfe, das in einem tief eingeschnittenen Thale liegt, in dem sich eine Menge von Brunnen mit gutem Quellwasser befinden. Die Gegend bis hierher ist ziemlich eben, fast überall baumlos, steppenartig, halb cultivirt, halb vernachlässigt, wie dies in einem Lande der

Fall sein muß, wo der Bauer kein Eigenthum besitzt und sechs Tage in der Woche Frohndienste zu leisten hat, während der Bojar es für eine Schande hält, selbst seine Güter zu verwalten. Pächter und vor Allem Juden saugen an seiner Stelle an dem Marke des Landes. Etwa eine Stunde vor Kuka kamen wir durch weite Maisfelder, deren blattlose Stengel uns die Nähe von Heuschrecken anzeigten. In der That erblickten wir auch sehr bald unabsehbar lange und dicke Wolken derselben vor uns, denen wir bald genug nahe kamen. Sie boten einen scheußlichen Anblick. Die Erde schien grün und braun gefärbt von den Millionen dieser widerwärtigen und schädlichen Thiere. Die Luft verfinsterte sich vor ihrem Auffliegen und ihrem Hin- und Herschwärmen und war so dick, daß die Pferde unruhig wurden. Es dauerte fast eine viertel Stunde, ehe wir diesen Heuschreckenzug durchfahren hatten. Wo diese Wanderschwärme erscheinen, bleibt nichts unverschont. Wir sahen große Felder von Gerste und Weizen, an denen auch nicht eine einzige Aehre mehr übrig war. Alles war bis auf das nackte Stroh abgefressen.

In Kuka ließen wir die Pferde ruhen, und frühstückten aus unsrer Kiste. In der leidlich sauberen Stube des Gasthofes wurden wir nicht von Heuschrecken, sondern von Milliarden von Fliegen umschwärmt. Wir versuchten einen Gang durch das den Anblick trostloser Oede bietende Dorf, den wir der Hitze wegen wieder aufgeben mußten und fuhren dann etwa um die Mittagszeit, grade in die Sonnengluth hinein, weiter.

Ich will nicht behaupten, daß diese Disposition besonders nachahmungswerth gewesen wäre. Denn obwohl wir unsere Panamahüte mit weißen Tüchern umwickelt und die Krämpen herunter geschlagen hatte, so litten wir doch fürchterlich von der Hitze, die fast erstickend wurde. Wir waren bereits alle von der heißen Luft dunkelbraun geworden und unsre Hände voller Blasen. Es entwickelte sich bei uns dann auch ein colossaler Durst, der Staub fing an uns grau zu färben und es gab Momente, wo wir uns mit gutem Rechte fragen konnten, ob denn das ein Vergnügen sein solle? Natürlicher Weise fingen zunächst unsre Orangen an zu verschwinden. Wo wir Brunnen fanden, wurde getrunken, doch brauchten wir die Vorsicht Cognac in das Wasser zu gießen, damit die Nonnen n[illegible] nöthig haben möchten, ihre ärztliche Kunst an einem von uns

probiren. Mit Hilfe einigen guten Humors überwanden wir denn auch diese kurze Plage.

Der Weg von Kucka an war sehr hügelig, so daß die Pferde starke Arbeit hatten. Auch unterbrachen einige Wälder das ewige Einerlei der Landschaft, noch dazu Eichenwälder! Aber, o Himmel, was für Eichen! Wie im Sternberger Kreise der Neumark und in der Niederlausitz die kleinen Kiefern unter dem Maule des Viehs bis zur Höhe unförmlicher kurzer Pomeranzen=Bäumchen aufwachsen, so hier die Eichen. Keine Idee jenes stolzen schönen Baumes, den man bei uns die deutsche Eiche nennt. — Einige große Dörfer, ein Marktflecken, der wie es scheint nur von Juden bewohnt wird, noch ein Wald, der zwar nicht höher, aber dichter als die vorhergehenden war und nach einer etwa zwölfstündigen Fahrt sahen wir unter uns in einem reizenden Hügelthal von waldigen Bergen umgeben, das Kloster liegen, welches das Ziel unserer Reise war.

Die unansehnliche Kirche liegt inmitten eines großen viereckigen Platzes, der von kleinen einstöckigen, an der Vorderfront mit bedeckten Gängen versehenen Häusern umgeben ist; alle sind sehr sauber, weiß getüncht, mit grünem Oelfarbenanstrich an Fenstern, Thüren, Rinnen &c. Alle diese Häuser werden von Nonnen bewohnt, sind sogar meist deren Eigenthum. Wir fuhren durch ein gewölbtes Thor, über dem ein hölzerner Glockenthurm in die Höhe steigt, in den Klosterhof ein. Verschiedene schwarze, neugierige weibliche Gestalten ließen sich sehen. Eine derselben, welche bemerkte, daß wir nicht recht wußten wohin uns wenden, winkte mit der Hand. Herr Gl. unser Dolmetscher stieg ab und ging zu ihr. Es war die Oberin. Wir traten auf ihre Einladung bei ihr ein, fanden sie aber sichtlich verstimmt. Sie sagte uns, daß das für Fremde bestimmte ziemlich geräumige Haus von einer Regierungs=Commission aus Jassy, bei der sich auch der Cultus=Minister befinde, besetzt sei, daß diese Commission es darauf abgesehen habe, dem Kloster und den Nonnen ihr Eigenthum zu entziehen und daß sie bedaure, uns grade während dieser Zeit hier zu sehen. Inzwischen hatte sie eine andere Nonne fortgeschickt, es erschienen zahlreiche Dulças und türkischer Café und nach Verlauf einer lahmen Unterhaltung, welche, da alle Nonnen nur moldauisch sprachen, durch Herrn Gl. geführt wurde, erschien eine alte Nonne,

welche durch das bedeutungsvoll ausgesprochene Wort: postim (ich bitte) zu erkennen gab, daß wir ihr folgen sollten. Auch die Oberin wiederholte dies postim und so gingen wir von der Alten geführt in ein nahe belegenes, großes und sehr nett aussehendes Haus, wo wir von noch einer anderen alten Nonne sehr freundlich mit postim empfangen, mit Dulças und Café bewirthet und in ein großes hübsches Zimmer geführt wurden, in welchem drei breite schöne Divans befindlich waren.

Es ist vielleicht höchst überflüssig, daß ich diese kurze Excursion so weitläufig beschreibe. Aber über die Nonnenklöster in der Moldau cursirten zu jener Zeit so seltsame Gerüchte und in der That war Herr E. so überzeugt, daß er sofort bei seinem Eintritt zu einem kurzen, aber vollständig abgerundeten Liebesabenteuer gelangen werde, daß es nicht uninteressant war, die Entwickelung der Dinge zu beobachten, die keineswegs den von ihm vermutheten Verlauf nahmen. Zwei Nonnen, deren Alter wir zwischen 50 und 60 Jahren taxirten, konnten natürlicher Weise hierbei nicht in Rede kommen. Aber es waren im Hause noch vier bis fünf jüngere Nonnen, etwa zwischen 16 bis 25 Jahr alt, die in ihren schwarzen Schleiern und Röcken zum Theil sehr anziehend aussahen und welche seiner besonderen Aufmerksamkeit würdig schienen. Diese bedienten uns bei Tisch und so weit es nöthig war in unserm Zimmer, während die beiden Alten, Eigenthümerinnen des Hauses, die Honneurs desselben machten und bei Tafel die Conversation, immer durch Vermittlung des Herrn Gl. und mit häufigen postims untermischt führten. Indeß der gute E. hatte sich getäuscht. Wenn es schon sehr schwierig gewesen sein würde, sich ohne Kenntniß der Sprache, unter den Augen der Alten, in unsrer unvermeidlichen Gegenwart mit einer unter den fünf jungen Nonnen zu verständigen, so überzeugte er sich doch auch sehr bald, daß in diesem Hause keine von den moldauischen Sitten eingeführt war, auf die er gerechnet haben mochte. Die jungen Nonnen waren Nichten der Alten. Von ihrer frühesten Jugend auf im Koster erzogen, hatten sie dessen Umgebung nie verlassen, arbeiteten im Hause, in der Küche, im Garten, webten und spannen, gingen zur Kirche wenn die Toca rief, und verrichteten, wenn eine der Alten unwohl war, ihre Hausandacht mit dieser vor einem der Heiligenbilder und Lar... die in jedem Zimmer, auch dem unsern, reichlich angebracht wa...

Sie dachten nicht entfernt daran, daß ein französischer Tourist von 30 Jahren für ihr Amüsement erforderlich sein könne und nicht ohne unwilliges Erstaunen überzeugte sich dieser, daß so wie in diesem Hause, es in dem ganzen Kloster herging. Mochte es an anderen Orten anders sein. Auch in Adams mag der schwarze Schleier manche frühere Sünde decken; denn auch hierher schickt man die Frauenzimmer mitunter zur Strafe und Besserung. Aber jene sittenlose Leichtfertigkeit, die man oft genug uns geschildert hatte, existirte hier nicht. Ich kann nicht leugnen, daß in dem Wust von Ekel und Widerwärtigkeit, der die Verhältnisse dieses eigenthümlichen Landes nicht selten kennzeichnete, es mir eine keineswegs unangenehme Erfahrung war, zu dieser Ueberzeugung zu gelangen.

Die Hauptunterhaltung mit den Alten (die jungen Nonnen sprachen nie mit, sondern standen nur, wenn sie nicht bedienten, wie die Säulen in einer Reihe neben einander aufgepflanzt) drehte sich natürlich um die Ministerial-Commission aus Jassy. Daß diese so wenig wie das Gouvernement ein Recht zur Säcularisation des Klosters oder seiner Einkünfte hatte, das erkannten die Commissarien, von denen wir später einige sprachen, selbst an. Daß das Kloster seine reichen Güter schlecht administrirt habe, behaupteten sie nicht. Im Gegentheil muß die Administration leidlich gut gewesen sein, denn man wollte sie vollständig beibehalten und nur die Einkünfte statt in die Klosterkasse in die Staatskasse geleitet wissen. Daß das Kloster auf Grund besonderer Stiftungsurkunden sein unbestreitbares Eigenthum habe, wurde auch anerkannt und doch — mit großen Redensarten von öffentlichem Wohl, höheren Rücksichten, besserer Verwaltung, Nothwendigkeit — den Gesetzen Achtung zu verschaffen ꝛc. wurde ein Act vorbereitet, der in jedem gesitteten Lande ein vernünftiger, hier nur ein Act brutaler Raubsucht und Plünderei sein konnte. Denn jeder mit den moldauischen Regierungsverhältnissen einigermaßen vertraute Mensch konnte sich an den fünf Fingern abzählen, daß die Minister, Commissare und Beamten keineswegs etwas Anderes im Auge hatten, als die Ueberschüsse, Ersparnisse ꝛc. in andere Taschen als die des Klosters oder des Staats zu leiten. So stellte sich diese ganze Operation, welche an allen Klöstern des Landes vollzogen werden sollte, nur als eine von der Regierung angeordnete Beraubung der Conventualinnen dar. Mochte, was man über ähnliche

Fälle im Lande berichtete, nun richtig sein oder nicht, man
immer, mit welchem Vertrauen derlei Operationen betrachtet wer

Ich will diesen Bemerkungen noch eine kurze Abschweif
über Kusa, diesen großen Unions-Fürsten, hinzufügen: Das M
vergnügen ist in beiden Ländern über ihn im Steigen. Man
ganz offen, daß man sich in diesem „flaneur imbécile“ getä
habe. Seine Unthätigkeit wird heftig und allgemein getadelt,
Roheit, Unwissenheit und Sittenlosigkeit empört vielfach und
ist so weit gekommen, daß man es für ein Unglück erachten wü
wenn die so lange zurückgehaltene Investitur von Seiten der Pf
nun doch erfolgte. Doch giebt ihm Niemand eine zu lange f
liche Existenz. Im Gegentheil glaubt man sicher, daß er über
oder lang, wie Alexander Karageorgewich von Serbien, durch
unblutige Revolution gezwungen sein werde, der fürstlichen Rol
entsagen, die er so schlecht gespielt hat. Wie dem auch sein m
ich freue mich, mich über diesen faden Renomisten nicht getä
und ihn von vorn herein richtig beurtheilt zu haben. Ich bra
nicht hinzuzufügen, daß im Lande die allertollste Anarchie herr
daß gestohlen und betrogen wird wie nie zuvor, daß Niem
Recht findet, Niemand Gesetz und Ordnung anerkennt, und
die Beamten des Landes nur darin einig sind, die Fremden, d
Gegenwart sie in ihrem Treiben genirt, nicht mehr zu respecti

Wir richteten uns in dem gastlichen Hause, das uns au
nommen hatte, ländlich ein; für die Pferde wurde angemessen
sorgt, und nach einiger Zeit wurden wir durch ein kleines Di
(es war 6 Uhr geworden) sehr angenehm berührt. Es war
moldauische Mahlzeit, jedoch hatte eine der guten Alten mit we
Vorsicht angefragt, ob wir mit oder ohne Knoblauch zu essen gewo
seien, so daß wir dieser, sonst unausbleiblichen Zugabe glückli
Weise entgingen. Das Diner bestand aus der „Borsch“ genann
moldauischen Suppe, die ich hier zum ersten Male kennen ler
einer sauren Brühe, die von Hühnern bereitet wird, deren Fle
klein geschnitten darin bleibt. Wir bekamen ferner geschnitt
Bohnen mit Hammelfleisch, Hühnerbraten, weiche Eier, wei
Käse und vortreffliche Aprikosen, dazu Landwein, wie die Geg
ihn liefert. Wir verehrten dafür den alten Damen zwei Flas
Bordeaux, die wir bei uns hatten und zwei Pfund Wachsli
worüber sie besonders große Freude hatten. Nach dem Essen erschien

rkische Café. Die schwarze Reihe der jungen Nonnen machte
i unserem Herausschreiten aus dem Speisezimmer tiefe Diener
id wir waren frei zu thun und zu lassen was wir konnten und
ollten. Als wir in das Freie traten, um uns in dem Kloster
nzusehen, schritt gerade die Nonne mit der Tocca im weiten
reise um die Kirche herum, jenem hölzernen Brett, das mit einem
ammer geschlagen wird. Sie ging langsam und feierlich, mit
ren lang herabwallenden schwarzen Gewändern fast ohne sichtbare
ewegung. Alsbald strömten von allen Seiten die schwarzen
estalten der Kirche zu, in die auch wir eintraten, um der Messe
it all ihrem wunderlichen Ceremoniell und dem eigenthümlich
iselnden Gesange der von den Klosterfrauen executirten Gesänge
izuwohnen. Dann besuchten wir Frau S., welche sich bei einer
r Klosterfrauen zum Besuch aufhielt, dann die Oberin, überall
n postims und Dulças verfolgt, und machten einen Spaziergang
den hinter dem Klosterhof belegenen, ziemlich ausgedehnten und
ien natürlichen Park darstellenden Laubwald, in dem die Bäume
oar größer waren, wie in den Wäldern, die wir unterwegs ge-
jen, doch aber eigentlich den Namen ordentlicher Eichen, Buchen
id Linden noch immer nicht verdienten. Indeß thut es doch recht
ohl, statt der Oede der staubigen braunen Steppen um Galatz
rum einmal im Schatten grüner Bäume, wenn auch von Mücken
rstochen und geplagt, einher wandeln zu können, und wir be-
lossen daher, diesen Wald zu unserm Hauptquartier zu machen.
irklich tranken wir auch am anderen Morgen um 7 Uhr (Mon-
g) dort Café, den Mad. S. ziemlich geschickt, wiewohl nicht ohne
ancherlei Schwierigkeiten zu Stande gebracht hatte und auf dem
asen gelagert, unter dem schützenden Laubdach, zogen wir uns
t nach 10 Uhr gegen die, auf einige 30 Grad hinsteuernde
lühhitze in die größere Kühle des Hauses zurück.

In dem Kloster selbst war nichts zu sehen und zu bewundern.
ir konnten daher unsern Aufenthalt so betrachten, als wenn wir
ifach auf das Land gereist wären, und so machten wir es auch.
h zeichnete, E. rauchte, Gl. schlief, jeder hatte seinen breiten
ivan für sich. Wir empfingen den Besuch eines Herrn C . . . .,
ies Vetters des Fürsten Kusa, Deputirten und Mitgliedes der
enbezeichneten Raub-Commission, dann speisten wir um 1 Uhr
ähnlicher Weise wie am vorigen Abend zu Mittag, setzten unsre

nd die Karpathen, deren fernste Umrisse wir mitunter von
tz aus gesehen hatten. Wir kamen zu Tisch zurück und der
verging im Uebrigen wie der vorige. Reichliche Geschenke für
Kloster und für die jungen Nonnen im Hause wurden durch
besorgt und dankend genommen. Die guten Alten, denen wir
Galatz aus noch unsre besondere Dankbarkeit zu bezeugen nicht
rlassen haben, stopften noch gebratne Hühner, Eier, Liqueur,
d, Aprikosen ꝛc. in den Wagen und am anderen Morgen um
hr rollten wir der drohenden Hitze entgegen. Diese stellte sich
auch demnächst derart ein, daß wir mit Sehnsucht der Station
a entgegen sahen, wo wir, weiser als das erste Mal, bis gegen
hr blieben. Von hier aus war uns noch die Ueberraschung
ehalten, auf nie endende Reihen von Getreide-Karawanen, theils
mende, theils gehende, zu stoßen, deren Staub, im Verein
der Transpiration uns ein ganz eigenthümliches Gemisch von
be gab, das uns bis zur völligen Unkenntlichkeit verunstaltete
das zu beseitigen demnächst eine wiederholte Wäsche kaum
reichte.





IV.

Custendje und das Schwarze Meer.

Capitain Tomasset, der Commandant des in Galatz stationirten französischen Aviso-Dampfers Averne hatte sich erboten uns auf seinem Schiffe über das schwarze Meer nach Custendje zu geleiten. Wir fuhren am 11. August um 5 Uhr Morgens mit Matratzen, Kopfkissen und Schießgewehren reichlich versehen von Galatz ab. Die Hitze auf dem kleinen Schiffe, welches von Eisen construirt, nur mit einem kleinen Zeltdach versehen, eine Art von glühendem Ofen bildete, überstieg alle Beschreibung. Schon um 9 Uhr hatten wir unter dem Zeltdach etwa 35°. Um 1 Uhr war die Temperatur auf 40° gestiegen, die bis um 5 Uhr unverändert blieb. In den Cabinen war es gar nicht auszuhalten. Das Trinkwasser war lauwarm und unsre Hauptbeschäftigung bestand darin, die Wäsche zu wechseln. Das sonst vortreffliche Dejeuner im Salon war zu einer wahren Qual geworden, obschon wir im allerleichtesten Costüm erschienen waren. Um 6 Uhr erst erreichten wir Sulina und dampften ohne Aufenthalt über die Barre. Es war ein herrlicher Abend, das Meer fast spiegelglatt, der Mond, in dem hellen Glanze der orientalischen Sommernächte, warf reiche Lichtstreifen auf das ungeheure Element, auf dem wir friedlich dahin glitten. Schiffe mit hellblinkenden Segeln flogen hin und her an uns vorüber, von der fernen Küste glänzten die Rohrbrände in rot Gluth zu dem Nachthimmel empor und die Sonne sank mit

ergleichlich schönem Farbenspiel unter den kaum noch sichtbaren Horizont herab.

Das kleine Schiff mit seinen hohen weißen Räderkasten glitt o ruhig durch die dunklen Wogen, daß selbst E., der so sehr mpfindlich gegen das Meer ist, Muth faßte. Von Schlaf in den lühend heißen Cabinen war freilich keine Rede. Wir waren in Strömen von Schweiß gebadet. Um 12 Uhr war Alles wieder uf dem Deck. Wir ließen unsre Matratzen und Kopfkissen dorthin bringen, wickelten uns in unsere Plaids und unter dem Schimmer des Monds und auf der sanft bewegten glatten Welle es alten Pontus Euxinus schliefen wir, wie die Matrosen um ns her, einige Stunden, bis die Sonne in ihrem feurigsten Glanze m Osten über die Wogen emporstieg. Nach etwa einer Stunde ekamen wir das Land in Sicht und um 6 Uhr fiel der Anker or der Bucht von Custendje.

Bald kamen von dorther Barken und es stellte sich uns der Director der Englischen Gesellschaft vor, welche zwischen hier und Tschernawoda an der Donau den Bau einer Eisenbahn begonnen hat und in Custendje selbst einen großen Handelshafen herzustellen eabsichtigt. Wir fuhren (etwa $^1/_4$ Meile weit) über das smaragdrüne Wasser an das Land und waren erstaunt, hier, an diesem den, seit Jahrhunderten verlassenen Küstenstrich, eine großartige, ebendige und vortrefflich organisirte Thätigkeit sich entwickeln zu hen. Das Planum der Eisenbahn ist auf der ganzen Linie, wischen dem schwarzen Meere und der Donau fertig, man arbeitet tzt an den ersten Herstellungen für den Hafen, indem man zur Gewinnung glatter Flächen und zur Anlage von Quais die flachen Meeresränder mit Steindämmen durchzieht. Interessanter als lles dies waren die Reste früheren Glanzes und früherer Größe, e wir hier sahen. Custendje (vor etwa 1200 Jahren Constantia) egt terassenförmig in die Höhe gebaut auf einem sich in das Meer nein ziehenden felsigen Vorsprung. Dieser, sowie die südlich sich nziehenden Uferränder des schwarzen Meeres sind bedeckt mit uinen jener alten römischen Stadt, welche stark befestigt einen ilitärischen Hauptstützpunkt für die römischen Legionen abgegeben at, die bestimmt waren, die großartigen Erfolge, welche Trajans eldenzug in Dacien und Macedonien errungen hatte, zu sichern nd zugleich die Communication mit dem Meere offen zu halten.

Hier in Custendje schließt der Trajanswall ab, der quer durch die Dobrudscha bis an die Donau die Vertheidigungslinie des römischen Kaisers und Feldherrn gegen die Angriffe wilder feindlicher Völkerschaften bildete, die von Osten her den Legionen entgegen flutheten. — In der nächsten Nähe von Constantia war der Verbannungsort Ovid's, in dem dieser römische Dichter den Rest seines Lebens zugebracht hat. Aus dem Wuste der, modernen Handelszwecken und der Entwickelung der Dampfkraft dienenden Erdarbeiten, ringt sich der durch Jahrhunderte verschüttete Grund einer Stadt hervor, die nach den Gewölben, Bädern, Fundamenten zu schließen, die jetzt halb aufgedeckt vor uns lagen, an Reichthum und Größe keineswegs von ganz untergeordneter Bedeutung gewesen sein kann. Zwar die römischen Fußboden-Mosaiken, welche sonst stets die Zierde des Innern der Häuser bildeten, fanden wir nicht. Alles aber war mit fein behauenen und geglätteten Platten weißen Marmor's bedeckt, die aus weiter Ferne hierher geschafft (denn in der ganzen Umgegend giebt es dergleichen nicht), als ein Zeichen von hohem Luxus vergangener Zeit betrachtet werden müssen. An dem südlichen Abhang des Felsenvorsprungs war eine lange Reihe römischer Bäder aufgedeckt, welche offenbar mit dem Meere in Verbindung gestanden hatten und mit ihren weiten thönernen Ab- und Zuleitungsröhren (welche die Form weiter Drainröhren hatten), ein sehr künstliches System gebildet haben, um ihren Zwecken genügen zu können. Leider sind alle diese und die sonst aufgedeckten Ruinen dazu bestimmt, nach vielhundertjährigem Schlafe unter der staubigen Erdhülle, der sie jetzt entwunden werden, wieder zu verschwinden. Man findet, daß es bei dem reichen Schatz von Material an Ziegeln, behauenen und Bruchsteinen, Marmorquadern und Platten jeder Form und Größe nicht mehr erforderlich sei, Steinbrüche und Ziegeleien zu eröffnen. Diese Schätze des Alterthums werden durch Hacke und Picke in ihre ursprünglichen Bestandtheile zerlegt, um bei dem Bau der Hafen- und Eisenbahn-Gebäude, der Quais und Molen verwendet zu werden und nicht so bald blickt eine solche Ruine schlaftrunken in die freie Luft des Jahrhunderts der Civilisation hinaus, als auch schon ein Ameisenhaufe von Arbeitern im buntesten Gewühl der orientalischen Trachten und in mehr als 20 Sprachen sich verwirrend, darüber her geht, um sie in wohlgeordnete, nach englischen Klaftern aufgesetzte Steinhaufen zu zer-

legen und den Rest und Schutt in den Meeresrand zu begraben. Wir baten wiederholt und dringend, man möchte vorher von diesen Gebäuderesten in ihrer Lage zu einander Messungen und Grundrisse aufnehmen, um so vielleicht nach und nach zu dem Plane eines Theils der alten Stadt zu gelangen, die weniger prächtig, aber auch weniger glücklich wie Pompeji und Herculanum sich jetzt der Erde entwindet. Indeß die Parole dieser Gesellschaft ist, in kürzester Zeit mit allen Mitteln die Verkehrs-Anlagen für diesen Ort zu Ende führen. Wo bleibt da Zeit und Luft für solche Dinge übrig?

Auf der Höhe des Berges war die spätere Stadt durch starke, mit Thürmen versehene Mauern genuesischen Ursprungs gegen das Land hin abgeschlossen worden. Wer möchte auf diesen kahlen verlassenen Posten eine Colonie jener reichen und mächtigen Handelsstadt vermuthet haben, die einst die Küsten des Bosporus und des schwarzen Meeres mit ihren Schiffen und mit ihren Schlössern schmückte?

Die Engländer, die hier von Neuem jene zweimal verlassene Position den menschlichen Interessen zugänglich machen wollen, haben sich nach Zeit und Umständen in kleinen Häuschen ganz comfortabel eingerichtet. Einer der Ingenieure lud uns zu sich ein. In einem leicht gebauten, fast durchweg hölzernen Hause fanden wir eine jener eigenthümlichen Einrichtungen, welche das Innere englischer Wohnungen characterisiren. Auf dem offenen Piano lagen neben Sonaten von Beethoven, die Mendelssohn'schen Lieder ohne Worte. Bald erschien die sehr hübsche junge Frau des Hauses, die sehr gut deutsch und ziemlich gut französisch sprach. Sie hatte ein Stubenmädchen aus Dresden bei sich, das sich in dem reinsten Sächsisch ausdrückte. So zieht der Cosmopolitismus über die Erde; Engländer, Deutsche, Franzosen, Russen auf türkischem Grund und Boden vor den Ruinen römischer Bauwerke und genuesischer Forts!

Vor dem Hause, in dem wir uns befanden, war ein weiter öder Platz, mit von der Sonne verbranntem Grase bewachsen. Auf demselben sah ich kleine Thiere, etwa noch einmal so groß wie Ratten, hin und her laufen, von grauer Farbe mit kurzem Schwanz. Sie setzten sich auf die Hinterbeine wie die Hasen und blickten mit ihren grellen Augen um sich. Dann schlüpften sie in Erdlöcher. Es sind dies sogenannte Erdhasen. Bei uns kommen sie, so viel

ich weiß, nicht vor und auch in den Donaufürstenthümern sollen sie selten sein.

Nachdem wir gesehen hatten, was hier zu sehen war, suchten wir uns der glühender werdenden Hitze zu entziehen, indem wir nach dem Schiffe zurückfuhren, wo doch eine leichtere Luft als am Lande wehte. Während des Frühstücks erzählte uns der Ingenieur, der mit an Bord gekommen war, daß er drei Jahre in Mittel-Indien gelebt und sich ausschließlich mit der Jagd von Elephanten, Panthern und Leoparden beschäftigt, welche er, nur von zwei Eingeborenen begleitet, ohne Feuerwaffe, mit einem breiten Jagdmesser ausgeübt habe. Seine Erzählungen waren reich an Interesse. Dieser Mann schießt nie mit Schrot, sondern selbst Enten und Rebhühner nur mit der Kugel. Daß dies keine Renomage war, haben wir später gesehen. Er schoß am Nachmittag eine wilde Ente aus der Luft mit einer in Erstaunen setzenden Sicherheit.

Um 7 Uhr wollten wir abfahren. Das Wetter war nach wie vor prächtig, der Himmel wolkenlos und klar, das Meer spiegelglatt, nur von den Delphinen bewegt, die hin und wieder in ihren kettenartigen Sprüngen lange Furchen durch die kristallgrüne Fluth zogen.

Um $^{3}/_{4}$7 Uhr stieg Capitain Tomasset auf die Brücke, die Bootspfeife schrillte, der Anker hob sich und der Steuermann antwortete auf seine Ordre: En route mit: Est quart Süd! Das Schiff drehte sich dem hohen Meere zu, der Mond glänzte am Himmel wie am Abend vorher. Aber Capitain Tomasset kam nicht wie sonst von seinem Commandoplatz herunter, sondern sah mit auffallender Schärfe nach einer kleinen gelbgrauen Wolke hin, die im Moment unserer Abfahrt über Custendje aufgestiegen war. Ich stand neben ihm. Er sagte mir: „Ich wünschte sehr, daß wir das offene Meer gewonnen hätten!“ Ein Commando erscholl. Plötzlich waren alle Raaen mit Matrosen besetzt, die Pfeife des Bootsmanns schrillte, die Raaen wurden herabgelassen, die Taue und Ketten angezogen, eine ernste und energische Thätigkeit zeigte, daß der Commandant sein Schiff auf einen jener großen Stürme vorbereitete, mit denen man auf dem Schwarzen Meer nicht zu scherzen pflegt. — In der That dehnte sich die gelbgraue Wolke mit rasender Schnelligkeit nach allen Seiten hin aus, ein Heulen und Pfeifen begann in Luft, ein Peitschen und Brausen antwortete aus dem Meere, d

Wogen dunkelschwarz sich empor bäumten, das Schiff, das bis jetzt so ruhig seinen Gang genommen hatte, begann zu tanzen und in kaum fünf Minuten befanden wir uns in einem jener rasenden Orkane, die so oft in diesem tückischen Meere ganz plötzlich und unvorbereitet hereinbrechen und die schon so vielen Schiffen verderblich geworden sind. Wohin war nun die idyllische Ruhe, die sich soeben erst über Meer und Himmel so glanzvoll und schön vor uns hingebreitet hatte? An Letzterem jagten graue Wolkenmassen dahin, bis sie Mond und Sterne mit ihrem einförmigen Dunkel bedeckt hatten. Das Meer aber war nichts mehr als ein Gischt weißen Schaumes, in dem das kleine Schiff wild hin und her geschleudert wurde, ohne daß es der mit aller Kraft arbeitenden Maschine gehorcht hätte. Glücklicher Weise stürmte der Wind vom Lande her und jagte uns dem hohen Meere zu, wo mindestens die eine Gefahr, an den Sandbänken zu scheitern nicht zu befürchten war. Im Uebrigen schwoll die See höher und höher. Nach einer Stunde fingen die Wellen an über das Verdeck zu schlagen und es war nicht mehr möglich oben zu bleiben, da sie selbst über die Brücke, an der der Commandant sich angeklammert hielt, fort rauschten. Höchst ungern stieg ich in die schwüle Luft der Cabine herab. Mein College E. lag bereits auf seinem Bett, mit der Seekrankheit auf eine schreckliche Art ringend. Das kaum eingenommene Diner lag in unfaßbarer Gestalt vor ihm und der Dunst und Geruch dieser widerwärtigen Masse, welche sich immer vermehrte, sein Stöhnen und krampfhaftes Winden, die Hitze und das schaukelnde Tanzen des Schiffes machten den Aufenthalt in diesem kleinen Raum fast unerträglich. Doch legte ich mich nieder. Ich hatte eben, nach etwa einer halben Stunde die Augen geschlossen, als ich im Halbschlaf einen hellen Lichtschein zu sehen glaubte. Ich sprang auf. E. hatte sich ein Licht angezündet, das an einem hölzernen Leuchter an der Wand befestigt war. Es war herabgebrannt und hatte das Holz ergriffen. Ich rief E. Er antwortet nur mit einem dumpfen Stöhnen. In dem Augenblick, als ich die Flamme mit einem Kissen ausdrückte, ergoß er einen vollen Seekrankheitsstrom auf mich zu. Ich schwankte nach meinem Bett zurück. Indeß fühlte ich mich gleich nachher wieder wohl und bin n diesem schrecklichen Leiden verschont geblieben, von dem, bei der ftigen Bewegung des Schiffes, die Hälfte der Matrosen und alle

Offizieren, mit alleiniger Ausnahme des Commandanten u
Arztes befallen waren.

Der Gedanke an persönliche Gefahr blieb mir fern. D
Schiff ächzte und krachte in allen Fugen, die Wogen schlug
großem Geräusch über das Deck, der Wind heulte und pfiff i
Raaen und Tauen, das Meer brauste wie ein siedender Kes
schäumte dazwischen und schnappte nach Luft und auf dem De
schallten die Commandos der Offiziere, die Antworten der Ste
leute und die Tritte der hin und her schwankenden Matrosen
lag ich da, ohne Schlaf, die Glockenschläge der Schiffsuhr
Viertelstunde zu Viertelstunde verfolgend. Wir hatten uns mit d
Hoffnung geschmeichelt, der Sturm werde wie gewöhnlich in di
Jahreszeit nur etwa 6 Stunden währen. Um 7 Uhr hat
angefangen. Aber um 1 Uhr war er noch auf derselben H
wie vorher und ich durfte daher nicht daran denken, auf d
Verdeck zu gelangen. So wurde es 2 Uhr. Ich war so
etwas eingeschlafen, als ein ungeheures Getöse mich weckte.
war, als ob plötzlich das Schiff von allen Seiten zugleich geschl
und gestoßen würde; das Heulen des Windes ging in ein Brül
das Brausen der Wogen in ein wildes Donnern über. Das le
Schiff flog nach allen Richtungen hin und her, so daß es sch
war, liegen zu bleiben. Diesem wilden Aufruhr der Elem
gegenüber schien der bisherige Sturm nur eine leichte B
gewesen zu sein. Der Orcan tobte so bis nach 4 Uhr
wo er wieder in den gewöhnlichen Sturm abfiel. In der T
ist es ein recht ernstes Gefühl, sich in solchen Stunden
auf dem wilden Elemente ein Spiel der Wellen und des
falls zu wissen, der jeden Augenblick die Thätigkeit der Masch
stören, die von der Krankheit ergriffnen Mannschaften, vielleicht
entscheidenden Augenblick, zum Dienst unfähig machen kann.
gleichen Gedanken blieben mir auch keineswegs fern. Aber die
gemeine Apathie war in mir doch so groß, daß ich nichts and
dachte als: Wenn Gott es so will, so ist es nicht zu ändern.
wenigen Minuten ist es dann ja vorbei. — Wenn die Stöße
Schläge der Wellen sich besonders heftig folgten, beschäftigt
mich auch wohl mit dem Gedanken, wie ich, wenn Gefahr ein
schnell genug auf das Verdeck gelangen könne, um nicht i
Cabine umkommen zu müssen. Aber dieser Moment trat

und als einer der Offiziere mich nach einiger Zeit, vor meinem
te stehend, fragte, ob ich irgend etwas wünsche, war es 7 Uhr
orden und ich hatte über zwei Stunden trotz Sturm und Spektakel
refflich geschlafen. — Ich stieg auf das Verdeck. An Toilette
hen war freilich, so wünschenswerth dies gewesen wäre, nicht zu
en. Die See ging noch enorm hoch. Wie grüne Glasberge
rten die Wellen vorüber, das Schiff flog auf und über ihnen
indeß sie ergossen sich nicht mehr über das Deck. Der Com=
dant aber erklärte, daß wenn der Wind sich in zwei Stunden
drehe oder nachlasse, er suchen müsse nach Varna oder Cap
kri zu kommen, da das Schiff gegen Seestrom, Wind nnd
en nicht vorwärts zu bringen sei und er, seit wir in See
n, nur den einen Vortheil erreicht habe, das hohe Meer zu
n, sonst aber kaum eine Seemeile in der Stunde zurücklege.
gleichen Stürme, wenn sie einmal über das Minimum ihrer
hinaus gegangen sind, dauern oft drei bis vier Tage und er fürch=
nicht Kohlen genug zu haben, um so lange die See halten zu
en. Daß diese Mittheilung keine angenehme war, kann man
leicht denken. O. erschien gleichfalls auf dem Deck. Er ver=
te krank gewesen zu sein, sprach aber nicht, sah sehr verstört
und als wir anfingen, zu dem uns sehr willkommenen Früh=
zu schreiten, das uns bei dem Tanzen des Schiffes auf der
e servirt werden mußte, entfernte er sich schnell. Offenbar
ihm sehr schlecht zu Muth. Um 9 Uhr sprang der Wind
lich gegen Südwest um und das Schiff fing an, mit den
esetzten Segeln pfeilschnell zu fliegen. Die Küsten zeigten
nach einigen Stunden, um 3 Uhr waren wir bei St. Georges
um 6 Uhr nach 23stündiger Sturmfahrt vor Sulina. Der
t der Barre, der auf das Schiff kam, um dasselbe in den
en zu führen, sagte uns, daß in der Nacht 3 Schiffe unter=
ngen seien und der Sturm so arg getobt habe, wie lange
r nicht. Als wir am Abend wieder auf das Deck traten,
der „Metternich", der bis jetzt nicht gewagt hatte, den Hafen
verlassen, nach Odessa in See. Der Mond aber zeigte über
Leuchtthurme eine der schönsten und vollkommensten Mond=
ernisse, die ich gesehen habe. O. fing erst am andern Morgen
der an zu rauchen.



V.

Fokschani und die Karpathen.

Ich hatte mich zum Besuch bei dem Fürsten C. zusammen mit dem Capitain Tomasset nach Fokschani begeben. Die Umgegend dieses Orts ist viel cultivirter, als die Theile der Moldau, die ich bisher kennen gelernt hatte, auch viel bewohnter. Der Boden ist kräftiger, es giebt eine Menge von Wasserquellen außer den beiden großen Wassergebieten des Sereth und der Putna und am Fuß der Berge erhebt sich das Land in Weinbergen und Obstculturen zu einem Anblick, der fast an die besseren europäischen Culturgegenden erinnert. Freilich sind die Bauern hier freie Grundbesitzer und nicht Hörige der Bojaren, wie im übrigen Lande. Die Dörfer, die sich in großer Menge eines an das andere schließen, sind ähnlich wie in Deutschland geschlossen, mit guten, reinlichen, Wohlhabenheit verkündenden Häusern und Wirthschaftsgebäuden versehen, der kahle wüste Anblick der meisten moldauischen Dörfer, die baumlose Trostlosigkeit derselben fehlt ganz; man glaubt, in einem bewohnten Hain von großen schattigen Nußbäumen zu wandeln. Auch die Menschen zeigen einen anderen Schlag. Sie sind die unvermischten Abkömmlinge der alten Römer, der Colonien des Trajan, in dem wilden Gebirgslande selbst halb wild, aber von großem, kräftigem Bau und mitunter von überraschender Schönheit. Mehr als einmal glaubte ich eine lebendige Gruppe aus einem Rob[...] Gemälde zu sehen und nichts habe ich mehr bedauert, als [...]

eit nicht ausgereicht hat, um größere Studien machen zu können,
ährend ich mich mit den Zeichnungen in meinem kleinen Album
egnügen mußte. Fürst C. besitzt in der dortigen Gegend, außer
einem sonstigen Grundbesitz fünf große Weingärten. Einmal fuhren
ir nach Obodeschti, dem Hauptweinort der Moldau, einem kleinen
nteressanten Gebirgsstädtchen, ein anderes Mal nach Sirbi und
Banscho, beides Orte, die schon fast mitten im Gebirge liegen.
Die Trauben, grade in ihrer besten Reife, waren köstlich und
mundeten uns um so mehr, als wir an diesem Tage, wo wir
ehr früh aus dem gastlichen Hause des Fürsten fortgefahren waren
nd erst um 7 Uhr Abends zurückkamen, nichts weiter, als Brod
nd etwas weißen Gebirgskäse zu essen bekamen. Denn der Bojar,
i dem wir zu frühstücken beabsichtigt hatten, war nicht zu Hause,
nd der Brief, den der Fürst ihm geschrieben hatte, lag uneröffnet
f seinem Schreibtisch. Wenn hier, bei der fast unglaublichen
uchtbarkeit des Bodens eine bessere Fabrikation des Weins ein-
führt würde, könnte die Moldau unzweifelhaft eines der ersten
inländer werden. Aber der Wein, den man uns mit gewissem
olz als den besten des Landes vorsetzte, war ein untrinkbares,
res Getränk, ganz dazu geeignet, die Gesundheit derer zu unter-
ben, die viel davon zu sich nehmen.

Bei dieser Landpartie, die zu Wagen gemacht wurde, bei der
doch, der Berge wegen, viel zu Fuß gestiegen und gegangen
den mußte, gelangten wir zu einem in einem tiefen Waldthal
antisch belegenen Mönchskloster, Brads genannt. Dasselbe ist inter-
ten Ursprungs. Hier war es, wo der in der Ukraine auf ein Pferd
miedete Mazeppa nach vieltägigem Umherjagen in den damals
dlichen Wäldern und Gebirgen, von Wölfen verfolgt, zusam-
türzte, von Schäfern befreit, gepflegt und von seiner ihn auf-
nden Mutter gefunden wurde. Wer erinnert sich nicht des
htigen Bildes von Horace Vernet? Mazeppa hat das Kloster
tet und liegt hier begraben. Ich habe eine Zeichnung davon
enommen.

Es war am 1. October, als wir zur Bärenjagd in die Kar-
hen zogen. Wir hatten zunächst etwa drei Stunden bis zu einem
nenkloster zu fahren, wo wir bei der Oberin mit Dulças und
ffee begrüßt wurden. In der Nähe waren seit etwa 14 Tagen
i Bären beobachtet worden, welche sich von den reifen Trauben in

den Weinbergen hatten anlocken lassen. Die Kunde der Jagd
etwa 30 Bauern, in ihrem wilden Gebirgscostüm, mit langen F
und mit Hacken, letztere zum Schutz gegen den etwaigen pe
lichen Angriff der Bären, versammelt. Dazu waren etwa 80
ber aufgeboten worden. Das Ganze bot ein Bild von Wi
und fremdartiger Romantik, wie man es bei dem Anblick
italienischen oder spanischen Räuberbande schwerlich wunder
hätte finden können. Träte man unvorbereitet in einen s
Kreis, man würde offenbar von einem gelinden Schauer
griffen werden. Vor dem Kloster mußten wir die Pferde
steigen, und nun ging es über zwei Stunden lang unter ti
Schweigen bergauf, bergab, an Abgründen vorbei, durch Schlu
Wasserrisse und Waldeinsamkeit bis wir auf eine hohe,
einzelnen Bäumen besetzte Wiese kamen, auf der Krokus
Alpenblumen eine wundervolle Vegetation bildeten. Hier w
abgestiegen und angestellt. Jeder von uns hatte eine mit K
geladene Doppelflinte und einen Bauern mit Flinte und
bei sich. Ich leugne nicht, daß, als das Treiben tief
uns im Thal, den Berg herauf, mit wildem Geheul und Ge
begann, mir das Herz zu schlagen anfing, besonders als
mir in dem dichten Gehölz am Rande der Wiese ein Br
und Knacken der Aeste sich hören ließ. Ich stand athemlos,
Schuß fertig; aber es war nur ein Reh, das bei mir vo
tanzte und welches bei dieser feierlichen Gelegenheit freien A
hatte. Das Treiben dauerte etwa eine starke Stunde. Ob
wir die besten Plätze hatten, ließ sich nichts sehen, was einem B
ähnlich war. Endlich fiel, weit von uns ab ein Schuß, kurz da
noch ein zweiter. Zwei Bären hatten sich beim Beginn des Trei
seitwärts in die Berge gedrückt, der dritte war auf die Linie
Bauernschützen gekommen und wurde, als das Treiben beendet
von diesen im Triumph daher geschleppt. Er hatte eine Kugel g
mitten zwischen den Lichtern, eine andere im Blatt. Er war
sehr stark, von der Art der kleinen hellbraunen Bären. Es
doch ein eigenthümliches Ding, ein solches Thier, dem man auf
Straßen und in den zoologischen Gärten so oft begegnet, aus
unmittelbaren Wildniß vor sich zu sehen in seiner zottigen J
mit den derben Tatzen, die den Menschen mitunter so uns
berühren und mit dem Gebiß, das die Knochen größerer Th

wie spielend zermalmt. — Nach der hier bekannten Erfahrung war nicht daran zu denken, die andern Bären wieder zu finden. Sie laufen, da sie sich vor dem Menschen noch viel mehr fürchten, wie dieser vor ihnen, ohne anzuhalten fünf bis sechs Meilen weit in die tiefsten Gebirge hinein. Die Jagd war also beendet, die Bauern sehr vergnügt, die bösen Gäste los zu sein, schleppten ihre Beute, deren Haut ich gern erstanden hätte fort und wir setzten uns wieder zu Pferde, um auf den höchsten Gipfel des Berges zu gelangen, bis zu dem wir noch etwa 500 Fuß zu erklimmen hatten. Die Gebirgspferde, welchen in der Ebene ein höchst unangenehmer, kurzer und stoßender Gang eigen ist, klettern auf den Bergen mit einer bewunderungswürdigen Sicherheit in die Höhe. Jeder Weg und Steg hatte aufgehört. Felsblöcke, Baumstämme, Gestrüpp, steile Abhänge, fast senkrechte Bergwände, nichts hielt diese klugen Thiere ab, sich den Pfad zu suchen, der ihnen, wenn nicht bequem, doch zugänglich war. Gewänne man auf ihnen nicht das Gefühl der vollen Sicherheit, man würde schwindeln, wenn an den jähen, schräg abfallenden Berghängen die Pferde grade immer den äußersten Punkt suchen, auf dem sie daher schreiten. Einmal mußte ich die Augen schließen; die Sache war mir zu stark, aber als ich sie wieder öffnete, war der Abgrund passirt.

Den letzten Theil des Berges, einen freistehenden nackten Kegel wagten wir doch nicht, den Thieren zuzumuthen. Wir kletterten zu Fuß herauf; oben aber fanden wir uns reich belohnt. Nach der südlichen Seite hin sahen wir, über den waldigen Gebirgsgrund weithin im hellen Sonnenschein dahin gebreitet, die unendliche Ebene der Moldau, mit den sich breit dahin windenden Schlangenlinien der Flußthäler, die Dörfer und Städte in der Nähe des Gebirges, wie kleine dunkle Striche weit im Horizont verschwimmend die türkischen Berge des kleinen Balkan. Wie ein ruhiges stilles Meer glänzte die unabsehbare Fläche unter einem in dunkler Bläue darüber hingespannten Herbsthimmel. Von allen andern Seiten aber zeigte sich uns der Blick von seltener Pracht und Schönheit und zugleich von einer Wildheit wie sie uns Europäern selten zu Gesicht kommt. Man blickt tief hinein in das Gebirgsland der Karpathen. Kein Dorf, kein Haus, kein Feld erinnert mehr an die Nähe der Cultur. ...rge, Felsen, Wald, das ist Alles was man sieht, ein Bergrücken ...r dem anderen sich erhebend und immer wieder sich überthürmend,

immer duftiger und blauer aus dem schwarzgrünen Mittelgrunde mit den weißzackigen Felsenmassen sich zurückziehend, bis fern ein in purpurnem Lichte verschwimmender Gebirgszug den Horizont abschneidet. Wir blieben stumm, von diesem Anblick überwältigt, der uns trotz der Berge bis tief in Siebenbürgen hinein, die Grenzen des orientalischen Deutschlands aufschloß. Wäre nicht die Sonne am Verscheiden gewesen und der Rückweg bei Nacht unmöglich, nichts hätte uns sobald von hier fortgebracht. Aber der Fürst trieb zum Aufbruch, wir kletterten zu unsern Pferden herab und ritten auf einem anderen Wege, stets den Blick in die Tiefe des Waldgebirges versenkt, zurück. Es war 7 Uhr, als wir wieder in dem Frauen-Kloster ankamen. Ohne Mondschein, würden wir wohl die Nacht mit zerbrochenen Achsen in dem, zwischen ihm und Fokschani belegnen Vorgebirge geblieben sein. Endlich gegen 10 Uhr waren wir dort und stürzten über das vortreffliche Souper her, mit dem man bereits seit zwei Stunden auf uns gewartet hatte und das erst nach 11 Uhr endete.

Diese Parthie hatte dem Fürsten so viel Freude gemacht, daß er bei Tisch den Plan zu einem anderen Ausflug in das Innere der Karpathen entwarf, an der auch seine Damen Theil nehmen sollten. Wir fuhren am anderen Tage schon um 7 Uhr fort und waren um 10 Uhr in Mira, einer Besitzung des Fürsten im Gebirge. Dort wurde gefrühstückt und um 11½ Uhr ging es weiter. Die Damen hatten Reitkleider und Damensättel mitgenommen. Das Terrain ist hier noch viel schwieriger als an dem vorigen Tage. Zunächst ritten wir nicht weniger als neun mal durch den sich durch das Thal hin und her schlängelnden Milkow (den Grenzfluß der Moldau und Walachei), dann durch ein sehr coupirtes Terrain nach dem Kloster Mira, das mitten im Gebirge liegt. Es ist dies ein großes schwerfälliges Gebäude mit kleiner Kirche und einem wundervollen, in Stein gefaßten Quell, von etwa [illegible] schmutzigen griechischen Mönchen bewohnt. Dann ging es mitten in das Gebirge hinein, über vier bis fünf Bergrücken fort, bis wir nach etwa drei Stunden (der Fürst hatte sich in den Entfernungen gewaltig verrechnet) an den Fuß des Berges kamen, der bestiegen werden sollte. Nach einer halben Stunde ununterbrochenen Kletterns konnten die Pferde nicht weiter. Auch die Damen w[illegible] nicht im Stande zu Fuß mit ihren schweren Kleidern vorn[illegible]

zu kommen und wir ließen sie auf einem wiesenartigen Berghang mit den Pferden zurück und klommen nicht ohne große Anstrengung, denn das Reiten in diesem Terrain macht auch müde, den Berg heran, wo wir fast dieselbe prachtvolle Aussicht, wie am Tage vorher hatten. Jedoch muß ich hinzufügen, daß die Aussicht von dem Platze aus, wo die Damen geblieben waren, keineswegs weniger schön war. Nur fehlte ihr die panoramaartige Uebersicht. Uebrigens war es keine kleine Aufgabe für die Damen, den steilen Berg wieder hinab zu kommen, dessen Abhang ohne Weg und Steg zu Fuß zurückgelegt werden mußte. Vier bis fünf Mal setzten sie sich nieder und erklärten nicht weiter kommen zu können. Endlich, es war fast 5 Uhr geworden, konnten die Pferde wieder bestiegen werden. Diese aber waren so erschöpft, daß an ein Zusammenbleiben nicht zu denken war. Die Prinzessin und ihre Freundin, die mit Capitain Tomasset die besten Pferde hatten, waren uns, von einem der Beamten des Fürsten geführt, bald weit voraus, ich blieb mit diesem zurück. Die Sonne sank hinter die Berge herab, es wurde dunkler und dunkler und der Mond, nach dem wir sehnsüchtig umschauten, ließ sich nicht blicken. Was war natürlicher, als daß wir nach zwei Stunden in dieser Wildniß keinen Weg mehr unter uns hatten und uns nur in der ungefähren Richtung nach dem Kloster zu so zu halten suchten, wie wir eben vorwärts kommen konnten. Ich ließ den Fürsten, der die Gegend einigermaßen zu kennen behauptet hatte, eine Pferdelänge voraus; aber mehr als einmal blieb sein Pferd stehen und wir waren genöthigt vor einem jähen Berghange umzukehren. Wir überließen uns gänzlich den Pferden, die mit ihrer klugen Sicherheit uns durch die immer dunkler werdende Nacht so sonderbare Pfade führten, daß ich mehr als einmal den Fürsten als eine schwarze Masse, nur durch die brennende Cigarre erkenntlich gemacht, dicht unter mir sah und daß ich, wenn ich rückwärts blickte, nicht ohne Schaudern die gewaltigen und steilen Höhen wie dunkle Riesen [illegible]nter mir erblickte, von denen wir soeben herabgeklommen waren. [illegible]eine schwerste Sorge war, daß ich in der Finsterniß, die uns [illegible]ngab, den Fürsten verlieren könnte; denn die Nacht in diesem [illegible]lden Gebirge mit Wölfen und Adlern zuzubringen, in dem auch [illegible]e Menschen nichts weniger als sicher sind und keine andere als [illegible]e rumänische Sprache sprechen, war ein Gedanke, der mir sehr

wenig sympathisch war. Indeß hielten wir durch Zurufen zusammen. Aber als das Dunkel immer undurchdringlicher zu werden begann, fühlte ich nicht ohne Besorgniß, daß das Pferd, dessen Zügel ich ruhig über dem Halse hatte ruhen lassen, einen Augenblick stutzte, dann sich mit seinem Hintertheile auf den Boden gleiten ließ und mit den Vorderfüßen vorsichtig vor sich her fühlend, langsam den steilen Hang, auf dem wir uns befanden, herab arbeitete.

Wie lange dieses eigenthümliche und kluge Manöver dauerte, vermag ich nicht anzugeben; mir wurde die vielleicht kurze Zeit zu Stunden.

Endlich fühlte ich das kluge Thier sich wieder erheben; ich athmete auf. Vor mir hielt der Fürst, gleichfalls Athem schöpfend, hinter uns hob sich die dunkle Gebirgsmasse, durch welche die Pferde, welche unter uns zitternd nach Athem rangen, sich und uns herunter gesucht hatten, riesenhaft empor. Es währte eine ganze Zeit bis wir uns wieder langsam in Bewegung setzen konnten.

Da plötzlich brach ein silberheller Strahl durch die Berge zu uns herab; der Mond stieg klar und hell herauf und goß Tageshelle in die dunkle gefährliche Gegend, in der wir uns bewegten.

Schon einmal hat das unerwartete Erscheinen der Mondeshelle auf mich einen ähnlichen belebenden Eindruck hervorgebracht. Es war dies in jener stürmischen Nacht am 18. September 1848 zu Neuzelle, wo sein silbernes Licht mir das Leben gerettet hat. Das düstre Bild jenes mir unvergeßlichen Auftritts stand in diesem Augenblick klar vor mir und dasselbe Gefühl der Befreiung von einer großen Last kam wohlthätig über mich. Wir waren schon fast eine halbe Stunde lang von den Bergen weiter herunter gestiegen und sahen jetzt, daß wir uns noch hoch auf dem Gebirgsrücken befanden, der von hier in das Milkow-Thal abfällt. Es blieb kein anderes Mittel, als direct auf dies Thal zuzusteuern. Schluchten und Abgründe waren überall um uns herum. Je mehr wir bergab ritten, desto tiefer schien das Thal zu liegen und wie wir endlich, nach einer anstrengenden Stunde, mit gesunden Knochen dort herunter gekommen sind, begreife ich noch heute nicht. Prachtvoll war hier die helle Mondesbeleuchtung und das Flimmern des rauschenden Gebirgsflusses, den wir fast alle hundert Schritt zu durchreiten hatten, im Gegensatz zu dem dunklen Schatten d[er] Berge. Wir setzten uns nun, da der Boden eben war, in [...]

ırfes Tempo und kamen endlich, nachdem der Fürst wiederholt
sichert hatte, daß wir ganz nahe bei seiner Besitzung seien, gegen
Uhr dort an, noch mehr hungrig als müde. Aber ach! Es
hier nichts als türkischen Café! Die Wagen waren bereits
jespannt und erst gegen 12 Uhr saßen wir an der wohlbestellten
fel zu Fokschani.





VI.

Die Schlangeninsel.

Der liebenswürdige Commandant des an den Donaumündun
stationirten Sardinischen Kriegsschiffes, Capitain Isola h
uns eingeladen, ihn auf einer Fahrt nach der Schlangeninsel, di
merkwürdigen Felseneiland im schwarzen Meere zu begleiten, we
erst noch vor kurzer Zeit von den Russen besetzt, bei den G
mächten ein so lebhaftes Interesse erregt hatte, und das je
einer Nachtragsbestimmung zu dem Pariser Frieden von 1856,
zu den Donaumündungen gehörig, der Türkei überwiesen worden

Daß diese Insel, mit ihrem 14 Seemeilen weit leucht
Feuer, für die Schifffahrt aus dem Bosporus nach der D
und nach Odessa eine kaum zu entbehrende Nothwendigkeit ist,
keinem Zweifel unterliegen. Denn da die Schiffe, welche bei de
schaffenheit der Küsten des Donau-Delta und bei den so oft ganz pl
ohne jeden Vorboten eintretenden Nordoststürmen sich den
dungen der Donau nur mit Vorsicht nähern dürfen, jed
so lange als möglich das hohe Meer halten müssen, so neh
ihren Cours durchgängig nach der Schlangeninsel, unter
hohen Felsenufern sie, im Falle eintretenden Gegenwindes od
Sturm, Schutz und vortrefflichen Ankergrund finden und v
aus sie bei günstigem Wetter in wenigen Stunden direct
Sulina-Mündung einlaufen oder nach Odessa weiter gehen

Dieser unleugbare Vorzug ist es, welcher die Schiffer,

onau-Mündungen aufsuchen, so sehr gegen die Oeffnung des St. eorgskanals eingenommen hat, bei welcher die Bedeutung und die rtheile der Schlangeninsel so gut wie ganz verloren sein würden.

Wir nahmen die Einladung des Commandanten Isola mit nk an. Um 5 Uhr setzte sich der Authion, nachdem er sich zur hteren Ueberschreitung der Barre von Sulina eines Theils es Ballasts entledigt hatte, in Bewegung. Ein frischer Süd-wind bei klarem heitern Himmel bewegte das Meer, dessen flache ten bald hinter dem Horizont verschwanden. Auch der Leucht-rm von Sulina sank herab in die grünen Wogen und wir befanden s auf dem großen Element, dessen unabsehbare Weite dem nschlichen Geist stets von Neuem in so phantastischer Größe egentritt. Nach einigen Stunden heiterster Fahrt tauchte wie kleiner Punkt die Spitze des Leuchtthurms an dem östlichen rizont empor und gegen 11 Uhr warf das Schiff, nachdem es ganze Insel umkreist, etwa auf Kanonenschußweite nördlich elben, seine Anker.

Durch die wogende, an dieser Stelle fast schwarz erscheinende th wurden wir in den Schaluppen des Kriegsdampfers an die gen Ufer geführt, nicht ohne große Schwierigkeit uns durch über die großen, im Wasser liegenden und unter demselben ndlichen Felsenblöcke durchwindend.

Die Schlangeninsel ist ein großer Fels, der in fast viereckiger m mit einer nach Nordost hervorspringenden langen Felsen-ge, etwa 80 Fuß hoch aus dem Meere hervorschießt und von t aus in sanfter Wölbung sich zu einer hügeligen Spitze erhebt, en höchste Höhe über dem Meeresspiegel etwa 140 Fuß be-gen mag. Auf dieser steht der etwa 60 Fuß hohe Leuchtthurm, t einem Wachtgebäude, das von 12 türkischen Marinesoldaten ohnt wird, welche von Zeit zu Zeit abgelöst, das Leuchtfeuer erhalten.

Von der ganzen Welt durch das Meer abgeschieden, bringt 14 Tage einer der kleinen türkischen Aviso-Dampfer von Sulina s diesem einsiedlerisch lebenden Commando die nöthigen Pro-ionen.

Der Boden auf dem Plateau der Insel ist Felsengrund, mit er dünnen Erdschicht und ziemlich dichtem Graswuchs bedeckt, in seiner Vegetation viel wildwachsende Gerste zeigt. Irgend

eine Cultur desselben ist selbst in unmittelbarer Nähe des Leucht-thurmes und Wachtgebäudes nicht bemerkbar.

Zahlreiche Seevögel umschwärmten die nackten Felsenwände und entwickelten sich fast wolkenartig über unsern Häuptern, als wir uns auf der nordöstlichen Spitze des Inselvorsprungs befanden, wo einzelne ruinenhafte Reste ehemaliger Gebäude, angeblich einem alten griechischen Tempel angehörig, darauf hindeuten, daß in grauer Vorzeit der Versuch gemacht worden ist, die Einsamkeit des Elements durch die menschliche Gesellschaft zu stören. Hier könnte man sich den Dianentempel Iphigeniens denken, wenn die kleine Insel Raum genug für den König Thoas und seine Skythen geboten hätte.*)

Der Umgang durch die Insel in ihrer ganzen Ausdehnung erfordert kaum eine Stunde Zeit. Der Gesammteindruck ist der der tiefsten und einsamsten Abgeschlossenheit. Unter sich die kleine Spanne felsigen Bodens, begegnet das Auge nach allen Seiten hin nur dem unbegrenzten Element, das wie ein weiter Gürtel rings umher den Kreis des Horizonts abschließt. Hier könnte ein Einsiedler, wenn er sich über die Nähe der türkischen Soldaten fortzusetzen vermöchte, und wenn ihn mitleidige Schiffer in der Zeit, wo die Cisternen nicht mehr mit Regenwasser gefüllt sind, ab und zu mit Trinkwasser versehen wollten, in vollster Abgeschiedenheit leben. Der Boden würde ihm eine dürftige Nahrung nicht vorenthalten, die zahllosen Vogelnester im Grase würden ihm Eier liefern, das Meer seine Fische, und er selbst würde seinen Geist von Allem abgekehrt, was an die Unruhe und das sinnliche Treiben menschlichen Lebens erinnert, nur der Betrachtung der höchsten Ideen zuwenden können, die ihm in der unmittelbaren Anschauung des weiten unendlich erscheinenden Elements so nahe gerückt werden.

Welches wunderbare Spiel der Natur, das hier mitten im Meere, von allen Gebirgsformationen entfernt, diesen Felsenkegel emporwachsen ließ, während das Land an den nächsten Ufern bis weit hinauf über das Donau-Delta fort, aus dem weichen schlammigen Boden des Anschwemmungs-Materials besteht! Es ist das eines der großen Räthsel, denen wir täglich begegnen, ohne ihre

---

*) Gregorovius in seinem: Kaiser Hadrian, S. 125—126 läßt mit dem Geographischen Bericht Arrians an den Kaiser erkennen, daß hier ein Tempel, dem Achilles geweiht, gestanden habe.

ösung finden zu können. Ob dieser Fels eine vereinzelte Gruppe
ldet, ob bis zu ihm unter und auf dem Meeresgrunde ein Zu-
mmenhang mit den fernen Ausläufern des kleinen Balkan (der
eben Hügel) oder der Isaktscha gegenüber am linken Donau-Ufer be-
ndlichen kleinen Felspartien anzunehmen wäre, würde im Grunde
ne müssige Erörterung sein.

In jedem Falle hatten die Russen recht, diesen Punkt besetzt
u halten, so lange sie selbst die Donaumündungen beherrschten.
ngland hatte recht, dessen Räumung zu verlangen, nachdem der
Pariser Friede die Grenzen Rußlands von der Donau abseit ge-
ückt hatte, und die europäische Donau-Commission hatte recht zu
erlangen, daß die Aufsicht auf die Erhaltung und Bedienung
es, für die Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere so unendlich
wichtigen Leuchtthurms ihrer Mitwirkung nicht entzogen werde.

Ob die Schlangeninsel ihren Namen mit Recht oder Unrecht
ährt, kommt hierbei wenig in Betracht. Daß es auf ihr an
Schlangen in der That nicht fehlt, das erkannten wir aus den
bgelegten Schlangenhäuten, die wir massenhaft im Grase fanden
nd von denen ich mir einige sehr schöne und ganz vollständige
Exemplare mitgenommen habe.

Nach einigen Stunden des Hin- und Herwanderns kehrten
wir auf unser Schiff zurück, wo uns ein ebenso elegantes, als will-
ommenes Frühstück erwartete, während dessen die Fluth anfing sich
mit weißem Schaum zu bedecken und der Wind von Nordost her
lies. Mit aufgesetzten Segeln flogen wir, nachdem um 4 Uhr die
nker gehoben waren, pfeilschnell durch die brausende Fluth dahin.
ls wir wieder den festen Boden von Sulina unter uns fühlten,
gann der Wind heftiger zu wirken. Die Wogen donnerten bran-
end über die Barre fort und die blaue Fahne auf dem Leucht-
hurm verkündete weithin, daß die Communication zwischen dem
ontus Euxinus und dem Lande fürerst ihr Ende erreicht habe.



...marck, Wagner und Rodbertus.



Bismarck, Wagner und Rodbertus.

Ein unter obigem Titel erschienenes Buch*) hatte meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Mir schien die Zusammen-ellung der vorstehend genannten Namen bizarr und insbesondere ar meine Neugierde erregt durch die Parallele zwischen dem eutschen Reichskanzler und Richard Wagner, also zwischen zwei Männern, die an sich, so viel mir bewußt war, keinerlei Vergleich-ngspunkte bieten.

Denn der deutsche Patriotismus, der sich hier und da in Vagners Schriften hervordrängt, schien mir für irgend eine olitische Excursion nicht auszureichen.

In jedem Falle könnte der weniger Eingeweihte glauben, daß ier die Namen dreier großer Männer von welthistorischer Bedeu-ung und von mindestens annähernd gleichem Range nebeneinander estellt worden seien, welche gleichartige Ziele verfolgend dem deutschen Volke gemeinsam die Bahnen künstlerisch nationaler Größe eröffnet, m auf dem Pfade des Ruhmes vorangeschritten, das deutsche aiserreich zu seiner jetzigen Höhe erhoben hätten.

Nichts von dem allen ist der Fall.

Der erste dieser Namen würde sicher einer derartigen Voraus-zung entsprechen, nicht bloß in Deutschland, dem Lande der Thätig-t, der Erfolge wie der Größe des Fürsten Bismarck, sondern ch weil er weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, überall r, wo der deutsche Kaiser die Kraft seines Willens und die Weis-it und Geltung seiner Rathschläge erproben kann, seinen vollen ang nirgends verleugnet.

---

*) Von Max Wirth. Leipzig, Verlag von Mutze 1883.

Aber schon bei dem zweiten Namen, wie bekannt und be
er in Deutschland sein mag, beginnt der Zweifel.

War R. Wagner ein Mann von weltbeherrschender
wie es Fürst Bismarck ist?

War sein Name die Formel für einen großen Umschwu
Dinge über das Vorhandene hinaus? oder wenn dies de
sein sollte, sind Freund und Gegner einig darin, daß er
Richtung seines Schaffens zweifellos dauernde Erfolge er
habe, Erfolge, die seiner Zeit oder seiner Kunst das Gepräg
neuen Aera aufgedrückt hätten?

Ich glaube, daß man die erste und zweite Frage einst
verneinen, die dritte mit Vorbehalt, und nur von seiten der
ehrer Wagners vielleicht bestimmter mit Ja beantworten wi

Immerhin ist es bedenklich, einem Staatsmanne von
historischer Bedeutung einen Tonsetzer, wenn auch von hohem
an die Seite stellen zu wollen, selbst wenn man bei diesen
politische Mission vorauszusetzen hätte.

Was soll man aber dazu sagen, wenn der dritte im
ein Mann ist, von dem sogleich von vorn herein zugest
werden muß:

„Daß sein Werk und sein Name in gleicher
unbekannt seien."

Gewiß dürfte es ein gewisses Interesse bieten, die drei Mä
die dem besprochenen Buche den Titel gegeben haben, gegen e
der abzuwägen und die Berechtigung zu ihrer Nebeneina
und Gleichstellung zu prüfen. Man hat derartige Nebeneina
stellungen ja schon früher in so manchen Fällen für erwi
erachtet.

Händel und Shakespeare, Seb. Bach und Hä
Michel Angelo und Beethoven, Mozart und Rafael
haben bereits mit mehr oder weniger Glück ihre Annäher
und Entfernungsmomente in Vergleich stellen lassen müssen, w
sollte nicht auch Bismarck und R. Wagner nebeneinander ge
werden können oder der letztere mit dem dem größeren Pub
als Staatsmann völlig unbekannten Rodbertus?

Ob derartige Parallelen überhaupt einen wissenschaftlichen
künstlerischen Werth haben können, ist dann wieder eine a
Frage, die zu erhöhten Zweifeln Veranlassung giebt.

Die Gervinus'sche Schrift über Händel und Shakespeare, bschon von einem namhaften Gelehrten herrührend und mit großem lufwande von Wissen und philosophirender Sicherheit ausgestattet, at ein bemerkbares Fiasko gemacht; Händel ist dadurch nicht leiner, Shakespeare nicht größer, die Kunstgeschichte oder die Bissenschaft aber ist durch sie weder ärmer noch reicher geworden.

Daß hierin eine Aufmunterung zu der vorliegenden Schrift elegen haben könne, darf wohl mit Recht bezweifelt werden.

Diese letztere enthält von eigentlicher Politik sehr wenig, vom Staatssocialismus sehr viel und ungemein vieles über das Musik-rama, „das Kunstwerk der Zukunft" nach der technischen Bezeichnung des „Meisters".

Daß von der eigentlichen Politik des Fürsten Bismarck er Hauptsache nach Umgang genommen worden ist, würde in einer Parteischrift, denn als solche möchte ich das Buch in seinem Zu-ammenhange und in seinen Tendenzen betrachten, gleichgiltig sein.

Interessant aber ist es, wie der Name dieses großen Mannes em Staatssocialismus dienstbar gemacht werden soll; freilich in nderer Weise, als der Fürst selbst sich für diesen interessiren dürfte.

Man erwartet von ihm neben anderen Eigenschaften:

„Die Sehergabe für die Möglichkeit einer fernen Zukunft."

Er soll schon jetzt Maßregeln ergreifen, die ihre volle Be-eutung und ihre reifen Früchte vielleicht erst nach Jahrhunderten ffenbaren.

Ist Fürst Bismarck ein solcher Staatsmann?

Ich fürchte, daß er es in diesem Sinne nicht ist. Ihm wird ls Muster eines solchen Julius Cäsar hingestellt, der die Zukunft Roms mit klarem Seherblick erfaßt und gesichert habe. Er wäre s gewesen, der das römische Reich mit einem System offensiver Vertheidigung durchflochten habe, zur Rettung der antiken Kultur egen die umgebende Barbaren-Willkür, der die Verwaltung der Provinzen neu organisirte, diese letzteren zu dankbaren Untergebenen es römischen Staates gemacht habe. Die Summe der in der Regierung und der Verwaltung des Römischen Reiches durch ihn erbeigeführten Veränderungen faßt Wirth unter dem Namen des Cäsarismus zusammen.

Aber — haben denn die weisen und großen Gedanken Julius Cäsars Bestand gehabt?

Fürst Bismarck dagegen ist Minister; wie groß er als
lcher dasteht, in ihm und in seiner Stellung ist jene Souverä-
ität nicht enthalten, die factisch in dem Wesen und Wirken Cäsars
elegen hat. Er ist doppelt gebunden, gebunden an den Kaiser,
essen erster Diener er ist, gebunden an die Verfassung und die
arlamentarischen Gewalten in Preußen wie im Deutschen Reich. Wo
t da Raum für den Cäsarismus? Selbst wenn man annehmen
ollte, daß Fürst Bismarck im innersten diesem zustrebe, die
Bege für ihn ebnen wollte, was ihm gewiß sehr fern liegt, würde
r ein unübersteigbares Hinderniß in dem Deutschen, vor allem in
em Preußischen Volke finden, dem jede Anlage dazu fehlt, sich in
Berhältnisse führen zu lassen, die außerhalb monarchisch geregelter
Zustände liegen.

Sollte Uebrigens ein Mann im Alter von nahezu 70 Jahren,
ie Fürst Bismarck, ganz abgesehen von seiner zweifellos loyalen
Besinnung geneigt sein, dem Cäsarismus, selbst in der zweiten Rolle
es Ministers zuzustreben? Sollte dieser große Staatsmann in
ch Lust verspüren, der Träger des Cäsarismus in dem von M.
Birth bezeichneten Sinne zu sein? Diese Macht soll nämlich
icht er, sondern

das deutsche Königsthum

erden.

Betrachten wir diese Seite der Sache.

Ob die jetzigen Verfassungszustände des Deutschen Reiches und
ı Preußen (letzteres hat noch nicht aufgehört, ein selbstständiger und
arker Faktor in dem Organismus des Reichs zu sein), auf Jahr-
underte hin stark genug sein werden, sich und ihre jetzigen Interessen
ı tragen, wer wollte dies mit Sicherheit voraussehen? Der
Parlamentarismus in seiner jetzigen Form und Gestalt ist nicht
rei von Anfechtungen geblieben, die, wie auch die Parteien in sich
arüber aburtheilen mögen, manches Berechtigte in sich schließen.
Ein Reinigungsprozeß, komme er früher oder später, möge er sich
er konservativen oder der liberalen Strömung zuwenden, ist
nvermeidlich. Aber gegen die Verfassungen als solche wird er
icht im Ernste anstürmen. Diese scheinen für eine lange Reihe
on Jahren als rocher de bronce der brandenden Fluth, die an
e heranwogen könnte, ihren festen Damm entgegenstellen zu sollen,
enn auch nicht grade für die Ewigkeit.

Wer aber wäre vermessen genug zu fordern, daß ein neuer Cäsar schon jetzt berechnen sollte, welche politischen und socialen, welche wirthschaftlichen Combinationen vorhanden sein müßten, wenn vielleicht nach 100 Jahren oder darüber hinaus die Geschichte zu einer Revision der Verfassung des deutschen Reichs und der Einzelstaaten schreiten wollte?

Man wird mir vielleicht nicht mit Unrecht einwenden können, daß hundert Jahre einen schon zu weit gegriffenen Zeitpunkt darstellen.

Mag dem so sein; mögen die Verhältnisse und Complicationen unserer Zeit noch flüssiger, wenn man will, noch revolutionärer sein, als ich sie mir vorstelle; dies ändert an meiner Berechnung eben nur soviel, daß der demnächst zu erwartende Zustand um so weniger im Voraus zu berechnen ist.

Aber auch Julius Cäsar hat mit nichten im voraus für Hunderte von Jahren des Römischen Reichs seine Kreise ziehen wollen. Als practischer Politiker hat er, wenn man von seinen Gelüsten für den Thron der damaligen Welt und deren Krone absehen will, seine Berechnungen auf die Bedürfnisse seiner Zeit und seiner Macht gestützt, die klar vor ihm lagen. Kaum ist je ein Sterblicher so mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, kaum ist je soviel souveräne und höchste Macht in die Hände eines einzelnen Menschen gelegt worden, als dies bei ihm, zumal nach der Vernichtung der Nachfolger des Pompejus in Spanien, der Fall war.

Er beherrschte Rom und den Erdball unbedingt.

Er führte diese Herrschaft mit großer Mäßigung, aber auch mit Festigkeit und Kraft und hat es auch versucht, ihr Dauerhaftigkeit zu geben. Seine Ziele hat er als ein weiser Staatsmann und großer Politiker verfolgt. Daß er daran zu Grunde ging, war in diesen begründet.

Von diesem Cäsarismus aber führt keine Brücke zu dem größesten Staatsmann der Jetztzeit über. Die Aufgaben, die die alte vorchristliche Zeit stellen mußte, weichen von denjenigen zu weit ab, die den Augenblick erfüllen.

Dieser Beurtheilung tritt ein Moment von gewaltiger Bedeutung hinzu.

Dies ist, im Gegensatz zu dem Begriff des Cäsarismus, wie

wir diesen aufzufassen haben, die dynastische Stellung der Hohenzollern zu Deutschland und Preußen und zu den dem Reiche vorbehaltenen Aufgaben.

Man unterschätze diesen Punkt in der Beurtheilung der Berechnungen nicht, welche von der Gegenwart in die Zukunft überleiten sollen.

Wenn man in einem kleinem deutschen Lande vor etwa 40 Jahren von Friedrich Wilhelm IV. als dem „Parvenu von Hohenzollern“ sprechen durfte, welchen Sinn konnte eine so wunderliche Auffassung haben, als den der Ueberschätzung des Werths eines mehr als tausendjährigen Stammbaumes.

Es war die indirecte Anerkennung der Thatsache, daß das Geschlecht der Hohenzollern, in urwüchsiger eigner Kraft, in der Reife großer Anschauungen und in kluger Berechnung seiner geschichtlichen Mission jene Höhen gewonnen hatte, von denen aus die Geschichte sich regelt und zu denen nur das Verdienst, nicht die bloße Ahnenprobe hinaufzuführen vermag.

Ich glaube prognosticiren zu können, daß die dynastische Richtung, welche das Fürstenhaus der Hohenzollern dem Deutschen Reiche und Preußen gegeben hat, einer bestimmten und fest ausgeprägten Grenzlinie entgegenführt, an der sich die Popularität der monarchischen Gesinnungen des deutschen Volkes fest bewähren wird. An ihr wird die in dem Grundgedanken der Verfassungen ausgeprägte Gemeinschaft des Regierens zwischen Fürst und Volk jenen normalen Charakter annehmen, der den revolutionären Stürmen die Spitzen abbrechen, den speculativen Bestrebungen ihre richtige Bahn anweisen, den Frieden, so weit möglich, sichern, das Christenthum in seiner reinen Größe und Erhabenheit dem Volke bewahren, vielleicht auch den jetzt so vielfach ihr Haupt erhebenden Nattern der Zwietracht den Kopf zertreten wird, nicht bis an das Ende aller Zeiten, wohl aber für eine lange Zeitfolge hinaus, über welche sich schon jetzt den Kopf unserer Nachfolger zu zerbrechen, kaum gerathen sein möchte.

Daß hier der Cäsarismus seine Stelle werde finden können, möchte ich bezweifeln.

Unsere Aufmerksamkeit wird dann dem Ausgange des Bismarck'schen Werkes zugewendet. Man stellt dabei zwei Fragen in den Vordergrund:

1. „Reichen die Kräfte des deutschen Volkes, materielle wie

gegen bringt. Der neue Cäsar ist ein Canal-Baumeister, der mit seinem Hauptmaterial, dem Wasser, nicht zu rechnen weiß!

Kann man einem großen Staatsmann ein zweifelloseres Armuthszeugnis ausstellen, als hier geschehen?

Wir vernehmen weiter:

„Das erste, was Noth thut, ist eine neue Wirthschaftslehre",

„hiezu muß zweitens noch kommen die Erwirkung eines starken geschichtlichen Bewußtseins,"

worunter die Kenntnis der Geschichte der Zukunft zu verstehen ist.

Nur unter der Bedingung der Erfüllung dieser beiden Voraussetzungen

„würde Bismarck in der deutschen Geschichte eine ähnliche Stellung einnehmen, wie Cäsar in der römischen."

Es darf mit einiger Verwunderung erfüllen, wenn man sieht, daß der Fürst Bismarck des Herrn M. Wirth vielleicht der Schöpfer und Leiter der neuen europäischen Politik, aber doch nur ein Mann sein soll, dessen Anerkennung erst von der Lösung theoretischer Probleme abhängig gemacht wird. Die Thatsachen, die ihn und das Deutsche Reich auf ihre jetzige Höhe erhoben haben, genügen hierfür dem nach neuer Wirthschaftslehre suchenden Theile der Zeitgenossen nicht.

Julius Cäsar, als er seine Legionen über den Rubikon geführt hatte, kämpfte für sich und seine Zukunft. Nach Pompejus Sturz war es seine Macht, sein Einfluß, die Geltung seines Willens, durch die er der neuen Ordnung in Rom und in den Provinzen die Grundlagen der Zukunft schaffen wollte. Als er, von Spanien zurückkehrend, mit göttlichen Ehren gefeiert wurde, war es bis zu seinem Tode seine Person, in der sich Rom und die Welt verkörperten.

Fürst Bismarck hat das Deutsche Reich nicht vorgefunden, wie Julius Cäsar das Römische. Es existirte gar nicht. Er hat es unter einem großen und edlen Fürsten wieder aufrichten helfen; er hat dasselbe durch seine Politik befestigt und an seinen Ausbau, im Dienste des Kaisers wie des Landes und Volkes seine besten Kräfte gesetzt. Kaiser und Reich stehen mit ihm im Mittelpunkte der neuen Schöpfung. Die ungeheuren Schwierigkeiten, die dieser entgegengestanden hatten, kennt jeder, der die Zeiten des alten

Bundestages und der deutschen Kleinstaaterei, des Preußenhasses und der politischen Misère Deutschlands bis zur Schlacht von Königgrätz nur einigermaßen gekannt hat. Alles dies bildet eine unermeßliche Reihe von Verdiensten des Fürsten, die um so größer sind und um so höher angerechnet werden müssen, als sie nicht wie dies bei Julius Cäsar der Fall war, dem eignen Ich, der eignen Größe, sondern dem Vaterlande geleistet wurden. Ehre hierfür Ihm.

Ueberall hier fehlen die Vergleichungspunkte für die Parallele M. Wirths. Insbesondere ist aber noch des Culturfortschritts zu gedenken, den wir dem großen Kriege 1870/71 verdanken.

An der Spitze der Civilisation marschirt nicht mehr „die große Nation“. In allen civilisirten Ländern von europäischer Bedeutung ist die Ueberzeugung voller Gleichberechtigung erwacht, der Gleichberechtigung mit einander und auch mit Frankreich, soweit dieses schöne Land sich nicht durch Roheit und Herrschsucht selbst davon ausschließt.

Die großen Völker haben sich soeben unter Fürst Bismarcks Führung zu einer Liga des Friedens vereinigt, zur Abwehr kulturwidriger Zerstörungs-Kriege. Von allem dem wußte die römische Geschichte nichts und sie konnte hiervon nichts wissen.

Somit erscheint mir der Versuch, dem deutschen Reichskanzler in Julius Cäsar ein nachahmungswerthes Vorbild zu geben, kein glücklicher.

Wenn ich hieran anschließend, zu der Parallele mit

Rodbertus

übergehe, so geschieht dies, weil ich kaum glauben möchte, daß dieser sonst wenig bekannte Mann irgend welche Vergleichungspunkte mit dem Fürsten Bismarck darbietet.

„So gänzlich unbekannt und unbeachtet ist gegenwärtig noch Rodbertus Name und Persönlichkeit, daß nicht einmal die Conversations-Lexica in der üblichen Weise sich seiner annehmen.“*)

Es wird behauptet, seine Wirthschaftslehre werde den Uebergang zu den neuen Staatsformen bilden.

„Wir werden blos die überlebte Staatsform abstreifen; aber

*) l. c. 179.

die germanische Nationalität um so erfrischter in die neue mit hinübernehmen."

Wir werden auf den Ausgang des römisch-griechischen Staaten-Systems hingewiesen. Es wird uns als das Wesen des wirthschaftlichen Individualismus jener Zeit der Freihandel bezeichnet, etwa nicht die Abwesenheit von Grenz-Zollschranken, sondern „die Abwesenheit aller gesetzlichen Verbände gleichartigen gewerblichen Lebens, die Freiheit des Individuums bis an die Grenzen der gewöhnlichen Kriminal-Gesetzgebung."

Es würde also in jener Zeit die sogenannte Manchester-Theorie in ihrer höchsten Potenz geherrscht haben, wie sie selbst vor 20 Jahren bei uns kaum hätte gedacht werden können. Rodbertus leitet aus diesem System mit seinem immer unerträglicher werdenden Steuerdruck die innere Nothwendigkeit für die Auflösung der römisch-griechischen Welt her.

Diese Auflösung wirthschaftlicher und gesellschaftlicher Grundlagen soll für uns eine Quelle der Belehrung werden.

In der Voreingenommenheit so vieler Personen gegen den Gedanken an sociale Auflösung ist „der vollständige Mangel an wahrer geschichtlicher Bildung," in der Furcht vor der Auflösung selbst „die gröbste Unkenntniß der wirthschaftlichen Grundsätze derer, welche zugleich eifrige Anhänger des Freihandels sind, zu finden."

Vor allem wird verlangt, „daß wir die Ziele kennen, auf welche die geschichtliche Entwickelung hindrängt und daß wir in den Besitz derjenigen Wirthschafts-Wissenschaft gelangen, welche uns die Mittel gewährt, um aus eigener freier Entschließung unsere socialen Grundlagen im Sinne der Entwicklung umzubilden."

Die Grundlage für die weiteren Theorien der neuen Wirthschaftslehren gipfelt in den Sätzen:

„die Steigerung des Einkommens der arbeitenden Klassen mit der Steigerung der Productivität der Arbeit ist das erste und letzte Erforderniß einer gesunden Wirthschaftsreform,"

knapper ausgedrückt ist dieselbe Forderung wie folgt:

„Steigerung des Lohns mit dem steigenden Ertrage der Arbeit."

Hierdurch wird die sociale Auflösung der jetzigen Gesellschaft in die Gesellschaft der Zukunft vermittelt werden können.

Es kommt darauf an, diesen Auflösungs-Prozeß so zu gestalten,

daß die bevorstehende soziale Revolution uns nur die überlebte Staatsform abstreife, die germanische Nationalität aber belasse.

Rodbertus schlägt zu diesem Behufe vor:

„den nationalen Productions-Apparat wieder in Verbindung zu setzen mit den Haushaltungen des Volks und deren thatsächlichen Bedürfnissen."

Zunächst muß um dies zu erreichen, der nationale Bedarf für jede Art der Production und deren Umfang angemessen bestimmt werden und zwar so, wie er durch die Kaufkraft des einzelnen bedingt wird.

Rodbertus will „das Eigenthum an den Productionsmitteln und die Arbeit der anderen an diesen Mitteln, ebenso den Unterschied in Menge und Art der bezogenen Güter" erhalten wissen; aber aufhören soll das freie Spiel von Angebot und Nachfrage, welches nicht mehr den Preis der Waare bestimmen wird.

Das Wirthschaftssystem würde auch nicht darüber mehr entscheiden „ob und in welchem Maße der Unternehmer Absatz, ob und zu welchem Lohne der Arbeiter Beschäftigung finden soll?"

Die gegenwärtige Kaufkraft sämmtlicher Angehörigen des Staats, sowie die Menge der Waaren, über welche jeder mit ihr zu gebieten vermag, soll durch statistische Aufnahme festgestellt werden.

„Zugleich werde der nationale Productions-Apparat (National-Werkstätten?) zur Herstellung dieser, und nur dieser Gegenstände in Bewegung gesetzt."

Man sieht, wir sind vor eine Reihe von Räthseln und Fragen gestellt, deren Lösung nicht ohne die größesten Schwierigkeiten und umfangreichsten Vorermittelungen ermöglicht werden kann, und die an Unverständlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen!

Schon die für nöthig erachtete Statistik der Kaufkraft der Nation verlangt ein Material, das, in sich fortwährend schwankend und wechselnd, abgesehen von den unaufhörlich nothwendig werdenden Vervollständigungen, die Arbeit vieler Jahre in Anspruch nehmen muß.

Nun aber sollen nicht allein die Preise der erarbeiteten Güter, sondern auch der Antheil des einzelnen an denselben bestimmt werden.

Da ergiebt sich zunächst die Schwierigkeit, das Werthmaß und die Art der Anwendung desselben festzustellen,

„da das Geld für diese Zwecke nicht verwendbar ist."

„Dieses neue Werthmaß ist die Arbeit," bei der man von einer Normal-Qualität ausgehen muß, die der Normal-Arbeiter in den normalen Werkarbeitstagen zu leisten hat.

„Die Quantität Werk von normaler Güte, die ein normaler Arbeiter innerhalb dieser Zeit herstellen kann, ist das Normal-Werk."

„Die Arbeit dient zunächst zur Bestimmung der Preise der Güter."

Sie dient ferner: „zur Bestimmung der von den Arbeitern geleisteten Arbeitsmengen"

endlich:

„zur Bestimmung des Antheils, den die Arbeiter an ihrem Producte erhalten sollen."

Auf Grund dieser Unterlagen sind folgende practische Maßregeln durchzuführen:

1. Festsetzung des Normalwerk-Arbeitstages in den einzelnen Gewerken,
2. Bestimmung des Bruchtheils, welchen der Lohn von der von den Arbeitern gelieferten Arbeit ausmachen soll,
3. die Einführung eines neuen, auf Werkstunden und deren Bruchtheile lautenden Papiergeldes."

Nachdem an Rodbertus Ausspruch: Arbeiter und Beamte sollen nicht sparen, erinnert worden ist („denn was der Arbeiter spart, kauft er dem Besitzer nicht ab, der doch seinerseits auf den Absatz gerechnet hatte"), wird festgestellt, daß die Arbeit der durch abgeleitetes Einkommen versorgten Personen, „der Zuspruch des Geistlichen, der Rath des Arztes, der Unterricht des Lehrers, die Anregung, die ein Schauspieler gewährt, die Geschicklichkeit eines die auswärtige Politik leitenden Ministers, die Anordnung eines Wirthschaftsbeamten, im Sinne der vorhergehenden Wirthschaftslehre nicht productiv sind, daher der freien Schätzung unterliegen."

Man sieht, dieses System macht einen scharfen Unterschied zwischen der körperlich-technischen und der geistig-organisatorischen und bildenden Arbeit.

Denn „alles in der Gesellschaft bezogene Einkommen rührt von den Arbeitern her und stellt sich als ein diesen gemachter Abzug von der von ihnen geleisteten Arbeit dar.“

„Das größeste Interesse an der Neuordnung der wirthschaftlichen Verhältnisse hat aber der Staat, der sich selbst von vornherein einen bestimmten Bruchtheil des gesammten nationalen Products vorbehalten könnte, z. B. $^1/_{10}$ desselben, während die Arbeiter $^3/_{10}$ die Besitzer $^6/_{10}$ erhalten würden.“

In der weiteren Ausbildung des Systems und in Verbindung mit den zur Regelung der Production getroffenen Vorkehrungen würde zugleich das Mittel gegeben sein,

> „den gesammten gesellschaftlichen Organismus in eine größere Abhängigkeit von seinem Central-Organ, dem Staat im engeren Sinne, zu bringen.“

Man erkennt leicht, daß der Staat als solcher nicht mehr die souveräne Macht besitzen, sondern das Organ, die Exekutive der Arbeiter-Gesellschaft werden soll.

> „Unsere heutige Volkswirthschaft würde sich zur Staatswirthschaft entwickeln.“

Am Schlusse der vorstehend skizzirten Ausführungen eröffnet sich der Blick auf die

„Eine organisirte menschliche Gesellschaft,
in welcher die Produktionsmittel nicht mehr einzelnen Staaten, sondern der gesammten Menschheit in Gemeinschaft gehören.“

Die Auflösung unserer veralteten Staatsform unter Rettung des germanischen Elements ist hier also bereits abgestreift; von der Höhe der neuen Wirthschaftslehre aus erblicken wir das gelobte Land der Goldenen Internationale!

Freilich auch hier stellen sich der Erfüllung dieser weitgreifenden Ziele noch Bedenken socialer Natur entgegen. Denn:

> „es übt heute noch das Grund- und Kapital-Eigenthum eine erziehende Gewalt in der Gesellschaft aus, die nicht zu entbehren ist, eine Art von häuslicher Gewalt.“

Der Staatsbegriff in unserem modernen Sinne geht in dieser Lehre völlig unter, und es entwickelt sich aus ihr der Arbeiterstaat oder, wenn man will, die Arbeiter-Republik.

Mag dieser Gedanke von mancher Seite her mit [illegible] begrüßt, von anderer Seite her bekämpft werden; was ich in

ls die absehbare Zukunft erkenne, ist die absolute Verwirrung,
er Umsturz aller bestehenden Zustände, auch der zweifellos berechtigten,
er Kampf Aller gegen Alle; in Verbindung hiermit völlige Läh-
ung im Innern, die Wahrscheinlichkeit der Vernichtung nationaler
Freiheit und im allergünstigsten Falle internationale Verbrüderung,
lles wohlverstanden so lange, bis der Cäsarismus auf der Bild-
läche wieder erscheint; aber nicht der Cäsarismus in dem oben
ngedeuteten Sinne, sondern der des Absolutismus und der rücksichts-
osesten Tyrannei.

Daß Rodbertus derartige Perspectiven in Aussicht genommen
habe, möchte ich bezweifeln. Er war, wie ich glauben möchte, nicht
der Staatsmann, der auf Hunderte von Jahren im voraus die
Zukunft zu ergründen vermochte. Alles Vorhergesagte aber drängt
zu der Frage hin; „konnte man den Urheber eines so unfertigen,
lückenhaften und nach allen Seiten hin von Bedenken und Zweifeln
umgebenen, unter allen Umständen grundstürzenden Systems dem
Fürsten Bismarck als gleichberechtigt an die Seite stellen? einem
Manne, dessen Gesammtstellung zu Deutschland und Europa nicht
auf Projekten, nicht auf unerprobten Systemen, sondern auf That-
sachen positivster Art beruht, auf der Ordnung und Sicherung der
nationalen Freiheit, Größe und Macht des germanischen Volkes?“

Wäre diese Gleichstellung Fürst Bismarcks mit Rodbertus
eine berechtigte, wie tief würde der deutsche Reichskanzler als Staats-
mann und Politiker herabsteigen müssen, um sich in dem nebelhaften,
verschwommenen, ungewissen Hin- und Herwogen demokratischer
Ideen an der Seite des ihm zugedachten Gefährten wiederfinden
zu können.

Was den Dritten der oben genannten Männer

Richard Wagner

betrifft, so bekenne ich von vornherein, daß ich der sogenannten
Gegen-Gemeinde des „Meisters“ und Dichter-Komponisten
angehöre, nicht als Parteimann oder absoluter Gegner seiner Opern,
deren Eigenschaft als Lieblingsopern des deutschen Volks
ich freilich nicht anerkennen kann: wie könnten Tristan, die
Meistersinger und der Nibelungen Ring Lieblingsopern des
Volkes sein, etwa wie die Zauberflöte, der Freischütz, Czar
und Zimmermann und viele andere es in der That sind? aber
als absoluter Gegner seiner Theorien, seines die Zukunft der

deutschen Oper aus seinem eigenen Ich construirenden Wesens, so wie der hierauf basirten Kunst-Prinzipien. Ich habe das Nähere hierüber und die Begründung meiner Auffassungen in einem zur Zeit im Druck befindlichen Werke:

Die Reform der Oper durch Gluck und R. Wagner's Kunstwerk der Zukunft*)

niedergelegt und muß es mir versagen, das dort ausgeführte hier zu wiederholen.

Ich werde vielmehr nur die Frage im Auge behalten, ob und in wie weit eine Berechtigung vorhanden ist, R. Wagner den Fürsten Bismarck gleichberechtigt an die Seite zu stellen, den Wagner, der enthalten ist in den 9 Bänden gesammelter Schriften und Dichtungen, welche im Jahre 1873 zu Leipzig erschienen sind.

Alle Bestrebungen dieses Wagner laufen, wie der Wagnerianismus verkündet, bekanntlich auf „Herstellung eines eigenthümlich deutschen Kunststils“ hinaus.

Wir erfahren dabei, daß die Schöpfungen, die wir bisher unter dem Namen unserer ersten deutschen Tonsetzer bewundert haben, meistens alles andere, nur nicht deren Werke gewesen seien, weil sie zu schlecht ausgeführt worden sind.

Gewiß wird ein jeder, dem es mit der klassischen Musik nicht nur, sondern mit der Kunst überhaupt ernst ist, Wagner's Bestreben für die Werke unserer deutschen Tonmeister das volle Verständniß und den richtigen Vortrag herbeizuführen als ein nicht blos berechtigtes, sondern als ein hochzuschätzendes anerkennen; aber die alten Meister deutscher Tonkunst von Seb. Bach und Händel herab bis Mendelssohn, Schubert, dem geringschätzig behandelten Schumann und Marschner, waren schon lange vor ihm Gesammt-Eigenthum der Nation, sie brauchten nicht neu entdeckt, nicht neu erfunden zu werden und das Verdienst, das sie haben, war das ihrige, nicht das R. Wagner's.

Um zu beweisen „daß dessen Opern für die deutsche Kunst und die Herstellung eines ihr eigenthümlichen Stils ihre besondere Bedeutung besitzen,“ wird in der Regel auf die Geschichte der Oper zurückgegriffen. Auch die Schrift des Herrn M. Wirth giebt eine gedrängte Uebersicht des Anfanges der dramatischen Musik in

*) Fr. Viehweg und Sohn in Braunschweig.

welcher sehr viel Anerkennenswerthes enthalten ist. Ich hätte aber doch dagegen zu erinnern, daß der Einzelgesang in seinen ersten Anfängen dort unrichtig dargestellt ist.

„Derselbe war im großen und ganzen von der Art des Recitativs, wie wir es bei ältern Opern, etwa bei Gluck und Mozart zu hören bekommen, und wurde ähnlich wie dieses mit aneinandergereihten von Instrumenten angeschlagenen Akkorden begleitet." *)

Wer einigermaßen die Geschichte der alt-italienischen Oper nach den Quellen kennt, oder wer sich die Mühe nehmen wollte, diese alten Druckwerke durchzusehen, der würde sie von Anfang bis zu Ende und nur mit Ausnahme der, übrigens musikalisch wenig verschiedenen Chöre, von etwas ganz anderem erfüllt finden, als von Recitativen in Gluck'scher oder Mozart'scher Weise. Jene Compositionen enthielten im Takt von den Instrumenten in langgezogenen Tönen, nicht von angeschlagenen Akkorden begleitet, deklamatorische Gesänge; es waren musikalische Deklamationen von psalmodirendem Charakter, ohne eigenen Ausdruck, deren Eintönigkeit und Mangel an melodischem Fluß sehr weit von dem Recitative der älteren wie der modernen Oper entfernt ist. Ich wünschte aus jener Zeit bis Scarlatti hin nur ein einziges Recitativ kennen zu lernen, welches mit den Recitativen Gluck's in den Iphigenien und der Armide oder mit den Recitativen Mozart's in der Zauberflöte, dem Don Juan oder Figaro auch nur annähernd verglichen werden könnte. Rodbertus hat mit Fürst Bismarck kaum weniger Aehnlichkeit, als Gluck und Mozart mit jenen ersten Anfängen von Opern.**)

Daß der vorstehend gekennzeichnete Einzelgesang, in welchem insbesondere Moneverde wichtige Fortschritte erwies, für das musikalische Drama zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine hoch bedeutsame, dem alten kontrapunktischen Madrigal-Gesange gegenüber äußerlich glückliche Neuerung war, ist klar. Von dem Recitativ aber, als dessen eigentlicher Schöpfer erst A. Scarlatti angesehen wird, war derselbe noch weit entfernt.

*) ibid. S. 47.

**) Vergleiche hierüber den Aufsatz in Nr. 14 und 15 des Musikal. Central-Blattes von 1884, in welchem die technischen Gründe, welche gegen M. Wirth den Beweis führen, näher dargelegt sind.

Ebenso entfernt waren die damaligen sogenannten Opern davon, in unserem Sinne als Gesammt-Kunstwerk (musikalisches Drama) gelten zu können. Die Oper lallte eben ihre ersten Versuche und ein Kunstwerk muß ein durchgebildetes Ganze sein.

Der Musik fehlte vor allem, was das musikalische Drama zu solchem erhebt, die Ausdrucksfähigkeit. Aus diesen Anfängen erst entwickelte sich im Lauf der Zeit die italienische Oper, und dieser der jetzt so verächtlich behandelte „Canto".

Mit der italienischen Arie fand sie ihren Abschluß. Zudem erhöhte sie ihre Wirkungen durch das Kastratenthum, und dieses bildete die Oper dahin aus, daß der Sänger die Musik wie den Inhalt des Stückes beherrschte. Schließlich wurde durch sie das italienische Opern-Publikum zu einer, zum Zwecke gemeinsamer geselliger Unterhaltung, nicht um künstlerischen Genusses willen, sich versammelnden Gesellschaft.

Daß sich deutsche Tonsetzer der italienischen Oper bemächtigten, daß Händel, Hasse und der als Komponist italienischer Opern so bedeutende Kapellmeister Friedrich des Großen, Graun, nicht weniger Gluck, den Italienern Concurrenz (selbst im eigenen Lande) machten, daß endlich diese gelehrigen Deutschen der ganzen Gattung der Oper zu einer neuen Entwickelung verhalfen, ist bekannt genug, ebenso, daß bald darauf das Drama mit der Oper in Verbindung trat, um diese von Grund aus umzugestalten.

Man behauptet nun, die Deutschen hätten bei ihrem natürlichen, durch keine fremdländische Bildung gänzlich ausrottbaren Hange zum Drama „die Oper mißverstanden," unter ihnen Gluck, der nachdem er im Jahre 1762 seinen Orpheus aufgeführt hatte, mit der fünf Jahre späteren Alceste den Weg zur Reform der Oper zu betreten glaubte.

Wenn man aber dem Wagnerianismus folgen will, wie er uns in dem genannten Buche dargestellt wird, so darf man sich „nicht zu dem Irrthum verleiten lassen, daß Glucks Unternehmen wirklich eine Reform der Oper bedeute."

Die ächte und wahre Reform der italienischen Oper hätte danach zu einer ganz anderen Zeit stattgefunden und sich an ganz andere Persönlichkeiten als an diejenige Glucks geknüpft. Was dieser in Wahrheit wollte, war

ngs das musikalische Drama gewesen, dasjenige, und seine Gesinnungsgenossen bisher immer in geahnter Idealität in die Oper hineingelegt, aber ders als in Verzerrungen wieder aus ihr heraus-en vermocht hatte.

ir werden dem Gange der R. Wagner'schen Ideenkreise darauf hingewiesen, daß die Reform der Oper eben nicht Gluck stattgefunden habe, daß aber auch Gluck's Werke mehr als Opern, sondern als Dramen, als Gesammt-werke anzusehen seien, weil dieser große Tonsetzer specielle riften für die Ausführung gegeben, die Sänger, den Chor, Ballet beherrscht, den Text mit dem Dichter planmäßig fest-t habe.

Mit der Iphigenie in Tauris wäre die Oper Lullys Rameaus, die französische Oper, fertig gewesen. Wird hierdurch Gluck, der deutsche Tonkünstler, zum Franzosen mpelt? Vielleicht wäre es nützlicher gewesen zwischen ihm und genannten französischen Komponisten statt zwischen Bismarck Wagner Parallelen zu ziehen. Das würde ein anderes ultat ergeben haben.

Die nämliche Entwickelung, welche Gluck durchgemacht, soll nun auch in Mozart vollzogen haben, der das süddeutsch-lienische Musikdrama (ein ganz neuer musikalisch-historischer egriff) geschaffen haben soll.

Man erkennt den ziemlich unverhüllten Gedankengang der agner'schen Ideen leicht dahin, daß weder Gluck noch Mozart eutsche Opern geschrieben haben dürfen.

Man stellt sogar direct die Frage:

„ob wir deshalb, weil Gluck und Mozart gute Deutsche waren, nun auch ihre Dramen als die wahren Vorbilder und unerschütterlichen Grundlagen echtester deutscher Kunst in Anspruch nehmen und täglich aufs neue verkünden dürfen?"

Diese Frage ist aber verwirrend und falsch gestellt.

Nicht um das darin enthaltene Uebermaß von unerfüllbaren Ansprüchen kann es sich bei historischen Forschungen handeln, sondern um die Frage:

-ᶠ wir die Werke von Gluck und Mozart als deutsche ten im nationalen Sinne betrachten, diese Tonmeister

selbst als deutsche Tonsetzer und Opern-Komponisten anerkennen dürfen?

Die weitere Frage:*)

„ob wir ein Recht haben, Gluck's und Mozart's italienische und französische Dramen als Deutsche Kunstwerke zu betrachten und den Kunstschätzen des Deutschen Volks einzureihen?"

wird natürlicherweise verneint, wobei es für unmöglich erklärt wird, jene Dramen dadurch zu deutschen zu machen, daß wir ihre Texte übersetzen. Ich bin von der großen Schwierigkeit guter Uebersetzungen der Opern von Gluck und Mozart durchdrungen, erachte dieselbe aber nicht für unüberwindlich.

Das Hinderniß liegt ganz wo anders als in den Uebersetzern. Man lasse auf den tonangebenden großen Bühnen (Berlin, Wien, Dresden, Hamburg, München) andere Uebersetzungen zu, als die vorhandenen sehr mangelhaften, man setze dort eine Ehre darin, das Beste davon zu beschaffen und zur Aufführung zu bringen, und man wird sehr bald zu einer weniger pessimistischen Auffassung gelangen.**)

Das Schlußurtheil über diese Fragen lautet, wie nach der Erfindung des süddeutsch-italienischen Musik-Dramas vorauszusehen war, folgendermaßen:

„Gluck's und Mozart's fremdsprachige Werke sind nicht deutsch und damit ausgeschlossen aus dem künstlerischen Besitzthum des deutschen Volks."

Ob es vom künstlerischen Standpunkt aus eine Musik giebt, die man, etwa mit Ausschluß des Liedes und der Tanzweisen, als eine nationale (deutsche, italienische, französische, englische, spanische, türkische, dänische, schwedische, russische oder ungarische) bezeichnen könnte, will ich hierbei auf sich beruhen lassen.

Wenn man aber einmal die deutsche Musik als einen dem deutschen Volke angehörigen nationalen Besitz anerkennen will, wie dies hier geschieht und zwar offenbar: in majorem Dei gloriam, dann lege ich feierlich und auf das Bestimmteste Protest ein gegen die Ausschließung des Besten, was deutsche Tonsetzer in ihren Opern ihrem Volke gegeben haben.

---

*) S. 105.

**) Ich verweise in Bezug auf diesen Gegenstand auf den zunächst folgenden Aufsatz über die Uebersetzungen der Opern von Gluck und Mozart.

Oder wäre etwa Mozart's Requiem, weil es lateinisch
mponirt worden, kein deutsches Tonwerk, oder sein Ave verum
n ausländisches Product? Hat C. M. v. Weber seinen Oberon
cht in England und in englischer Sprache componirt? und ist
es durch und durch deutsche Werk dadurch zu englischer Musik
worden? Oder wäre der Messias einer solchen hinzuzurechnen,
eil Händel, der niemals ein derartiges Werk geschrieben haben
ürde, wenn er nicht der Zögling der alten Kontrapunktisten in
n mitteldeutschen Landen gewesen wäre, die Noten dazu in London
setzt hat?

Mozart's Figaro und sein Don Juan gehören mit nichten
eine Kategorie mit den Dramen des Aeschylos und Sopho-
es*) (!!), sie gehören nicht der Geschichte (in dem Sinne dieser
roßen Dichter) an, sondern sie sind Eigenthum der ganzen ge-
ldeten Welt, vor allem des deutschen Volks, und ich denke, dieses
utsche Volk wird sich diese größesten Meisterwerke der dramatischen
unst nicht nehmen lassen, um sie, wenn auch vorläufig noch in
ter Gesellschaft, in eine Ecke gestellt zu sehen.

In weiterem Verfolg der dem Wagnerianismus angehörigen
useinandersetzungen gelangen wir zur Zauberflöte. Des ersten
utschen Singspiels: Belmonte und Konstanze (wenn man
n Gluck's Pilgrimmen nach Mekka absehen will) wird nicht
dacht.

Wir erfahren hierbei nicht ohne ein gewisses Erstaunen, daß
e bekannte Arie des Tamino: „dies Bildniß ist bezaubernd
hön“ aus einer Reihe von Motiven besteht, die dem Ohre so
enig wie möglich schmeicheln, daß „zu den wunderlichen Eigen-
aften dieses Gesanges die Unschönheit der einzelnen Motive,
e Planlosigkeit in der Abfolge der einzelnen Wendungen,
e Formlosigkeit der ganzen Tonreihe“ gehört und daß
ganz unzutreffend sei, Gesänge wie diese als Arie zu bezeichnen.

Mit noch größerem Erstaunen vernehmen wir, daß diese Arie
le ausschlaggebenden Eigenschaften mit dem Recitativ gemein
be, dieser lyrischste aller Gesänge, die Mozart geschrieben hat!

Indem bei dieser Veranlassung das, was wir bisher als
ecitativ bezeichnet haben, eine Bezeichnung, die auf die Psal-

*) S. 113.

modien der alt-florentinischen Compositionen nicht entfernt paßt, als „Sprachgesang" bezeichnet wird, werden zugleich einige recitativische Ausdrucksweisen der Zauberflöte, als auf einem Mangel der Kunst beruhend, welche auf dieser Stufe noch keinen anderen Ausdruck zur Verfügung hatte als nur erst den allerallgemeinsten, bemängelt.

Mit anderen Worten: die Tamino-Motive waren noch nicht erfunden.

Ein fernerer Mangel, den die Zauberflöte nicht blos mit Belmonte, sondern auch mit dem so viel späteren Freischütz theilt, ist der, daß sie von gesprochenen Scenen durchsetzt ist.

Schließlich lernen wir

„wie der Gesang, den Mozart in der Zauberflöte als dem Wesen der deutschen Sprache angemessen erachtetete, gänzlich ungeeignet zu jeder Art bloßer Gehörergötzung war."

Mit Ueberraschung erfahren wir auch, daß die „einzige Zauberflöte" gegen die übrigen Opern Gluck's und Mozart's nicht habe aufkommen können (sie war seit 100 Jahren auf allen deutschen Bühnen und bildet seitdem ununterbrochen ein stets von neuem mit Liebe begrüßtes Repertoirstück) und daß „die Entstehung von Mozarts und Glucks Opern **eine Handlung der Barbarei** war, wovon sich jeder Takt für Takt in seinem Klavierauszug überzeugen kann." Wir werden auch davon in Kenntniß gesetzt (zumal mit Bezug auf Mozart), „daß die echte starke Leidenschaft sich im Deutschen nun einmal nicht mit, sondern ohne musikalische Formen äußern könne."

Die deutsche Oper stellt, im Gegensatz zu dem Musikdrama (natürlich dem R. Wagner'schen), ihre Personen „im Zustand des geschundenen Marsyas dar, dessen Glieder durch die Operation unförmlich entstellt sind, dem aber die vielfach zerrissene und beschädigte Haut wieder übergezogen ist."

Daß die deutsche Oper zu einer völligen Verwahrlosung der deutschen Instrumentalmusik führen mußte, daß wir in ihr in letzter Linie die Ursache dafür zu suchen haben, daß das Verständniß und die Pflege der reinen Instrumentalmusik in den jetzigen Verfall gerieth, wird hiernach einem jeden klar sein.

Das über diese deutsche Oper zu fällende Verwerfungsurtheil wird vollendet durch eine Betrachtung ihrer Geschichte, deren Endergebniß ist, man höre und staune:

„daß wir endlich die Ursache einer beinahe hundertjährigen Verderbniß und Mißleitung unserer schönsten Talente zu beseitigen haben: die Opern Gluck's und Mozart's."

Dafür wird dem deutschen Volke der volle Ersatz geboten in ichard Wagner, dem Fortsetzer des von Mozart in der auberflöte begonnenen neuen Musikdramas.

Wir werden durch eine Abhandlung über die Leitmotive, über ren Natur und Vorzüge dahin aufgeklärt, daß das in unserer nstrumentalmusik nachgewiesene Streben zum Drama in diesen eitmotiven Wagner's sein Ziel erreicht habe.

Aus all diesen Prämissen ergiebt sich die Mission R. Wagner's. Es ist ihm gelungen, „die deutsche Heimath für die deutsche Kunst zu erobern. Er besiegte die Oper und fand sein Volk."

Der Wagner-Hymnus gipfelt in der Hinweisung darauf, daß, wenn man die Zukunft des Werkes Wagners näher ins Auge fassen will:

„wir uns vorerst auf das Werk Bismarck's (aber im Sinne von Rodbertus) und dessen Zukunft verwiesen sehen."

„Wir bedürfen einer neuen Wirthschaftslehre!"

„Diese Forderung muß erst erfüllt sein, ehe in einem ernsthaften Sinne noch weiter von deutscher Kunst die Rede sein kann."

Der Grundgedanke des Parsifal, die hier offenbarte neue Religion, nämlich „die Möglichkeit der Erlösung von den Uebeln dieser Welt durch Ueberwindung der in uns selbst gelegten Anreize der Verschuldung" ist zwar weder neu, noch trotz der Fußwaschung und des Abendmahles im Sinne des Christenthums vollständig, auch beschäftigten sich die Ritter des Gral fast lediglich mit Aeußerlichkeiten, mit der Lanze, dem Kelch, also mit einer Art von Reliquiencultus*) aber der Gedanke selbst wird uns vorgeführt zur Herstellung „einer neuen Moral" durch die neue Wirthschaftslehre.

Wir könnten aus alledem und aus der am Schlusse des Abschnitts noch einmal betonten Nothwendigkeit einer neuen Ge-

---

*) Bayreuther Blätter 1881. S. 213. „Es kommt bei Wagner nur auf den Speer, nicht auf den Mann, (Parsifal, den reinen Thoren) an.

schichtswissenschaft ersehen, daß im Grunde die weitere Entwickelung der Wagner-Lehre und des Kunstwerks der Zukunft mit der neuen Parsifal-Religion vertagt ist, bis Fürst Bismarck und Rodbertus ihre Schuldigkeit gethan haben werden. Und das wäre jedenfalls kein allzugroßes Unglück. — Denn selbst im Sinne des Wagnerianismus würde man fordern müssen, daß nicht der Socialstaat der Zukunft, sondern der eigene innere Werth des „Werks von Wagner“ diesem seine Geltung zu verschaffen haben werde.

Mir scheint aber doch der in diesen socialpolitischen Ideen hergestellte Zusammenhang zwischen dem Schöpfer „des eigenthümlichen deutschen Kunststils“ (doch nicht für die Kunst überhaupt, sondern nur für die Musik) und dem großen deutschen Reichskanzler ein stark gezwungener zu sein. „Noch sehr unfertig ist das Werk Werk Wagner's“ (Anm. S. 151), was ich gern zugebe, „beinahe eben so unfertig, wie das Deutsche Reich“ (?) jedenfalls nicht fertiger als die Socialpolitik von Rodbertus.

Hieraus aber schließen zu wollen, daß R. Wagner ein Recht darauf habe, neben Fürst Bismarck genannt zu werden, ist doch ein allzukühnes Verlangen. Wie riesengroß steht dieser jenem gegenüber da, hinter ihm gegen fünfzig Millionen Deutsche, deren politische Macht (zur Zeit wenigstens) durch ihn die Welt regiert, während R. Wagner vor einer nicht allzu zahlreichen Gemeinde von Enthusiasten, die zum nicht geringen Theile dem weiblichen Geschlechte angehören, seine Erfolge verzeichnet, und zugleich gerade den besten Werken der deutschen Kunst den Fuß auf den Nacken setzen zu dürfen geglaubt hat.

Nein, nicht der unfertige Rodbertus, aber auch nicht der agitatorisch daherstürmende, vom vollsten Egoismus erfüllte Wagner können dem größesten Manne, den Deutschland nach seinem Kaiser kennt und anerkennt, an die Seite gestellt werden.

In dem, was bisher gesagt worden, habe ich festgestellt, daß Fürst Bismarck in dem erwähnten Buche nicht richtig beurtheilt, Rodbertus keine ihm ebenbürtige Größe ist und daß Wagner nicht entfernt an ihn heran reicht.

Rodbertus selbst hat die Zeit bis zur Lösung der sozialen Frage auf etwa „ein Jahrhundert lang“ geschätzt.

„Wer soll nun den Plan der wirthschaftlich-politisch-künstlerischen Reform zur Ausführung bringen?“

Nach Rodbertus ist diese Ausführung

der Macht des Cäsarismus

vorbehalten.

„Dieser moderne Cäsarismus ruht auf dem Bedürfniß nach einer Neu-Ordnung derjenigen Verhältnisse, in denen die letzte, bisher noch nicht blosgelegte Triebkraft der Weltgeschichte enthalten ist, der wirthschaftlichen.“

„Wir besitzen die hierzu erforderliche Wirthschaftslehre als unser Eigenthum: die Lehre von Rodbertus und auch die Macht, der wir die Lösung einer so großen Aufgabe zuschreiben dürfen:

das deutsche Königthum.“

Das Hindernis für die nothwendige Action desselben ist die „noch in ungebrochener Geltung stehende liberale oder freihändlerische Wirtschaftslehre.“

Nach allen in dem diesen Auseinandersetzungen zu Grunde liegenden Werke vorhandenen Andeutungen würde:

1. Fürst Bismarck nur bedingt als der Mann der Zukunft für Deutschland zu betrachten sein,
2. er würde, wie wir sogleich sehen werden, zunächst bei Rodbertus in die Schule zu gehen haben,
3. aber auch, in diesem Falle würde nicht er, sondern der Cäsarismus das Werk der deutschen Zukunft fortführen,
4. würde dieser Cäsarismus nicht etwa eine Art von Bismarckianismus, sondern das deutsche Königthum sein müssen.

„Was soll nun geschehen?

„Das ganze Volk, von seinem ersten Beamten herab bis zum letzten Arbeiter muß sich in die Schule von Rodbertus begeben.“

„Rodbertus allein ist der Meister, der das von Bismarck begonnene Werk fortzusetzen, der dem wiedergewonnenen Deutschen Staate seine Zukunft zu sichern vermag.“

Also hier nicht mehr Gleichstellung, sondern Rodbertus über Bismarck!

Freilich ist Rodbertus seit Jahren todt. Die Lücken in

seiner Lehre werden durch ihn also nicht ausgefüllt werden. Durch wen sonst?

Monarchisch, national, social ist der Wahlspruch der Partei, die allein großartige Zukunfts-Chancen hat.

Man hat ja viel von der socialen Monarchie gesprochen. Kann dieselbe jemals zur Wahrheit werden? Widerstrebt der Begriff des Socialismus nicht dem monarchischen Princip in fundamentalster Weise? Oder sollte die Monarchie in diesem Sinne nicht blos ein Ausdruck für die ihr verbleibende Execution des unfehlbaren Volkswillens, den der Socialismus als eine seiner ersten Forderungen aufstellt, sein? Sollte dieser vor den Thronen Deutschlands still stehen wollen, diese, wenn er die Macht in den Händen hätte, respectiren?

Ich fürchte von meinem vielleicht allzu engen, man könnte glauben bureaukratisch angehauchten Standpunkte aus, daß diese Rechnung ein Loch hat. Durch dieses Loch sehe ich:

die Socialdemokratie,
den Nihilismus,
die Revolution

hindurchschimmern.

Hundert Jahre sind eine lange Zeit. Was ist aus Preußen und Deutschland seit dem Tode Friedrich's des Großen geworden, wer wäre damals fähig gewesen, die weltgeschichtlichen Phasen, die an unserem Vaterlande vorübergegangen sind, auch nur entfernt voraus zu berechnen.

Sollte es mit den kommenden 100 Jahren, in denen die Ereignisse so viel schneller verlaufen müssen, anders sein? Hat nicht die Gesammtbildung der Nationen und ihre Intelligenz so weit zugenommen (man vergleiche die jetzigen Zustände, politische, sociale, militärische und künstlerische, mit denen am Anfang des Jahrhunderts), daß die Ereignisse schneller wie früher verlaufen müßten? Sollte man selbst in den alleraufgeklärtesten Geistern und Kreisen, selbst mit dem ausgebildeten „historischen Bewußtsein“, die Tausende von Zwischenfällen berechnen können, die den Gang der Geschichte zu regeln pflegen?

Ich fürchte, die großartigste Berechnung würde mehr als einmal über den Haufen geworfen werden.

Und ist nicht die Lehre von Rodbertus eingestandenermaßen

lückenhaft, der Verbesserung bedürftig? Ist das neue Geschichts-Bewußtsein schon vorhanden? Ist die Socialstatistik für die neue Politik nicht erst einzurichten und durch Jahre lange Beobachtungen festzustellen?

„Was die Kunst (soll wohl heißen: die Musik) betrifft, so ist vor allem die Erhaltung des bisher (von R. Wagner) Erreichten in Aussicht zu nehmen.“

„Die größte Sorgfalt ist auf Herstellung und Erhaltung der echten Vortragsweise von Wagner's Dramen zu verwenden.“

„Dieser Zweck kann nur erreicht werden bei Erhaltung der von Wagner eingeführten Bühnenfestspiele.“

Die weitere Aufgabe ist: die Fortführung des Mozart-Wagnerschen (!) Werkes der Schaffung wahrhaft deutscher musikalischer Bühnenwerke.“

Das deutsche Musikdrama stellt sich uns als ein Gebiet dar,

> „an dessen einer Seite die jugendlich anmuthigen Gebilde der Zauberflöte, an dessen entgegengesetzter Seite die Riesensäulen Wagner'scher Kunst die Grenzwacht halten.“

„In der Mitte befindet sich ein weites leeres Feld, das deutschen Komponisten zum Ausbau offen steht. Nur müssen diese sich befreien von dem falschen Vorbilde der fremdsprachigen, also durchaus undeutschen und noch dazu übersetzten Werke;“ nicht etwa Spontini's, Gretry's, Auber's, Rossini's u. a., sondern:

„Gluck's und Mozart's.“

Jenes weite leere Feld bietet nicht einmal dem Belmonte, dem ersten deutschen Singspiel, ebensowenig dem Freischütz Raum. Von der Zauberflöte bis zu Tannhäuser und Lohengrin, den Meistersingern und Tristan, ist alles ausgeschlossen!

Welch eine ungeheure endlose Oede, welch trauriges Bild höchster Verirrung in dieser trostlosen Idee einer deutschen Musteranstalt für Bühnenfestspiele!

Die dritte Aufgabe besteht:

> „in der nothwendigen Fortbildung der im Parsifal niedergelegten Weltanschauung zu derjenigen von Rodbertus.“

„Den Völkern der Erde auf der Bahn socialer Reformen voranzugehen, das ist der weltgeschichtliche Beruf des deutschen Volks. Alles, was in der Erfüllung dieses Berufs hindern kann, muß als undeutsch bezeichnet werden.“

Wer an Wagner und Rodbertus nicht glaubt, ist also kein Deutscher oder mindestens er ist undeutsch.

Ich für meine Person glaube nicht an die neue Religion des Parsifal und halte den sogenannten reinen Thoren sowie die gesammte hier dargelegte Weltanschauung für dramatischen Unsinn. Ich bin also undeutsch, zumal ich noch an Gluck und Mozart, an Bach, Händel, Haydn, Weber, Schubert, Schumann, Marschner und selbst an Lortzing, Mendelssohn und Brahms glaube, sowie an manchen anderen deutschen Künstler von Bedeutung und Rang.

Aber nicht sowohl im Parsifal, als vielmehr in Wieland dem Schmied liegt Wagner's letztes Vermächtniß (Ges. Schriften Band 3) an seine Freunde und Verehrer vor.

Von der Ausführung desselben hängt zweierlei ab,

„die Zukunft der deutschen Kunst, zugleich die Zukunft des deutschen Volkes."

Meiner Ansicht nach ist aber weder die Zukunft der deutschen Kunst noch die des deutschen Volks von dem wunderlichen Parsifal oder dem unfertigen, nur skizzirten Wieland dem Schmied abhängig. Beides ist mir zu heilig und zu hoch, um dasselbe mit so zweifelhaften Prämissen in Verbindung setzen zu lassen.

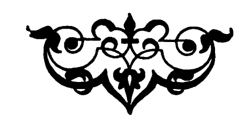
Mag man Wagner fortbilden, im Bayreuther Bühnenfestspiel fortsetzen, seine Musik und sein System zur höchsten Vollkommenheit ausbilden, ich werde mich freuen, wenn dadurch die deutsche Kunst dauernden Gewinn zieht. — Aber was diese uns bisher geleistet hat, soll man uns nicht nehmen. Wir wollen und werden dem deutschen Volke dies unschätzbare Gut erhalten.

An der Zukunft des deutschen Volkes selbst zweifele ich nicht, auch wenn die Wirthschaftslehre von Rodbertus ihm nicht zu Theil werden sollte.

Was bleibt nun von den drei Männern, die der Schrift M. Wirth's ihren sensationellen Titel gegeben haben, übrig? Erstens ein bedeutender deutscher Tonsetzer, der sich mit dem, was wir bisher in der deutschen Tonkunst verehrt und geliebt haben, in Widerspruch gesetzt hat; dann der deutsche Reichskanzler, welchem in dem besprochenen Buche nur die bedingte Rolle eines Zukunftsmannes unter Rodbertus Führung zugemuthet worden ist; endlich der Cäsarismus des deutschen Königsthums, den ich

einerseits als eine Phantasie betrachte, deren Schattenhaftigkeit in
j selbst verfliegt.

Somit halte ich die Parallele: **Bismarck, Wagner, Rod-
rtus** für eine durch und durch verfehlte, in der vor allem der
cialistische Zug in unerwünschter Weise sich hervordrängt, der es
er an der Größe der politischen Anschauung mangelt, die man
i einer derartigen Zusammenstellung für nothwendig erachten muß.



Die Uebersetzung der Opern

von Gluck und Mozart

in die deutsche Sprache.



Es ist bekannt, daß die deutsche Sprache vorzugsweise geeignet ist, in jeder Form des Versmaßes und der Dichtung die anken und Worte aus andren Sprachen, oft in überraschender ue und Wahrheit wieder zu geben. Man darf nur an die meister-en Uebersetzungen des Ariost, des Torquato Tasso und Dante, an des Cervantes und Calderon, an die Shakespeareschen Dramen an die Uebersetzungen des Homer, Aeschylos, Sophokles, des az und Virgil erinnern, um die Ausdrucksfähigkeit unsrer Sprache allen verschiedenen Stadien der Poesie aus alter und neuerer hervorzuheben. Das Streben, die Fülle dichterischer Geistes-eit aus andern Ländern in der vollsten Eigenart ihres Denkens Wollens dem deutschen Volke zu überliefern, giebt zugleich ein ressantes Bild von der Gewissenhaftigkeit der deutschen Gelehrten-t, in der Forschung wie in dem Erfassen der Eigenthümlichkeiten Ausdrucksweisen der Dichter aus andern Ländern.

Daß die in diese Uebersetzungen niedergelegte Arbeit keine hte ist, daß sie sowohl in Bezug auf den Inhalt wie auf die rm oft genug die größesten Schwierigkeiten in sich schließt, wird emanden überraschen, der sich jemals mit derartigen Ueber-ungen beschäftigt hat.

Wo es sich um die auf die Musik berechnete Poesie fremd-ndischer Sprachen, also um die Opernpoesie, vorzugsweise um der Italiener und Franzosen handelt, da tritt den allgemeinen chwierigkeiten der Textübertragung noch die nothwendige Rücksicht f die musikalischen Accente, welche der Componist in die Worte

gelegt hat und auf die nach dem Charakter und dem Ausdruck der Musik Werth zu legen ist, hinzu.

Wenn es auch, wie ich meinerseits glaube, unmöglich ist, Wort und Silbe überall genau nach der Musik wieder zu geben, so ist doch in jedem Falle die möglichste Treue geboten. Man muß an diese Textübertragungen das Verlangen stellen, daß sie:

1. unbedingt sangbar,
2. daß sie in gewählter poetischer Form verfaßt seien,
3. daß sie sich mit dem musikalischen Ausdruck der Composition, und soweit als möglich auch mit den Worten decken.

Ich weiß sehr wohl, daß es Personen gegeben hat und giebt, die mehr verlangt haben. Nach Marx z. B.*) soll jedes Wort, jede Silbe, dem Urtext und der Musik angepaßt sein, im Accent und in dem Sprachlaut, „alles in gleich bleibender Treue und Wahrhaftigkeit."

Wer indeß zu viel verlangt, läuft Gefahr, wenig zu erreichen, und wer bei den ungewöhnlichen Schwierigkeiten, die in derartigen Arbeiten, wenn sie den künstlerischen Anforderungen genügen sollen, über das Maß der oben von mir aufgestellten Forderungen hinaus Unmögliches erstrebt, ist zum mindesten gesagt, um des nicht zu erlangenden Besseren willen ein Feind des Guten.

Wenn ich mich mit der vorliegenden Frage beschäftige, mit der ich mich auch früher schon eingehend beschäftigt habe, so geschieht dies lediglich zur Hebung derjenigen hervorragenden Werke unsrer großen Tonmeister, welche auf deutschen Bühnen in möglichster Vollkommenheit dargestellt zu sehen, das deutsche Publikum ein zweifelloses Interesse hat. Daß die Compositionen der neueren französischen und italienischen Opern- und Operetten leidlich gut in unsere Sprache übertragen werden, ist zwar erwünscht; für die Kunst als solche aber hat dies nur untergeordneten Werth.

Ein Anderes ist es, ob Mozart's und Gluck's in fremden Sprachen componirte Opern auf deutschen Bühnen in einer Form aufgeführt werden, in welcher diese Meisterwerke würdig zur Darstellung gelangen können.

Ich will mich deshalb über die für Mozart's und Gluck's

---

*) Gluck und die Oper: II. 1884.

pern vorhandenen Uebersetzungen aussprechen, und hier sogleich
Voraus betonen, daß ich nach sorgfältiger Prüfung zu einem
deren und für die deutsche Kunst erwünschteren Resultat gelangt
n, als die Verdammungsurtheile von Marx und Wirth (in
ssen Werke: Bismarck, Wagner, Rodbertus) es vermuthen
ssen.

Ich habe seiner Zeit*) meinen Bedenken über die auf den
eisten Bühnen eingeführten und in hohem Grade mangelhaften
ebersetzungen des Don Juan und der Iphigenie in Tauris
usdruck gegeben, indem ich zugleich die Ueberzeugung aussprach,
aß die Theaterdirectionen nicht daran denken würden, besseren
ebersetzungen Raum zu gewähren!

Seitdem sind 18 Jahre vergangen und die großen Bühnen
Deutschland haben sich denn auch gegen jeden Versuch derartiger
enderungen ablehnend verhalten.

Von kleineren Bühnen haben, so viel mir bekannt geworden,
ur Schwerin mit der Gugler'schen und Leipzig mit der Gran=
aur'schen Don Juan=Uebersetzung rühmenswerthe Ausnahmen
emacht, die aber wie es scheint, nicht besonders geglückt sind.

In neuerer Zeit sind Wagner's Bemerkungen über die vor=
andenen Uebersetzungen von Gluck's Opern, durch die Zeugnisse
einer Schule unterstützt, in weitere Kreise gedrungen und haben
ielfach Anklang gefunden.

Uebertreibung ist es freilich, wenn Marx**) seiner Zeit behauptet
hat, daß das deutsche Publikum Gluck's Opern nur „als Lüge
und Unwahrheit" kennen gelernt habe, und ebenso unrichtig ist
s, wenn in neuester Zeit M. Wirth***) ausgesprochen hat, Gluck
ei als Operncomponist ein Franzose gewesen und seine für Paris
omponirten Hauptwerke, nämlich die beiden Iphigenien und
Armide (Alceste, Orpheus und Paris und Helena sind bekannt=
lich italienisch gesetzt worden), gehörten dem deutschen Publikum als
deutsche Musik nicht an; sie seien von dem nationalen Kunstbesitz
des deutschen Volks ausgeschlossen.

---

*) Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenie in Tauris.
Berlin 1866.

**) loco cit. II. 71.

***) Bismarck, Wagner, Rodbertus: S. 105.

Ich habe mich an einer andern Stelle*) mit Entschiedenheit über diese, für mich unqualificirbare Bemerkung ausgesprochen und werde jederzeit und gegen jeden, der dieser traurigen Meinung beipflichten sollte vertreten, daß Gluck trotz der französischen Sprache in seinen drei letzten großen Opern ein deutscher Tonmeister gewesen sei und daß Mozart nicht blos im Belmonte und in der Zauberflöte, sondern auch in Don Juan und Figaro, in Così fan tutte wie im Titus als deutscher Componist sich gefühlt habe. Nicht ein „süddeutsch-italienischer" Tonsetzer, wie M. Wirth ihn nennt, war er, er war deutsch vom Scheitel bis zur Fußsohle; seine Opern sind ein berechtigtes Eigenthum der deutschen Nation. Wenn er italienisch componirt hat, mit der italienischen Oper des vorigen Jahrhunderts, wie diese sich historisch entwickelt hatte, haben seine Tonstücke nichts gemein. Die Concessionen, welche viele der Mozartschen Arien an den damaligen Geschmack des Publikums enthalten, gehören ebensowohl dem Belmonte und der Zauberflöte als dem Titus an; wer aber möchte unter den Arien des Figaro nur eine einzige als eine solche bezeichnen, die den Character der italienischen Opernarie vom vorigen Jahrhundert an sich trüge? Und wer (außer etwa der zweiten Arie der Donna Anna, die doch durch und durch von dem reinsten Adel und tieffstem Gefühl getragen ist) den sämmtlichen Arien des Don Juan diesen Charakter vindiciren wollte, würde Mühe haben, dies zu erweisen.

Selbst M. Wirth getraut sich nicht, Mozart als einen undeutschen, etwa italienischen Opernsetzer zu bezeichnen. Er sagt nur, es handle sich hier um süddeutsch-italienische Compositionen. Als ob die Bühnenstädte in Süddeutschland (abgesehen von Wien also München, Stuttgart, Würzburg, Mannheim, Darmstadt, Carlsruhe, Frankfurt a. M. u. A.) nicht ebenso deutsch wären, wie Berlin, Breslau, Dresden, Leipzig, Cöln, Hannover, Braunschweig und Hamburg, als ob man im nationalen Sinne noch einen Unterschied zwischen Norddeutsch und Süddeutsch machen könnte, machen dürfte!

Wohin wären wir in den großen Jahren 1870/71 gelangt, wenn wir so hätten denken wollen? Oder wären Mozart und

*) Siehe den vorhergehenden Aufsatz.

luck, weil Oesterreich und Wien ihre Heimath waren, in eine sondere Categorie von Deutschen zu setzen?

Bei Haydn hat, so viel ich weiß, noch Niemand dies in nspruch genommen. Aber freilich, dieser alte Mann, der liebens-ürdige Humorist, der unermeßlich reiche Schöpfer des Orchesters unserm jetzigen Sinne, der Erfinder der Symphonie und des treichquartetts, der nie genug zu preisende Componist der chöpfung und der Jahreszeiten ist von der neuesten Musikschule nd dem Wagner-Cultus bereits in den historischen Theil der umpelkammer verwiesen.

Ich komme auf die Uebersetzungen zurück.

Daß und warum die früheren Don Juan-Uebersetzungen nach iner Seite hin genügen konnten, habe ich in dem oben bezeich-eten Buche: Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenie Tauris mit hinreichender Deutlichkeit nachgewiesen.

Seitdem sind drei neue Uebersetzungen dieser Oper (weitere sind ir nicht bekannt geworden) erschienen; eine von Th. Epstein,*) ne weitere von Gugler**) und eine dritte von Franz randaur.***)

Warum die Epstein'sche Uebersetzung selbst mäßigen Forder-ngen nicht genügen konnte, ist in meiner weiteren Bearbeitung s deutschen Don Juan-Textes vom Jahre 1871 (Berlin i W. Müller) auseinandergesetzt worden. Daß die Gugler'sche ebersetzung höhere Ansprüche nicht erfüllt, obschon ihr der Vorzug Theil geworden ist, der durch Herrn v. Wolzogen in Scene setzten Musteraufführung des Don Juan in Schwerin zu runde gelegt zu werden, ist bei dieser Veranlassung von der ritik nachgewiesen.

Weit über beiden steht die neueste Grandaur'sche Text-Ueber-agung, freilich nicht ganz aus eigenem Verdienste des Herrn Ueber-tzers, der wie die Vorrede zu derselben ergiebt, fast alle vor ihm rhandenen Uebersetzungen (Rochlitz, Bischhoff, Bitter, ugler, Viol, v. Wolzogen und Gugler) benutzt, eine selbst-ändige Arbeit daher nicht beabsichtigt hat. Und doch ergeben sich

---

*) Frankfurt a. M. 1870, in Commission bei André.
**) Breslau, bei Leuckardt.
***) München, bei Ackermann. 1871.

auch gegen diese Arbeit, welche einem zu München*) erschienenen Klavier-Auszug zu Grunde liegt, nicht unerhebliche Bedenken.

Ich will keinen besonderen Werth darauf legen, daß die Uebersetzung der Secco-Recitative eine ziemlich freie ist und keineswegs überall streng dem italienisch componirten Originaltexte folgt.

Auch sind in ihr die Reime fast durchweg unberücksichtigt geblieben, obschon diese als ein Schmuck der Dichtung betrachtet werden dürfen und für das da Ponte'sche Textbuch nicht ohne Bedeutung sind.

Was aber mehr in das Gewicht fällt, sind gewisse Aenderungen, die gegen diesen Text willkürlich vorgenommen worden sind.

Grandaur hat diese in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung zu 6, 8, 9 und 10 motivirt. Meiner Ueberzeugung genügen die hier entwickelten Gründe dafür nicht.

An sich mag es gleichgiltig sein (Anm. 6), ob Don Juan und Zerline in der Menuett des 1. Finale in der ersten oder 2. Saalabtheilung tanzen, obschon da Ponte ohne Zweifel beide von den in der ersten Abtheilung und in der Menuett Tanzenden vornehmeren Gästen Don Juan's räumlich hat trennen wollen.

Weniger aber sagt mir die (Anm. 8) dargelegte Motivirung des Auftretens der Zerline nach der Scene zwischen Don Juan und Masetto im zweiten Acte zu: „Mir ahnte Schlimmes, drum folgt ich Euch verstohlen;" ein Zusatz, für den da Ponte keinen Raum frei läßt.

In der Oper, in der die Handlung durch den Text nur scizzirt werden soll und in der im Uebrigen der Musik die Erklärung wie die Motivirung zufällt, bedarf es derartiger hausbackener Begründungen nicht.

Die Vorschrift des da Ponte'schen Textes (Anm. Nr. 9) scheint mir für das Umhersuchen des Leporello zu Anfang des Sextetts im 2. Akte ausreichend zu sein. Warum er statt dessen an eine verschlossene Thüre gerathen soll, ist mir unverständlich.

Am wenigsten will mir (Anm. 10) zusagen, daß Donna Anna ihre letzte große Arie auf dem Kirchhof, vor der Statue des Comthur zu singen hat. Wollte man auch die S. 51 angegebene Scenerie zugeben, so würde hierdurch doch die Möglichkeit [illegible]

*) München, bei Ackermann. 1871.

ausgeschlossen, daß die genannte Arie, wie es von da Ponte beabsichtigt war (die Scene ist als camera tetra bezeichnet) im Zimmer der Donna Anna zu singen wäre. Sie paßt in der That nicht auf den Kirchhof; sie gehört ohne jeden Zweifel in das Innere des Hauses.

Von diesen scenischen Bedenken abgesehen, denen ich auch die Vorschriften für den Schluß der Oper hinzufügen möchte, bietet die Uebersetzung Vieles, was mir kaum auf der Höhe der Aufgabe zu stehen scheint.

Ich will nicht darauf aufmerksam machen, daß mehr als 40 Stellen mehr oder minderer Ausdehnung und in mehr oder minderer Wörtlichkeit aus der Uebersetzung meines oben bezeichneten Werkes entnommen sind, obschon ich diese bereits im Jahre 1870 durch Herausgabe der verbesserten Uebersetzung (siehe oben) für unzureichend erachtet und auch diese neuerdings überarbeitet und wie ich glaube, weiter verbessert habe.*)

In jedem Falle aber darf man anerkennen, daß die Grandaur'sche Uebersetzung im Ganzen eine sangbare, der Musik entsprechende ist. Nur wenige Stellen würden der Abhilfe bedürfen. Zu diesen rechne ich u. A. den Schluß der Leporello-Arie (S. 42 des Klavier-Auszugs), wo die Dehnung auf den italienischen Worten „quel che **fà**“ auf „au“ („ganz gen**au**“) durchaus unschön wirkt.

Ebenso ist die Stelle in dem Quartett (S. 71 des Klavier-Auszugs) „che mi dice di quel traditore“: **„Was noch hält mich, was hält mich den Frevler, den Frevler zu schonen“** unsangbar und unschön zugleich.

Auch der Anfang des 2. Finale: Gia la mensa è preparata, klingt in der Uebersetzung der Anfangsworte: (S. 197) „Herrsche Du nun, Tafelfreude“ nicht besonders musikalisch. Indeß sind dies Fragen untergeordneter Art, die sich leicht würden ändern lassen.

Bedenklicher würde mir die poetische Form der Uebersetzung

---

*) Zwar ist diese Benutzung in dem Vorwort zu der oben bereits bezeichneten Ausgabe der Grandaur'schen Uebersetzung, als solche angedeutet. Doch hätte ich wohl erwarten dürfen, persönlich davon in Kenntniß gesetzt zu werden, zumal bei dem ungewöhnlichen Umfange dieser Benutzung. Ich habe davon, daß dies nicht geschehen, keine Notiz genommen, weil ich mich über jede Verbesserung, die dem deutschen Don Juan-Text zu Theil wird freue, möchte dies Verfahren für die Zukunft aber doch nicht empfehlen.

sein, die ich nicht durchweg als mustergiltig und als auf der H
der Musik stehend, anerkennen möchte.

Ich könnte auf zahlreiche Stellen aufmerksam machen, de
die Poesie zu fehlen scheint. So singt neben vielen anderen Stell

S. 2. Don Juan: Diese wüthende Megäre
Wähnt, ich ließ mir droh'n von ihr!

S. 10. Don Juan: Elvira, sei doch vernünftig!
(für sich)
Will doch sehn, ob Alles fruchtlos!

S. 13. Leporello: Große liebt er gravitätisch
Ernst und vornehm, majestätisch,
Doch die Kleine sei posierlich,
Sei manierlich, fein und zierlich.

(nebenbei gesagt sind diese 4 Verse aus den sehr viel edl
da Ponte'schen 2 Strophen:

„E la grande maestosa,
La piccina è ognor vezzosa"

ohne Noth auseinander gezerrt.)

S. 16. Masetto: Zu honettem Zeitvertriebe
Macht ja dieser edle Ritter
Eine Rittersfrau aus Dir.

S. 28. Don Juan: Denn meine Gäste
Lieben den Wein!
ibid: Nütze dies Stündchen
Redlich und gut.

S. 40. Don Juan: Laß Dein Geflunker,
Leporello: Nein, mein Herr Junker,

S. 43. Leporello: Das ist ja Frau Elvira,
Könnt dort sie selber sehen!

S. 44. Don Juan: Dank Dir, o Serenade,
Hilf Du nun, Maskerade!

S. 60. Leporello: O hochgeschätzte Statue,
Verehrter Marmorreiter.

S. 61. " So nickte dort der Reiter,
Ganz so wie ich nun da.

S. 63. " Vom Fasan hier diese Reste,
Bring ich hurtig außer Sicht.

. 67. Don Juan: Wie ich verhöhnte Dich? ꝛc.
Doch welche Gründe. —
Donna Elvira: Entsag' der Sünde —
. 70. Comthur: Drum stell' ich jetzt die Frage,
Kommst du zu mir auch?

Diese Proben werde genugsam erweisen, daß auch die Gran-
ıur'sche Uebersetzung nach der textlichen Seite hin, wenn
an einen einigermaßen strengen Maßstab anlegen will, zahlreiche
weifel zuläßt.

Dies wird umsomehr der Fall sein, wenn man erwägt, daß
h die Worte derselben mit dem Urtext und mit der Musik keines-
egs überall decken.

Von der Aenderung in dem Recitative der Zerline (S. 151
s Klavier Auszugs) ist bereits oben die Rede gewesen; ebenso ist
r Vermehrung der Verse in der Leporello-Arie gedacht worden.
h könnte des gänzlich veränderten Versmaßes des Ständchens (S. 47)
denken, welches wenn es angewendet werden sollte, eine völlige
narbeitung der Musik erfordern würde. Es ist daher auch dem
avier-Auszug (S. 142) ein ganz anderer Text untergelegt, als
ı das Textbuch enthält. Derartige Willkürlichkeiten öffnen den
jenannten „freien Bearbeitungen" à la Sander Thor
d Thür.

In dem Sextett (S. 54) singt Leporello zu den italienischen
orten:

Perdon, perdono,
Signori mei!
Quello io non sono!
Sbaglia costei!
Viver lasciate mi
Per carità!

die so einfach und durchgreifend die Situation kennzeichnen:

Ach habt Erbarmen
Und schont mich Armen!
Ich bin der Knecht nur,
Ihr schien ich ächt nur;
Laßt denn, ihr edlen Herrn
Die Rache sein!
Der, den ihr sucht ist fern,
Erbarmt Euch mein!

wiederum unnöthiger Weise einige Verse mehr, als der da Ponte'sche Text angiebt.

Ich kann dies nicht für gerechtfertigt oder erwünscht erachten.

Wenn die Rache=Arie der Donna Anna (S. 25), mit völliger Beseitigung jeden Reimes, einfach die Worte in der Uebersetzung ohne die Form der Poesie da Ponte's zu wahren wiedergiebt, so scheint mir dies gleichfalls bedenklich.

Wir haben ein Recht darauf, dem da Ponte'schen Texte, der durch Mozart zur Unsterblichkeit erhoben ist und der nach vielen Seiten hin ein so vorzüglicher war, nicht blos in Worttreue sondern auch in dem ihm gebührenden poetischen Kleide in der Uebersetzung wieder zu begegnen.

Mag alle dem sein, wie ihm wolle, die Hauptschuld an diesen Mängeln liegt nicht an den Uebersetzern, die, wie man aus den zahlreichen Versuchen ersieht, sich die redlichste Mühe gegeben haben, etwas Gutes zu erreichen. Sie liegt an den Bühnenleitungen.

Sollte ein nationales Meisterwerk wie Mozart's Don Juan, das so oft das Publikum entzückt, das großen Künstlern so vielfach Gelegenheit zu außerordentlichen Leistungen gegeben, das so viele volle Häuser gemacht, so große Bühnen=Einnahmen gebracht hat, nicht, wenn auch sehr spät, es verdienen, daß eine von den großen Theatern gemeinschaftlich ausgeschriebene Concurrenz für die gelungenste deutsche Uebersetzung zu einer solchen führen müßte? Würde nicht das beste was möglich ist geleistet werden, wenn, neben der ideal=künstlerischen Seite der Poesie, diese Bühnen zugleich die Verpflichtung übernähmen, die Uebersetzung zur Aufführung gelangen zu lassen?

Oder stände auch dem die bekannte Unbeweglichkeit einmal bestehender Bühnen=Verhältnisse entgegen?

Wären allseits als vortrefflich anerkannte Uebersetzungen vorhanden, wer würde wohl, wie es jetzt geschehen, es wagen, Opern, wie Don Juan und Figaro von der deutschen Nationalbühne ausgeschlossen sehen zu wollen, ihnen den Charakter fremdländischer Werke zu vindiciren?

Man sieht, die ganze Frage erhebt sich, Dank der Nachfolge Richard Wagner's weit über die Grenzen landläufiger Beurtheilung hi[...]

Was insbesondere den Figaro betrifft, so erfreut sich (die Secco=Recitative werden meist auf deutschen Bühnen, wa[...]

hr vernünftig finde, nicht gesungen) einer verhältnißmäßig sehr
tten Uebersetzung.

Was daran aber zu ändern wäre, würde, so weit es die
iction betrifft, in Kleinigkeiten bestehen, die bei einer komischen
onversations-Oper nicht in das Gewicht fallen können.

Die Treue der Uebersetzung gegen das Original und die Musik
rf man im Großen und Ganzen als musterhaft bezeichnen. Aller-
ngs kommen hie und da unbedeutende Veränderungen gegen den
alienischen Text vor, die wohl hätten vermieden werden sollen.
ber sie sind so unerheblich, daß sie kaum anders als bei den Pu-
sten oder denen Anstoß erregen werden, die jede Uebersetzung von
rnherein schlecht finden.

Ich könnte dies an einzelnen Beispielen leicht nachweisen.
Leinerseits würde ich, zumal mir nie Klagen über einen mangel-
ften deutschen Text des Figaro zu Gesicht oder zu Ohren ge-
mmen sind, auf derartige Kleinigkeiten, die der Musik nicht den
ringsten Eintrag thun, keinen Werth legen. Möglich, daß hie
nd da ein deutsches Wort nicht genau den Sinn des italienischen
extes wiedergiebt, und von strengen Tadlern als ein Beweis
hlechter Uebersetzung dargestellt werden könnte. Ich kann solchen
inzelnheiten keine besondere Wichtigkeit beimessen, zumal das deutsche
ublikum nun einmal die Oper gerade so, wie sie ihm bisher vor-
führt worden ist, kennt und liebt.

Weniger befriedigend würde das Urtheil über die Uebersetzung
uten, welche von Mozart's Titus vorhanden und bekannt ist.
n sich sind die gegen die italienischen Worte veranlaßten Ver-
nderungen in der Musik sehr unbedeutend und würden kaum in's
ewicht fallen. Es handelt sich, wie ich aus einer mir gehörigen
artitur ersehe, um eine sehr alte Uebersetzung, welche auch die
Secco-Recitative wiedergiebt, die ein wahrhaft spießbürgerliches
utsch enthalten. Eine andere bessere Uebersetzung ist nicht zu meiner
enntniß gelangt. Die vorhandene aber enthält in vielen Punkten
nz etwas Anderes, als die Verse Metastasio's besagen. Wenn
itellia in der Arie Nr. 2 zu singen hat:

eh, se piacer mi vuoi	Wohl, willst Du mir gefallen;
ascia i sospetti tuoi.	Laß ab von Deinem Mißtraun.
on mi stancar con questo	Beunruhige mich nicht
olesto dubitar	Mit Deinen läst'gen Zweifeln.

Chi cieca mente crede	Wer mit blindem Sinne glaubt
Impegna a serbar fede	Flößt selbst Glauben ein.
Chi sempre inganni aspetta	Wer stets Betrug erwartet
Aletta a inganar.	Reizt zum Betruge auf.

so entwickelt sich in diesen dem zu Zweifeln und zum Verdacht sehr wohl berechtigten Sextus gegebenen Lehren der eigensüchtige den schwachen Liebhaber mit wohlfeilen Redensarten leitende Charakter der herrschsüchtigen und intriguanten Fürstin klar genug. Sie hat ihr Auge auf Titus, den Kaiser, gerichtet, um, wenn er ihr nahen sollte, sofort Sextus, der sie liebt und den sie ihrerseits nur als Instrument behandelt, fallen zu lassen, wie dies auch demnächst geschieht.

Wie übersetzt der Verfasser diese Arie?

„Schlägt Dir mein Herz voll Liebe,
Laß Furcht und Argwohn schwinden
Stolz ihn zu überwinden
Sei Dir mein Herz genug.
Durch zärtliches Vertrauen
Entgeht man schlauen Ränken.
Durch Mißtraun Andern kränken
Reizt leicht sie zum Betrug."

wobei die zarte Figur auf alletta durch das rallentirende: reizt leicht textlich und musikalisch recht schlecht wiedergegeben ist.

Ebenso unrichtig ist die berühmte Arie des Sextus: Parto übertragen:

Parto, ma tu ben mio	Ich eile fort, Du aber, Geliebte,
Meco ritorna in pace.	Mache mit mir Frieden.
Sarò qual più ti piace	Ich werde, um Dir mehr zu gefallen
Quel, che vorai farò.	Thun, was Du forderst.
Guardami, e tutto oblio	Blicke mich an und ich vergesse Alles
E a vendicar io volo.	Und fliege Dich zu rächen.
Di quello sguardo solo	Nur an diesen einen Blick
Io mi ricorderò.	Werde ich dann denken.

Hier erscheint Sextus in seiner vollsten Schwäche, ein stammelnder Liebhaber, der kaum ein anderes Interesse erregen kann, als das seines physischen Untergangs.

Diese Seite des Charakters haben Hasse und Gluck in ihren früheren Compositionen des Titus sehr wohl get[illegible] Mozart hat in seiner Arie das hin- und herschwankende fertige des Charakters meisterhaft dargestellt. Vor uns er

:r nicht der Held, den die Uebersetzung in den folgenden Worten geben versucht:

„Feurig eil' ich zur Rache;
Ach nur vergieb der Schwäche.
Wenn jetzt mein Wort ich breche,
Dann sei dein Haß mein Lohn.
Lächle nur, und ich siege,
Und jeder Zweifel schwindet;
Dein einz'ger Blick entzündet
Mein Herz zur Rache schon."

Es ist vielmehr der von den Launen der Geliebten getriebene, ihr d sich selbst mißtrauende Liebhaber, der, indem er sich wider nen Willen zum Handeln emporrafft, schon fühlt, daß er dem rrschsüchtigen Willen der Fürstin nur als Werkzeug dienen soll.

Auch die zweite Arie der Vitellia (No. 25) gehört den Stücken an, ren Uebersetzung nicht gerade eine vorzügliche genannt werden kann.

Doch wird Titus nur auf den wenigen Bühnen noch gegeben, i denen Künstlerinnen vorhanden, die den Parthien der Vitellia id des Sextus gewachsen sind.

Es ist also zweifelhaft, ob es sich einer neuen Uebersetzung rlohnen würde, zumal wenn nicht zuvor die Sicherheit der An- ihme für die Bühnen-Aufführung gegeben wäre. Ohne diese ürde sich wohl Niemand einer so schwierigen Arbeit unterziehen ollen.

Cosi fan tutte, diese reizende Oper Mozart's, mit dem mderbar schlechten Text, der sich nur aus der zur Zeit ihrer itstehung auf den Lustspielbühnen und in der komischen Oper assirenden Liebhaberei an Verkleidungen und aus der hohen Stel- ng des Librettodichters erklären läßt, ist wiederholt neuen deutschen earbeitungen unterzogen worden, die ihre Beurtheilung bereits funden haben. Ich meine, über diese hier fortgehen zu dürfen.

Von Mozart's Opern bleiben hiernach der erneuten oder rbesserten Uebersetzung bedürftig nur Titus und Don Juan. id da Titus aus den angedeuteten Gründen hierfür kaum in age kommen dürfte, so beschränkt sich dieses Bedürfniß lediglich f die Nothwendigkeit, eine neue Uebersetzung des Don Juan zuführen.

Ueber die Möglichkeit ihrer Beschaffung kann man nicht eifelhaft sein. Das Mittel dazu ist oben angegeben.

Man sieht aus diesen Erörterungen, daß, was die Mozart-schen Opern betrifft, die Anklage unübersetzbarer Texte und schlechter Uebertragungen nur in sehr bedingtem Maaße zutreffen würde.

Wenn ich aber zu den Uebersetzungen der Opern von Gluck übergehe, so komme ich etwa zu demselben Resultat.

Marx hat in seiner Biographie Gluck's*) sich sehr scharf gegen die vorhandenen deutschen Uebersetzungen dieser französisch gedichteten Opern ausgesprochen. Er verlangt nicht nur die allgemeine Stimmung des Textes in der Uebersetzung ausgedrückt, sondern neben ihr den Sinn jedes Wortes, den Accent und den Sprachlaut jeder Silbe. Und da er dies nicht in der von ihm verlangten Unfehlbarkeit in den vorhandenen Uebersetzungen findet, versteigt er sich zu der Bemerkung, daß diese zur Lüge werden müsse. „Und nur so, (wie schon oben bemerkt) die Wahrheit in Lüge verdreht, hat Deutschland Gluck kennen gelernt."

Dies hat den Biographen des großen Meisters freilich nicht abgehalten, seinen späteren Citaten aus dessen Opern die deutsche Uebertragung zum Grunde zu legen.

M. Wirth hat sich in seinem Buche: Bismarck, Wagner, Rodbertus**) dieser Frage angenommen, um nachzuweisen, daß die Opern von Gluck (und Mozart) „nicht deutsch und damit ausgeschlossen seien aus dem künstlerischen Besitzthum des deutschen Volkes." Er will sie, wie auch Figaro und Don Juan***) zu den Dramen des Aeschylos und Sophokles der Geschichte und den künstlichen Veranstaltungen gelehrter Studien überwiesen, sie also überhaupt von der Bühne verwiesen wissen.

Er erklärt die Aufgabe der Uebersetzungen unlösbar und begründet dies unter Anderen durch den Text zum Schlußchor der Iphigenie in Aulis, welcher französisch wie folgt lautet:

1.

Partons, volons à la victoire,
Par nos faits éclatants étonnons l'avenir.
Que nos travaux, que notre gloire
Soient des siècles futurs l'éternel souvenir.

---

*) Gluck und die Oper. II. 184.
**) S. 106. ff.
***) S. 113.

2.

Parès de palmes de Bellone,
Qu'il est doux de jouir d'un tran'quille repos
Le plaisir seul paye et couronne
Du guerrier desarmé les pènibles travaux.

Es ist mir nicht erinnerlich, ob dieser Chor auf den Bühnen sungen wird. Jedenfalls steht der zweite Vers dem ersten an etischem Schwunge wie an Feuer erheblich nach. Wir erfahren er zu den oben angeführten Worten des ersten Verses noch, daß s französische: victoire und gloire etwas Anderes bedeute als nser deutsches: Sieg und Ruhm.

Freilich, wenn man dem Worte gloire den neufranzösischen Sinn der Nation beilegen will, die noch vor zwanzig Jahren an r Spitze der Civilisation zu marschiren wähnte, dann würde es schwer in, diese Karrikatur des Worts deutsch wiederzugeben. Schon seit 866, mehr noch seit 1870/71 ist dies aber doch anders geworden. m Uebrigen ist die bisher bekannte Uebersetzung jener Worte keine hlechte gewesen. Sie lautete:

1. Wohlan, laßt uns das Werk vollbringen,
Unser Sieg, schwer erkämpft, schalle laut durch die Welt,
Daß sich der Ruhm, den wir erringen,
Noch in spätester Zeit bei den Enkeln erhält.

2. Geschmückt mit Lorbeern und mit Beute
Wendet man nach dem Kampf froh der Heimath sich zu.
Das blut'ge Schwert legt man zur Seite,
Und genießt hocherfreut der erquickenden Ruh.

Wem dies nicht genügen sollte, dem könnte man folgende eberſetzung vorschlagen:

1. Zum Siege laßt uns muthig eilen,
Bis vom Glanz unsrer Thaten die Welt rings erbebt.
Im Kampfe laßt den Ruhm uns theilen,
Daß die Nachwelt im Lied uns mit Staunen erhebt.

2. Wohl schmückt mit stolzem Siegeskranze,
Uns das Volk jubelnd einst, das die Götter erhört.
Dann ruhn vom Streite Schwert und Lanze,
Friedlich wendet der Held sich zum heimischen Heerd.

Will man freilich so verfahren, wie Marx es will, so ver-ngt man von vorn herein das Unmögliche.

Wem wäre damit geholfen?

Dem deutschen Opernpublikum wahrlich nicht. Wir habe[n]
der Wiederbelebung des Idomeneus und der Alceste (in B[erlin]
und München), vermöge relativ guter Aufführungen die au[ßer-]
ordentlichen Wirkungen der alten klassischen Opern hinreic[hend]
beobachten können und auch im Don Juan und Figaro
volle Häuser gefunden.

Der deutschen Kunst? Noch viel weniger; denn ihr
nicht daran gelegen sein, ihre besten Werke vor der Zeit von
Bühne verbannt, ihre größesten Tonmeister in die Ecke ge[stellt]
zu sehen.

Den deutschen Musikern? Ich habe zu der großen Me[hr-]
zahl derselben das Vertrauen, daß sie sich zu sehr mit i[hrer]
Kunst verwachsen fühlen, um hierüber anders zu denken, als

Dem Wagnerianismus? Ja; aber nur demjenigen Th[eil,]
der auf der Höhe des Fanatismus steht, und diesem allein.

Wiegt er aber das deutsche Publikum, die deutsche Ku[nst,]
die deutschen Musiker auf? Gott sei Dank, nein und ab[er-]
mals nein.

Wozu also all der Lärm, wozu die Verunglimpfung
Besten, was wir haben und was wir uns nicht rauben la[ssen]
wollen? Wozu die ganze Litanei? Sie ist ohne Werth.

Es hindern diese Erwägungen natürlich nicht, der Fr[age]
besserer Uebersetzungen, deren Grundbedingungen ich oben zu d[em]
Don Juan-Text angedeutet habe, näher zu treten, wobei ich frei[lich]
in Bezug auf die zu 3 gedachte Deckung der Worte mit dem Ur[text]
und der Musik erheblich weniger weit gehe als Marx und Wir[th.]
Denn ich wünsche meinerseits gute Uebersetzungen im besten Si[nne]
des Worts. Nach jenen würden diese unmöglich sein.

Wenn ich hiernach auf die Gluck'schen Text-Uebertragun[gen]
selbst eingehen darf, so können für jetzt und in Bezug auf die o[ben]
bemerkten Aeußerungen von Marx und Wirth (andere Bemerkun[gen]
sind mir nicht zu Gesicht gekommen) nur die französisch compo[nir-]
ten Opern dieses großen Tonsetzers, des Reformators der O[per,]
in Betracht kommen.

Es handelt sich also nur um die beiden Iphigenien [und]
Armide.

Was nun die Iphigenie in Aulis anbetrifft, so sch[eint]

weder Marx noch Wirth eine andere Uebersetzung gekannt zu haben, als die von Sander. (Berlin 1809.)

Das Berliner Textbuch von diesem Jahre, welches übrigens auch den französischen Text enthält, sagt (unterzeichnet J. D. S.) in dem Vorwort ausdrücklich:

„Man erwarte hier nicht eine buchstäbliche Uebersetzung; sie zu einer schon vorhandenen Musik gut zu machen, ist, wie jeder Kenner weiß, eine wahre Unmöglichkeit. Doch, der Unterzeichnete darf glauben, daß Gluck, wenn er noch lebte, gegen die deutsche Nachahmung wenigstens nicht viele Erinnerungen machen würde. Denn er hat die Empfindungen des Originals — und die Musik soll ja die Sprache des fühlenden Herzens, nicht die des raisonnirenden Verstandes sein, — allenthalben, obgleich öfters in andern Worten, treu wiederzugeben gesucht und auf Deklamation sowohl als auch auf Accentuation die gehörige Sorgfalt verwendet.“

Sander fügt hinzu, daß der Kapellmeister B. A. Weber ihm durch Rath und That Hilfe geleistet habe.

Diese Uebersetzung zeichnet sich nun vor derjenigen der Iphigenie in Tauris, welche von demselben Autor verfaßt ist, durch größere Treue zur Musik, wie zu dem französischen Texte Bailly de Roullet's aus. Mit einigen Aenderungen würde man aus ihr eine sehr gute Text-Uebertragung herstellen können.

Es ist dies aber gar nicht einmal nöthig, denn es ist eine andere vortreffliche Uebersetzung (von Peter von Cornelius, gest. 1874) vorhanden, die allen Ansprüchen genügt, die man selbst nach strengem Maßstabe zu erheben geneigt sein könnte.*)

Mögen hie und da Einzelnheiten der Diction nicht besonders erwünscht erscheinen, z. B.:

S. 8. Agamemnon: O Herrscher du, in Aethers Reichen,
ibid. : Mein kläglich Geschick solchem Loose sie weiht.
S. 9. Kalchas: Diana, du von Jovis entstammt.
S. 13. Chor: Agamemnon, du magst Jovis in Dank entbrennen.

*) Breitkopf und Härtel's Textbibliothek. Nr. 85.
Diese Uebersetzung enthält leider nicht den oben bezeichneten Schlußchor, für den ich deshalb eine besondere Uebersetzung angefügt habe.

S. 15. Iphigenie: Ahnst du, wie sein Herz ich verführe?
S. 16. Iphigenie: Daß er will der Ehr' sich berauben.
S. 23. Achill: In treuster Freundschaftsgluth unsre Herzen entbrennen.
S. 26. Achill: Doch am Altar Agamemnon schon weilt.
S. 28. Achill: Fürstin, beruh'ge dich und fürchte keinen Harm.
S. 39. Iphigenie: Des Todes grauses Bild ich selbst beschwöre.

Im Ganzen sind dies untergeordnete Einzelnheiten, die sich ohne zu große Mühe würden abändern lassen.

Auf Gluck's Iphigenie in Aulis passen also die Klagen von Marx und Wirth nicht, zumal die Cornelius'sche Uebersetzung im übrigen in musikalisch-declamatorischer Hinsicht eine sehr gelungene ist.

Sie passen aber auch deshalb nicht, weil R. Wagner selbst seiner Bearbeitung der Iphigenie in Aulis einen Text untergelegt hat, der doch muthmaßlich von ihm herrührt, mindestens von ihm gebilligt worden ist.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob eine Bearbeitung in dem Maßstabe, wie sie hier vorliegt, gerechtfertigt und angemessen ist, noch weniger, ob sie nothwendig war.

Verlängerungen und Verkürzungen der Zwischenspiele, Einschiebung ganz neuer Instrumentalsätze, Streichen ganzer Tactreihen in den Chören, Aenderung der Tonarten, ganz neue Recitativsätze, das Einfügen eines neuen Schlusses unter Beseitigung werthvoller Theile der Originalcomposition geben, abgesehen von dem den modernen Instrumentalmitteln gemäß vervollständigten Orchester reichlichen Stoff zum Nachdenken und zur Erwägung.

Hier aber handelt es sich um die Uebersetzung, welche dieser Bearbeitung zu Grunde liegt.*) Dieselbe ist eine keineswegs schlechte. Sie ist in Bezug auf Sangbarkeit und auf Deckung der Worte mit der Musik der von Cornelius gleichzustellen, wenn sie gleich in den Worten und Versen eine gewisse hausbackne Prosa zur Schau trägt, die sie im poetischen Werthe gegen jene weit zurückstehen läßt. Daß in den Recitativen und einem Theile der Arien der Wagner'schen Uebersetzung die Reime fehlen, entzieht de

*) Breitkopf & Härtel's Textbibliothek. No. 85 B Ausgabe mit Scenerie.

Dichtung einen Schmuck, auf den ſie Anſpruch erheben darf. Es iſt nicht gleichgiltig daß es beiſpielsweiſe ſogleich am Anfang der Oper heißt:

Diana, Zorn, erglühte,	oder:	O Artemis, Erzürnte!
Umſonſt befiehlt Dein Drohn		Umſonſt gebieteſt Du mir
Dir dies Opfer zu weihen.		Dieſes ſchreckliche Opfer,
Umſonſt willſt Du zum Lohn		Umſonſt verheiß'ſt Du mir
Dann uns Gnade verleihen;		Deine göttliche Gnade,
Günſtige Winde, die lang Du		Und ein günſtiger Wind
Verſagt uns zum Hohn!		Der nach Ilion uns führt.

Oder wenn die Arie des Achill im 3. Akt lautet:

Dem Tod fällt Kalches Haupt zum Raub
Mein Stahl ſoll zum Orkus ihn ſenden:
Entweiht von frevelnden Händen,
Den Altar ſchmettr' ich hin in Staub,

oder aberob es heißt:

Der Prieſter, wagt er Dir zu nahn,
Er fällt meinem Schwerte zum Opfer,
Den Altar, den frevelnd ſie ſchmücken,
Ihn zertrümm'r ich mit kräftiger Hand.

Andere Verſe ſind über Gebühr trocken, z. B.

S. 7. Kalchas: Beruhigt Euch und geht! denn Heute noch,
Das verſprech' ich Euch, wird Euer Wunſch erfüllt.

Ferner das Wunderliche:

S. 8. Agamemnon: Kann die Göttin das geben'n?

S. 33. Chor: Nein, nimmer dulden wir das,
Daß den Göttern das Opfer man entführe.
Sie iſt das Opfer, das ſie fordert.

Derartiges findet ſich vielfach vor.

Indeß auf Einzelnheiten kommt es auch hier nicht an: es genügt, darauf hinzuweiſen, daß eine dritte Ueberſetzung vorhanden iſt, welche jedenfalls dem Haupte der Schule, die Gluck's Opern für unüberſetzbar erklärt, genügt haben muß, weil er ſie ſonſt ſeiner Umarbeitung der Oper nicht zum Grunde gelegt haben würde*)

*) Wirth (S. 132) hebt beſonders eine Stelle aus der Arie Nr. 3 des Agamemnon hervor (c. m. l. Andante): le sang d'eune victime et si tendre et si chère, welche in der Peters-Ausgabe mit:

„Daß ihr reines Blut er dort ſchaudernd ſehe fließen",

Bemerkenswerth ist es, daß dieselben den ursprünglichen Schluß-chor, den M. Wirth für besonders unübersetzbar erklärt, nicht enthält, wir daher auch keine Probe dessen haben, wie R. Wagner ihn übersetzt haben würde.

Was Glucks Armide betrifft, so ist mir nur eine einzige Uebersetzung dieser Oper bekannt, welche bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts von J. v. Voß gefertigt, auf der K. Bühne zu Berlin noch jetzt heimisch und auch in alle deutschen Klavier-Auszüge übergegangen ist.

Diese enthält eine im Ganzen sehr treue Uebersetzung des schönen Quinault'schen Original-Textes, der bekanntlich zuerst (1686) von Jolly componirt worden war.

Die Uebersetzung von Voß ist eine diesem ebenbürtige und als poetisch und sangbar anzuerkennen. Was an der Diction etwa als veraltet, hier und da als verfehlt zu bezeichnen wäre, würde sich leicht in einer Ueberarbeitung verbessern lassen.

Doch .kann ich die von Wirth (S. 132) getadelte Uebersetzung der Worte in der Arie des Hydraoth Nr. 2 (am. $^2/_4$ Andante): va accabler de son pesant fardeau in:

„Dies Haar erbleicht, dies Greisenhaupt wird kahl"

keineswegs unrichtig finden, besonders wenn man die vorhergehenden Worte:

> Je vois de près la mort, qui me menace
> Et bientôt l'âge qui me glace

mit in Betracht zieht.

Die wuchtende Last des Alters, welche in der Orchester-Begleitung allerdings sehr schön dargestellt ist, wird durch diese Uebersetzung wahrlich nicht verleugnet.

In manchen Einzelnheiten geben die gegen die Declamation Gluck's und gegen dessen Musik vorhandenen Aenderungen allerdings Anlaß zu Zweifeln. Wenn auch in den gebundenen Stücken die Freiheit der Bearbeitung möglichst beschränkt auftritt, so ist sie doch,

---

falsch übersetzt sei, weil auch dann zu dem französischen Worte tendre auf dem weichen des der Accord, das Wort: schaudernd, nicht passe.

Hätte er die Uebersetzung zu Wagner's Bearbeitung gekannt, dann würde er gefunden haben, daß dieser Uebelstand, wenn man ihn als solchen anerkennen will, hier vermieden worden ist.

selbst an besonders bezeichnenden Stellen und man darf hinzufügen, ohne dringende Veranlassung, nicht selten eine die Intentionen Gluck's abschwächende.

Ich erinnere hierbei an die bekannte Stelle im ersten Finale, wo bei dem Bericht des sterbenden Aronte Armide ausruft:

O ciel, c'est Renaud!

Aronte antwortet: C'est lui même!

Die Musik ist hier schlagend und kurz und ihre dramatische Festigkeit erträgt eine Aenderung in der Declamation nicht.

Die Uebersetzung ist leicht. Sie könnte lauten:

Armide: Weh mir! Ha! Rinald?

Aronte: Ja, er selber.

v. Voß übersetzt:

Armide: Ach Götter! ich ahne —

Aronte: Ja, es war Rinald!

für welche Worte die Töne des Recitativs neu eingerichtet werden mußten.

Manches Aehnliche ließe sich hinzu fügen; aber auch hier würde Abhilfe leicht sein.

Schwieriger dürfte diese sich für die Recitative gestalten, in denen der Uebersetzer sich viel größere Freiheiten gestattet hat, als das künstlerische Urtheil ihm zubilligen kann; aber auch hier ist es nicht zu schwierig, um der sehr schönen Mehrheit in dem überwiegenden Theile der Uebersetzung willen Aenderungen zu schaffen.

Was ich hierbei fürchte, ist, daß die wenigen großen Bühnen, welche noch die Armide geben, Bedenken tragen werden, sich zu irgend einer Aenderung in der Annahme eines überarbeiteten Textes, welcher ein neues Studium der Partien erfordern würde, herbeizulassen, und daß deshalb wenige Personen geneigt sein werden, ihre Zeit und Mühe an eine Arbeit zu verwenden, die nie in der Ausführung auf der Bühne zur Geltung gelangen wird.

Auch hier, wie bei den Uebersetzungen des Don Juan und der Iphygenie in Aulis liegt der Hauptfehler nicht in dem guten Willen und der Fähigkeit der Uebersetzer, sondern in der Bereitwilligkeit der Operndirectionen zur Annahme und Aufführung ihrer Arbeit.

Anders steht es mit der bisher auf den deutschen Bühnen eingeführten Uebersetzung der Iphigenie in Tauris von Sander.

Ich habe mich in dem oben bereits bezeichneten Buche, dem auch eine neue Uebersetzung dieser Oper beigefügt ist, hierüber ausführlich ausgesprochen. Hier sind Marx, R. Wagner und M. Wirth in ihrem Rechte, wenn sie, ungeachtet der an sich schönen Worte, Tadel aussprechen. Die sogenannte freie Bearbeitung durch Sander ändert in völliger Rücksichtslosigkeit und es darf hinzufügt werden, ohne irgend eine dringende Nothwendigkeit Recitation, Declamation und Rythmik in den Recitativen wie in den gebundenen Stücken derart ab, daß Vieles hierin sich zwar an Gluck anlehnt, in Wahrheit aber dem Uebersetzer und freien Bearbeiter angehört.

Hier ist eine durchgreifende Remedur absolut nothwendig, wenn man ein so großes Meisterwerk, wie diese Iphigenie es ist, nicht der völligen Verunstaltung dauernd Preis geben will.

Ich las im Breitkopf & Härtel's Text-Bibliothek Nr. 86, S. 6 mit Befriedigung, daß meine Uebersetzung eine „vorzügliche und meisterhafte" genannt ist. Umsomehr hätte ich den Wunsch gehabt, daß sie dem dort gegebenen deutschen Text zum Grunde gelegt worden wäre, ohne so vielen, zum Theil nicht eben verbessernden Abänderungen unterworfen zu sein.

Als Schlußresultat meiner Betrachtungen glaube ich sagen zu dürfen: Sowohl für die Aulidi'sche wie für Iphigenie in Tauris sind bessere Uebersetzungen vorhanden, als diejenigen, auf die sich Marx und Wirth beziehen und die auf den deutschen Bühnen eingeführt sind. Es hätte deren Beachtung verlangt werden können, ehe über die Gluck'schen Opern als deutsche Musterwerke, das Verdammungsurtheil hätte ausgesprochen zu werden brauchen.

Sollten diese Uebersetzungen zu einer würdigen deutschen Darstellung der genannten Opern nicht genügen, dann würde es auch hier an der Zeit sein, daß von Seiten der größeren Bühnen eine Concurrenz für die Vorlegung neuer Uebersetzungen ausgeschrieben würde, durch welche muthmaßlich den Uebelständen, über die zur Zeit Klage geführt wird, abgeholfen werden könnte.

Freilich, daß man zu solch energischen Mitteln schreiten sollte, glaube ich nicht. Das Interesse für die klassische Oper ist leider nicht darauf zugeschnitten, anders als in dem einmal hergebrachten, wenn auch durchaus ungenügenden Gange, bethätigt zu werden.

Meine Uebersetzung

zu

Mozart's Don Juan.



Als im Jahre 1865 und später im Jahre 1870 meine:
ersuche einer neuen Uebersetzung des Don Juan
hienen, war es schwer vorauszusehen, wie lebhaft sich die Don=
an=Literatur weiter entwickeln würde.

Seitdem sind drei neue Uebersetzungen des da Ponte'schen
tes, die eine von B. von Gugler*), die andere von Th. Epstein**)
dritte von F. Grandaur***) in die Oeffentlichkeit gelangt,
eine nicht geringe Menge kritischer Besprechungen hat darauf
gearbeitet, dem unerreichten Meisterwerke Mozart's nach allen
ten hin Verständniß und erneuertes Interesse zu beschaffen.

Meine damaligen Uebersetzungen konnten mir nicht vollauf
igen. Gründe, welche sich der Oeffentlichkeit entziehen, hatten
h verhindert, der schwierigen Arbeit des ersten Versuchs jene
he zu widmen, welche unerläßlich ist, wenn ein auch nur relativer
ad von Gelungenheit erreicht werden soll. Ich habe seitdem, so
t Verständniß und Kräfte dazu ausreichten, nicht aufgehört, die
ernde Hand daran zu legen.

Wenn ich sie in der jetzigen Umarbeitung dem Publikum noch
mal vorführe, so ist es ebenso wenig meine Absicht, dadurch an=
ten zu wollen, daß ich der Meinung sei, jetzt Vollendetes
eistet zu haben, als davon die Rede sein kann, daß dadurch dem

---

*) Berlin. Verlag von F. Schneider und von W. Müller.
**) Leipzig. Bei F. E. C. Leuckardt (C. Sander).
***) Frankfurt a. M. 1870. In Commission bei André.
†) München, Th. Ackermann, 1870.

Werthe und der Geltung der genannten andern Uebersetzun
hat zu nahe getreten werden sollen.

Ueber diese habe ich mich, so weit dies nicht in den z
genannten Uebersetzungs-Ausgaben geschehen ist, in dem vor
gehenden Aufsatz „die Uebersetzung der Opern von G
und Mozart in die deutsche Sprache“ ausgesprochen.

Für mich ist die weitere Vervollkommnung der Uebersetzu
des Don Juan eine Aufgabe, der ich meine Thätigkeit nicht g
entziehen möchte.

Dies ist der Sinn, in welchem ich die nachfolgenden Blät
betrachtet wissen möchte. Für alles Uebrige glaube ich auf d
Einleitung zu meiner oben genannten Schrift vom Jahre 18
verweisen zu dürfen.

Diese habe ich nur in einem Punkte, freilich in einem wese
lichen, zu vervollständigen.

Als ich zuerst an die Uebersetzung ging, habe ich in Bez
auf die practische Bedeutung eines neuen Don Juan-Textes ein
Factor unterschätzt, der bei derartigen Dingen von der wesentlich
Bedeutung ist. Es ist dies das deutsche Publikum.

Mag man die Absicht haben, unmittelbar für die Bühne z
arbeiten, oder nur die möglichst vollendete musikalische Darstellun
der Worte und Formen des Gedichts herbeizuführen bemüht se
immer wird der Werth dessen, was auf diesem Felde geschaf
wird, von der Anerkennung abhängig sein, welche ihm das mu
kalische und ästhetisch gebildete deutsche Publikum entgegenträgt.

Ich habe inzwischen Gelegenheit gehabt, durch vielfache B
sprechungen mit Personen, welchen ein eingehendes Interesse f
die Sache und tiefes musikalisches Wissen innewohnt, so wie dur
Verständigung mit Männern von wissenschaftlich erprobter Bildun
und fein poetischer Auffassung des Opernwesens mir die Ueber
zeugung zu verschaffen, daß eine neue Uebersetzung des da Ponte'
schen Originaltextes zum Don Juan, wenn sie nicht blos d
Menge bedruckter Papierstöße vermehren, sondern zu einer pr
tischen Anwendung überleiten soll, mit den Traditionen des Do
Juan, wie er bisher auf den deutschen Bühnen zu Hause w
nicht durchweg brechen dürfe.

Ich weiß sehr wohl, daß diese Ansicht zahlreiche Gegner h
Ich selbst habe diesen eine Zeit lang mit angehört. Ich weiß a

ß man bei strenger Auffassung der theoretischen Forderungen
les von dem, was das Publikum erhalten zu sehen verlangt,
werfen könnte.

Dennoch glaube ich, daß man, wenn es darauf ankommt, durch
e verbesserte, den Bedingungen der Mozart'schen Partitur und
Poesie des Originaltextes entsprechende Bühnen-Uebersetzung
n Meisterwerke selbst Genüge zu leisten, von diesen strengen An-
derungen absehen darf.

Es würde sich in diesem Falle nur fragen, ob das, was die
ehrzahl der Opernfreunde von den bisherigen Uebersetzungen
alten zu sehen verlangt, so schlecht ist, daß die Beseitigung sich
eine Forderung des guten Geschmacks darstellen und daher im
teresse des Kunstwerks selbst liegen würde.

Für Fälle dieser Art würden aber, glaube ich, Zweifel nicht
walten können.

Es handelt sich vorzugsweise nur um gewisse Schlagverse,
ch welche die Anfänge einzelner Musikstücke bezeichnet werden,
welche, wie nicht in Abrede gestellt werden kann, derart bei
n Publikum, dem größeren, wie dem im engeren Sinn musikalisch
bildeten, Eingang gefunden haben, daß es kaum durchführbar sein
rde, dasselbe ihrer entwöhnen zu wollen.

Verse wie:

Keine Ruh' bei Tag und Nacht
oder:
Reich mir die Hand, mein Leben,
oder:
Du Bild von Marmorsteine

ben in der That eine feststehende Geltung erlangt. Mag man
er ihren ästhetischen Werth denken wie man wolle, sie werden
dem Wege neuer Uebersetzungen kaum zu verdrängen sein. Sie
gen aber auch keineswegs so weit außerhalb der musikalischen und
hetischen Kunstsphäre, daß sie unbedingt und unter allen Um-
nden verworfen werden müßten. Ja einzelne unter ihnen, z. B.
r Anfang der Oper:

Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Nichts was mir Vergnügen macht,
Schmale Kost und wenig Geld,
Das ertrage wem's gefällt!

sind im Grunde besser, als alles Andere, was an dem Ue
setzen versucht worden ist.*)

Ich bin daher mit dem Bewußtsein der Nothwendigk
einer nicht geringen Anzahl der früheren Textanfänge zurück
und glaube dadurch keinen Rückschritt gethan zu haben.

Im Uebrigen schließt sich der nachfolgende Text gena
durch Sonnleithner veröffentlichten alten da Ponte'schen
buche an und ist der Musik so genau untergepaßt, daß beim
folgen des italienischen Textes keine Zweifel über das ri
Unterlegen der Worte wird entstehen können.

Wo die Musik es zuließ, sind Rhythmen und Versba
Originaltextes und so weit als möglich auch die Reime beibeh
worden.**)

Die Genauigkeit der Uebertragung erstreckt sich auch au
Recitative, bei denen im Grunde genommen Abweichungen von
italienischen Versbau und Silbenmaß nicht gerade bedenklich
würden.

Bei der Folge der Stücke bin ich gleichfalls streng
alten Textbuch gefolgt, welches für die erste Aufführung

---

*) Ich nehme hiervon meine eigene gegen früher veränderte Uebers

> Plag' und Sorgen Tag und Nacht,
> Keine Freude, viel gequält,
> Stets durch Sturm und Wind gejagt,
> Schlecht das Essen, knapp das Geld!

obschon ihr der Vorzug der wörtlicheren Treue nicht abgesprochen w
dürfte, ebenso wenig aus, als Gugler's:

> Nichts als Plage spät und früh,
> Alles dulden wie ein Schaf,
> Keinen Dank für saure Müh',
> Und des Nachts nicht einmal Schlaf!

**) Es ist von einer Seite her (Epstein) verlangt und von einem
der Kritik als ein Fortschritt begrüßt worden, daß jedes Wort in der
setzung dieselbe Stelle behalte, an welcher das italienische Wort des Ori
textes in der Paritur steht. Dies durchzuführen ist meines Erachtens
Unmöglichkeit, von der man zu abstrahiren gezwungen ist, wenn ma
ästhetischen Seite der Uebersetzung nicht noch mehr Zwang anthun wil
dies ohnehin der Fall sein muß. Es kommen allerdings Stellen vo
denen nicht anders verfahren werden darf. Andererseits wird es aber
selbst strengen Anforderungen genügen, wenn da, wo diese Nothwendigkeit
vorliegt, Wortsinn und Charakter der musikalischen Auffassung sich geg
decken.

ı Juan in Prag gedruckt war. Die für Wien später compo= en Stücke sind als Anhang beigefügt, mit Ausnahme des dem iten Acte angehörigen Recitativs und Duetts zwischen Zerline Leporello.

Auf Auseinandersetzungen über scenische Arrangements einzu= en, lag nicht in meiner Absicht. Ueber die am meisten streitigen gen, ob am Schluß des ersten Actes der Chor mitwirken r von der Bühne abtreten, ob der Comthur in der Kirchhofs= ene als Reiterstatue oder zu Fuß dargestellt werden solle, endlich im zweiten Finale der viel angefochtene Feuerregen fortbleiben der Schluß der Oper nach der ersten Inscenesetzung zu Prag geführt werden müsse, bin ich meinerseits nicht in Zweifel.

Inzwischen wird die Bestimmung hierüber immerhin den hnen=Vorständen überlassen bleiben müssen. Wie auch der Ein= e urtheilen möge, es wird doch anerkannt werden dürfen, daß isse Ueberlieferungen auch hier ihr Recht behaupten können, und , wo diese den verlangten Abänderungen entgegenstehen, das ssere nie der Feind des Guten sein solle.

Auch über Charaktere wird eine Einigung schwerlich erzielt den. Die Anschauungen, welche ich hierüber früher (insbesondere r Donna Anna und Ottavio) veröffentlicht habe, sind Gegen= d mannigfacher Besprechung gewesen und haben Gegner ge= den, deren Gewicht ich nicht unterschätzen möchte. Darauf ückzukommen würde unersprießlich sein und wenig an dem Für Wider ändern.

Das Wesentliche und Nothwendige ist, daß ein Jeder, der an Kunst und ihren idealsten Gebilden Antheil nimmt, nach seinen äften bemüht sei, diesen eine würdige Auffassung und, so weit an ihm liegt, die Möglichkeit einer vervollkommneten Ausfüh= ng, sei es im Großen, sei es im Kleinen, zu schaffen.

Wenn in diesem Sinne alle Kräfte zusammenwirken, dann g immerhin eine gewisse Verschiedenartigkeit der Auffassung im nzelnen ihr Recht behalten; dann ist aber auch nichts nützlicher, s das Gegeneinander=Arbeiten und das dadurch bedingte Ab= ren der Meinungen.

Don Juan.

Oper in zwei Acten.

Gedicht vom Abate da Ponte.

Musik von Mozart.

Personen:

Don Juan.
Donna Anna.
Don Ottavio, deren Bräutigam.
Der Comthur.
Donna Elvira, von Don Juan verlassen.
Leporello, Diener des Don Juan.
Masetto, ein Bauer.
Zerline, dessen Braut.

Die Scene spielt in einer spanischen Stadt.



Erster Act.

Erste Scene.

Vorhof vor dem Palaste des Komthur. Nacht.

Leporello, in seinen Mantel gehüllt, geht vor dem Palaste auf und ab.

Nr. 1. Introduction.

Leporello. Keine Ruh bei Tag und Nacht,
Nichts was mir Vergnügen macht,
Schmale Kost und wenig Geld,
Das ertrage wem's gefällt!
Ich will selbst den Herren machen,
Will nicht länger Diener sein.
So ein großer Herr kann lachen!
Will er seine Schöne sehen,
Muß ich draußen Schildwach stehen!
Doch mich däucht, ich höre kommen,
Fort, ins Dunkel schnell hinein!
(Er versteckt sich).

Don Juan stürzt aus dem Palast. **Donna Anna** sucht ihn am Mantel festzuhalten, er sein Gesicht zu verbergen.

Donna Anna. Nein, so lang' ich athm' und lebe,
Hoffe nicht mir zu entfliehn!

Don Juan. Unglücksel'ge, schweig' und bebe!
Nie erfährst Du, wer ich bin.

Leporello. Welch' ein Lärmen! O Gott ich bebe!
Neuer Sturm bricht los auf ihn!
Donna Anna. Leute, Helft! Hört meine Stimme!
Don Juan. Schweig' und bebe meinem Grimme!
Donna Anna. Ehrvergeßner!
Don Juan. Fort, Verwegne!
Donna Anna. In verzweiflungsvollem Kampfe
Folg' ich Dir mit lautem Drohn!
Don Juan. In verzweiflungsvollem Kampfe
Spricht sie meiner Stärke Hohn!
Leporello. In's Verderben so mich bringen;
Ach, wie gern lief' ich davon!
(Don Juan reißt sich los. Donna Anna stürzt fort. Der Komthur tritt den Degen in der Hand.)
Komthur. Laß sie Verräther! Zieh' Deinen Degen!
Don Juan. Wie? Schwacher Alter, noch so verwegen!
Komthur. So willst Du schmachvoll und feig entflieh'n?
Don Juan. Ich mit Dir kämpfen? Nein!
Elender!
Komthur. Stehe mir!
Don Juan. Elender!
Leporello. Wo mich verbergen! O Gott, wohin?
Komthur. Feiger Du!
Don Juan. Elender! Zittre! Der Tod harrt Dein!
(Sie fechten. Nach einigen Gängen stößt Don Juan den Komthur nieder.)
Komthur. Ach, zu Hülfe! Weh, ich sinke;
Mich durchwühlen Todesschmerzen,
Und es strömt aus meinem Herzen
Blut und Leben schon dahin.
(Stirbt.)
Don Juan. Ha, schon sinkt der Unglücksel'ge,
Windet sich in Todesschmerzen,
Und es strömt aus seinem Herzen
Blut und Leben schon dahin.
Leporello. Welche Unthat, welch' Verbrechen!
Schwer bedrängt, voll Graun und Zagen
Fühl' ich bang das Herz mir schlagen;
Ach, nicht weiß ich mehr wohin!

·on Juan (leise). Leporello! Wo bist Du?
eporello (leise). Ach hier, zu meinem Unglück!
Und Ihr, Herr?
·on Juan. Nun hier!
eporello. Wer fiel denn? Ihr? der Alte?
·on Juan. Wie, Du Dummkopf, Du fragst noch? der Alte!
eporello. Bravo! 's ist wahrlich zum Erröthen;
Die Tochter schänden und den Vater tödten!
·on Juan. Nun, er wollt's so! Was thut das!
eporello. Doch Donna Anna,
Was wollte sie denn?
·on Juan. Schweig'! Reize mich nicht!
(Mit der Geberde des Schlagens.)
Komm eilig, oder fürchte von mir Deinen Lohn!
eporello. Dafür dank' ich, o Herr! Ich schweige schon!
(Beide eilig ab.)

onna Anna. Don Ottavio mit Dienern, welche Fackeln tragen.
onna Anna. Schnell zu Hilfe, Geliebter, rette, schütze sein Haupt!
·on Ottavio (mit bloßem Degen). Mein Blut und Leben geb' ich gern für das seine!
Doch, wo ist der Verwegene?
·onna Anna. Hier wars, hier stand er!
(Sie erblickt den Leichnam.)

No. 2. Recitativ und Duett.

)onna Anna. Ha, welch' graunvolles Bild, das ich in Blut und Schrecken
Vor mir erblicke! Mein Vater! O mein Vater!
Theuerster Vater!
)on Ottavio. Was seh' ich!
)onna Anna. Der feige Mörder hat ihn durchbohrt.
Dies Blut, diese Wunde, dies Antlitz,
Weh' mir, so ganz bedeckt mit Todesblässe!
Kein Odem hebt die Brust, kalt sind die Glieder;
Ach, mein Vater, bester Vater! Theuerster Vater!
Ich sinke! Ich sterbe!
(Sinkt in Ohnmacht.)
)on Ottavio. Ach, eilt zu Hilfe, Ihr Freunde, der Heißgeliebten,
O helfet ihr, ach rettet sie, steht ihr bei!
Welch ein Unheil! O eilt, ich bitt' Euch! O Anna!

Theure! Geliebte!
Des Jammers schwere Last wird die Arme tödten.
Donna Anna. Ach!
Don Ottavio. Ha, sie athmet! Erneuert Eure Hilfe!
Donna Anna. Ach, mein Vater!
Don Ottavio. Entfernt, verberget schnell
Vor ihren Augen dieses Bild des Entsetzens.
O Heißgeliebte! Erhole Dich, ach fass' Dich!
Donna Anna. Fort, Unglücksel'ger! Fliehe!
O laß auch mich hier enden!
Fiel doch von Deinen Händen,
Der mir das Leben gab.
Don Ottavio. Hör' mich, mein Herz, ach höre!
Laß diesen Blick Dir sagen,
Du darfst vor Dem nicht zagen,
Der treu Dir bis an's Grab!
Donna Anna. Du bist's — Verzeih', o Theurer!
Mein Jammer, weh' mir, betäubt mich!
Wo ist mein Vater sprich?
Don Ottavio. Dein Vater! Laß uns meiden
Bittrer Erinnrung Leiden!
Dir Gatte und Vater bin ich.
Donna Anna. Auf! Deinen Eid zum Pfande,
Räche dies edle Blut!
Don Ottavio. Ich schwöre
Bei meiner Ehre,
Bei uns'rer Liebe Gluth!
Beide. O welch ein Schwur voll Schrecken!
O Stunde banger Qualen!
So ganz dem Leid verfallen
Wankt tiefgebeugt mein Muth!
(Beide ab.)

Zweite Scene.

Straße mit freier Aussicht auf eine ländliche Gegend. Morgen.

Don Juan und Leporello.

Don Juan. Wohlan! So erklär' Dich schnell! Sprich, was willst Du?
Leporello. Gar wicht'ge Dinge hab' ich Euch zu sagen!

on Juan. Ich glaub' es wird sehr wichtig sein. Desto besser!
Heraus damit!
porello. Doch schwört mir,
Daß Ihr nicht böse werden wollt!
on Juan. Ich schwör's bei meiner Ehre!
Nur daß vom Komthur ich nichts weiter höre!
porello. Niemand stört uns?
on Juan. Du siehst es!
porello. Niemand kann hören?
on Juan. Nein!
porello. So wollt ein freies Wort d nn Ihr mir gewähren?
on Juan. Ja!
porello. Nun denn, wenn dem so ist,
Mein theuerster Gebieter, das Leben das Ihr führt
Ist ganz abscheulich!
on Juan. Ha, Verwegner, welche Sprache!
porello. Ihr gabt eu'r Wort mir!
on Juan. Rede mir nicht von meinem Worte!
Schweige! Ich will!
porello. Nichts sag ich mehr, Herr, ich bin schon stille!
on Juan. Gut denn, so laß ich's gelten. Nun sprich, Du Dummkopf,
Weißt Du, weshalb wir hier?
porello. Wie kann ich's wissen?
Doch weil der Morgen dämmert, möcht' ich sagen,
Eine neue Erob'rung!
In die Liste wird gleich sie eingetragen.
on Juan. Sieh' doch, welch' ein Genie! Nun denn, so wisse;
Von Lieb' entbrannt bin ich für eine Schöne;
O ich weiß es, ja sie liebt mich. Ich sah sie,
Mit ihr sprach ich — dort in mein Landhaus
Kommt sie heute zur Nacht. — Stille, mir ist so,
Als wittre ich hier Weiberluft!
porello. Zum Teufel, wie fein sein Geruch ist!
on Juan. Mir scheint, sie sei sehr reizend.
porello. Und welch' sichres Auge!
on Juan. Fort, daß sie uns nicht findet!
Lauschen wir unbemerkt!
porello. Wie schnell das zündet!

No. 3. Arie.

Elvira in Reisekleidern aus dem Gasthause tretend.

Wann werd' ich, ach, erfahren,
Der Frevler, wo er weilt,
Den ich Unsel'ge liebte,

Der treulos mir enteilt.
Find' ich den Falschen wieder,
Kehrt er mir nicht zurück,
In Marter dann und Qualen
Vollend' ich sein Geschick!

Don Juan. Vernahmst Du? Eine Schöne,
Verlassen und in Thränen!
O die Arme!
Wohlan, ich kenne Trost für solche Leiden!

Leporello. Schon weiß ich, welchen Trost er wird bereiten!

Don Juan. Schönes Fräulein!

Donna Elvira. Was giebt's?

Don Juan. Himmel, wen seh ich?

Leporello. Zum Teufel! Donna Elvira!

Donna Elvira. Ha, Don Juan, Du bist's,
Mann voller Trug, treuloser Frevler!

Leporello. Welch' fürchterliche Titel! In der That, ich glaube,
Sie kennt ihn gründlich!

Don Juan. O theure Donna Elvira,
Beruhigt dieses Ungestüm, o hört mich,
Vergönnt mir nur ein Wort!

Donna Elvira. Was kannst Du sagen
Nach so schwarzem Frevel? In meine Wohnung
Weißt Du Dich einzuschleichen; Mit tausend Künsten,
Mit heil'gen Schwüren und mit Schmeicheln gelingt Dir's,
Dieses Herz zu umstricken. Lieb' erfüllt mich, Grausamer,
Du erklärst für Dein Weib mich und dann, verachtend
Was uns heilig im Himmel und auf Erden,
Voll von tückischem Frevel am dritten Tag entfernst Du Dich von
Burgos;
Mich verlassend entflieh'st Du, läßt mich als Beute
Der Reue und den Klagen,
Mich, die im Herzen Dich so treu getragen!

Leporello. Wie ein Buch, das gedruckt ist!

Don Juan. O theure Donna,
Hört doch nur meine Gründe!
(Zu Leporello.)
Nicht wahr, Freund?

Leporello. Wahrhaftig! Und was für trift'ge Gründe!

Donna Elvira. Ha, welche Gründe,
Wenn nicht Dein treulos Wesen, Dein Leichtsinn, Deine Bosheit:
Doch gerecht ist der Himmel! Ich fand Dich wieder,
Um mich und ihn an Dir zu rächen!

Don Juan. Theure, o hört mich, laßt vom Zorn Euch nicht bethören.

(Ich fürchte, sie bringt mir Gefahr!) Und glaubt Ihr mir nicht,
O so glaubt doch den Worten dieses braven Mannes.
eporello. Ei wahrhaftig!
on Juan. Geh, sag' ihr Alles!
eporello (leise). Und was soll ich denn sagen?
Don Juan. Ja, ja sag' ihr nur Alles!
(Geht, unbemerkt von Elvira, ab.)
onna Elvira. Wohlan, so rede!
eporello. O Donna, ja wahrhaftig,
Auf diesem Erdball, wie wär's so herrlich,
Wäre dem nur so, daß das Viereck nicht rund wär' —
onna Elvira. Ha, Vermessner, willst Du an meinem Leib
Dein Spiel versuchen? Und Du — Himmel!
Der Frevler entflohn! Ach welcher Schmerz! Wohin? Wo ihn finden!
eporello. Ach, so laßt ihn doch laufen. Glaubt, er verdient nicht,
Daß Ihr so um ihn weinet!
onna Elvira. Dieser Verräther!
So betrogen von ihm!
eporello. Ich bitte, tröstet Euch!
Ihr seid noch nicht, und war't nicht und werdet nicht sein
Nicht die erste noch die letzte. O schaut nur,
Dies Buch, das nicht ganz klein ist, es ist ganz voll
Von den Namen seiner Schönen;
Alle Länder, jedes Dörfchen und jede Stadt
Bezeugen es laut, wie er die Frau'n verführt hat.

No. 4. Arie.

Edles Fräulein, dieses lange Register
Nennt die Frau'n, die er treulos verführet;
Sorgsam schrieb ich's, so wie sich's gebühret,
Gebt fein Achtung und folgt mir dabei.

In Italien sechshundert und vierzig,
Und in Deutschland zweihundert und dreißig,
Hundert in Frankreich, im Orient nur neunzig,
Doch in Spanien schon Tausend und drei!

Seht darunter Bauermädchen,
Kammerzofen, Bürgerstöchter,
Mit der Gräfin Baronessen,
Marchesinnen und Prinzessen,
Jeden Stand, so jung wie alt,
Schön und häßlich von Gestalt.

An den Blonden rühmte er immer
Blauer Augen sanft fleh'nden Schimmer:
An den Braunen feur'ge Triebe,
Bei den Blassen stille Liebe;
Volle sucht er für den Winter,
Doch im Sommer schlanke Kinder,
Stolze Würde bei den Großen,
Doch mit Kleinen heimliches Kosen!

Alte hielt er hoch in Ehren
Um dies Buch hier zu vermehren,
Doch vor Allem geht sein Streben
Nach der Jugend warmem Leben.
Ob sie klein sei, ob sie reich sei,
Ob sie häßlich, schön, ob bleich sei,
Welche Schöne ihn auch anlacht,
Nun, ihr wißt ja, wie er's macht!
(Leporello ab.)

Donna Elvira. Ha, so ruchlos und schändlich von dem Frevler verrathen:
Soll dies der Lohn sein, den ich zu hoffen wagte
Für meine Liebe?
Ha, furchtbar rächen will ich dies betrogne Herz!
Er will mich fliehn, mich verrathen, entweichen.
Doch meiner Rache, diesem Zorn der mich treibt
Soll er erbleichen! *)
(Sie geht ab.)

No. 5. Duo und Chor.

Zerline. Masetto, Bauer und Bäuerinnen.

Zerline. Kommt, ihr Mädchen, geschaffen zur Liebe,
Nützt sie wohl, eure blühende Zeit!
Pocht das Herz euch in schwellendem Triebe,
Seht die Hülfe, sie ist schon bereit.
Masetto. O, ihr Bursche, ihr flattert und glühet,
Jagt und suchet bald dort und bald da!

*) Nach dem auf den meisten Bühnen eingeführten Scenarium würde hier das Recitativ und die Arie der Elvira: **Wie voll von Freveln**, Nr. 2 des Anhangs folgen

Ach, nur kurz ist die Lust. die euch blühet,
Doch das Glück, o wie ist es so nah!

eide. Komm, o komm doch, { Geliebter, / Geliebte, } zum Feste!
Singt und tanzet, ihr fröhlichen Gäste,
O, die Freude, die Freude ist da!

hor. Ja, die Freude, die Freude ist da!

Don Juan und **Leporello** treten auf.

on Juan. Sie ist fort, die Bethörte! Doch sieh nur, sieh nur,
Wie die Leutchen so froh, wie schön die Frauen!

eporello. Ha, bei so großer Zahl
Bleibt mir doch sicherlich auch noch die Wahl!

on Juan. Lieben Freunde, ich grüß' Euch!
Fahret fort, seid lustig, froh und heiter!
Gute Leute, ich bitt' Euch, singet weiter!
Hier giebt's wohl eine Hochzeit?

erline. Ja, gnädger Herr, und die Braut bin ich selber!

on Juan. Wahrlich, das freut mich. Der Bräutigam?

asetto. Ich, Euch
zu dienen!

on Juan. O Bravo! Mir zu dienen! Das heißt ganz wie ein Mann
Von Stande gesprochen!

eporello. Sei Du nur erst ein Eh'mann!

erline. Ja, mein Masetto ist gut und treu von Herzen.

on Juan. Auch ich! O wahrlich, wir müssen Freunde werden.
Wie ist Dein Name?

erline. Zerline!

on Juan. Und Deiner?

asetto. Masetto!

on Juan. O mein lieber Masetto, Du reizende Zerline,
Ich versichere Euch hiermit meiner Gnade!
(Zu Leporello, der sich an die Bauermädchen gemacht hat.)
Leporello! Was machst Du da? Du Schlingel!

eporello. Auch ich, theurer Gebieter,
Ich versichre die Mädchen meiner Gnade!

on Juan. Eilig führe sie fort! Dort in mein Schloß
Bringe Alle auf der Stelle! Sorge für Alles,
Für Chocolade, Café, Wein und für Speisen.
Suche sie zu belustigen, zeige ihnen
Den Garten, meine Gemälde, meine Zimmer,
Und vor Allen
Soll's meinem Freund Masetto recht gefallen!
Wohl verstanden?

eporello. Wohl verstanden. Nun fort!

Masetto. Herr Ritter!
Don Juan. Nun, was giebt's?
Masetto. Ohne mich
Bleibt mein Zerlinchen nicht hier!
Leporello. An Deiner Stelle
Wird mein Herr bei ihr bleiben und sicher
Wird er gut Deine Rolle spielen!
Don Juan. Wahrlich, Zerline
Ist hier in guter Hand. Geh' nur, bald kommen
Wir Beide Dir nach!
Zerline. Geh', sei nicht ängstlich!
Bleib' ich nicht an der Seite eines Ritters?
Masetto. Grade deshalb —
Zerline. Grade deshalb darfst Du
Nicht ängstlich sein!
Masetto. Und doch — potztausend!
Don Juan. Holla! Wozu die Zänkerei? Wirst Du nicht schnell,
Ohn' allen Widerspruch von dannen gehen,
(Den Degen anfassend.)
Masetto, bald dann ist's um Dich geschehen!

Nr. 6. Arie.

Masetto. Hab's verstanden, ja, mein Herr,
Großen Dank! Schon geh' ich fort;
Denn Ihr habt's ja so verlangt,
Und ich wage nicht ein Wort.
Seid Ihr nicht ein Cavalier?
Wie käm' da ein Zweifel mir!
Deutlich sagt mir's Euer Blick,
Ihr wollt nichts als unser Glück.
(Zu Zerline.)
Ungetreue, falsche Schlange!
Mein Verderben warst Du lange!
(Zu Leporello.)
Ja, ich komme!
(Zu Zerline.)
Du kannst bleiben!
Wahrlich, 's ist ein herrlich Treiben!
Schafft Dir doch der gnäd'ge Ritter
Bald ein glänzendes Geschick!
(Mit Leporello und den Bauern ab.)

Don Juan. Befreit sind wir nun endlich,
Mein Zerlinchen, von ihm, dem rohen Burschen!
Nun, was sagst Du? Nicht wahr, ich weiß zu handeln.
Zerline. O Herr, er ist mein Bräut'gam.
Don Juan. Wer? Der da? Glaubst Du, ein Mann von Ehre,
Ein Mann von hohem Rang, ein Mann wie ich,
Ich könnte dulden, daß so hohe Reize,
Dies Antlitz voll Süße
Ein solcher Bauerntölpel jemals küsse?
Zerline. Und doch, o Herr, ihn zu heirathen hab' ich ihm versprochen.
Don Juan. Dies Versprechen kann Dich nicht binden.
Du bist nicht geboren, um Bäuerin zu werden.
Ein besser Schicksal schafft Dir sicher dieses Auge voll Leben,
Dieser Lippen Erbeben,
Wie duft'ge Rosen glühend diese Wangen,
Die wie ein Strauß von Blüthen lächelnd mir prangen.
Zerline. Und doch, ich fürchte —
Don Juan. Was kannst Du fürchten?
Zerline. Am Ende doch betrogen zu sein. Zu gut nur weiß ich,
Wie selten, ob Ihr Herrn gleich ehrlich scheinet,
Ihr es gut mit uns meinet.
Don Juan. Das ist Verläumbdung, die der Pöbel erfunden.
Die Treue strahlt Dir entgegen im Adel unsres Blicks,
Laß nicht die Zeit entfliehen. Hier auf der Stelle
Reich' ich Dir meine Hand!
Zerline. Ihr?
Don Juan. Ja, beim Himmel!
Mein dort ist jenes Landhaus, dort laß uns hinziehn,
Dort, Theure, sollst Du sehn, wie ganz ich Dein bin!

Nr. 7. Duett.

Don Juan. Reich' mir die Hand mein Leben,
O sprich Dein süßes Ja!
Kannst Du noch widerstreben?
O komm, es ist so nah!
Zerline. Wohl möcht' ich, ach und schwanke,
Wie fühl' ich bange Pein!
Ein seliger Gedanke —
Doch könnt' es Täuschung sein.
Don Juan. Komm doch, die heiß ich liebe!
Zerline. Wie dauert mich Masetto!
Don Juan. Glücklich will ich Dich sehen!
Zerline. Kaum kann ich widerstehen!

Beide. So komm' und laß uns eilen,
Der Liebe Glück zu theilen,
Der Freud' uns ganz zu weih'n!

(Sie gehen Arm in Arm auf das Landhaus zu. Elvira tritt auf, ih
entgegen.)

Donna Elvira. Fort von ihr, Unglücksel'ger! Der Himmel
Führt mich her, Dich zu entlarven.
Ich will sie retten, will die arme Unschuld'ge,
Schützend entziehn Deinem schändlichen Zauber!

Zerline. O Gott, was muß ich hören!

Don Juan. (Hier gilts Verstellung!)
(Leise zu Elvira.)
Siehst Du denn nicht, o Theure,
Daß ich hier Scherz nur treibe?

Donna Elvira. Nur ein Scherz wär's?
O Himmel, welch' ein Scherzen! Ich weiß, Verruchter,
Wie Du tödtlichen Scherz treibst!

Zerline. Aber gnäd'ger Herr Ritter, ist's wahr, was sie da sagte?

Don Juan. Ach, diese Unglücksel'ge! Welch ein Wahnsinn der Reigun
Aus Mitleid nur laß mich Liebe ihr zeigen;
Ach, leider ist ein fühlend' Herz mir so eigen!

Nr. 8. Arie.

Donna Elvira. Ha, flieh den falschen Mann,
Verachte, was er spricht.
Nur Trug und eitler Wahn
Erfüllt sein Leben.
Blick' her auf meine Leiden,
Auf mein gebeugtes Herz!
Ach könnte doch mein Schmerz
Dir Frieden geben.

(Elvira mit Zerlina ab.

Don Juan. Heut, glaub' ich, hat ein Dämon sich verschworen,
All' meine Pläne frech zu durchkreuzen.
Mir mißlingt heut Alles!

Donna Anna und Don Ottavio treten auf.*)

Don Ottavio. Geliebte, entsage jetzt diesen Klagen;
Nur die Rache noch ziemt uns! Sieh da, Don Juan!

*) Nach dem jetzt zumeist gebräuchlichen Scenarium würde hier d
Arie des Ottavio im Anhang: An ihrem Frieden folgen, natürlich m
der Veränderung der Worte: An deinen Frieden, nur deine Freude ꝛc.

…uan. (Das grade fehlte mir noch!)
… Anna. Mein Lieber, ein Glücksstern
…rt uns zu Euch! In Euch glüht Kühnheit,
…ht edler Freundschaft und Treue Feuer.
…uan. (Ha, ich möchte fast schwören,
…ß der Teufel mich verrathen.) Was begehrt Ihr? O sprecht!
…a Anna. Wie sehr bedarf ich Eures helfenden Armes!
…Juan. (Mein Herz beginnt zu stocken!) O, gebietet!
(Mit Feuer.)
…as ich habe, mein Vermögen,
Diese Hand, diesen Degen, mein Leben, mein Blut selbst
Weih' ich gern Eurem Dienste!
Doch wie, schöne Donna Anna,
Woher die Trauerzeichen?
Sprecht, wer wagt's Eure Ruh' so frech zu stören?
Wer war der Missethäter?

Donna Elvira tritt auf.

…nna Elvira. Ha, treff' ich Dich noch hier, falscher Verräther?

No. 9. Quartett.

Donna Elvira. O traue nicht, Unselige,
Des Frevlers glattem Wort.
Mich schon verrieth sein schwarzes Herz,
Dich auch noch reißt er fort.

Donna Anna. Don Ottavio. Himmel! Welch edles Frauenbild,
Welch sanfter Hoheit Zier!
Ihr Schmerz, der Thränen bange Fluth
Dringt in die Seele mir.

Don Juan. Die Arme, glaubt mir, Freunde,
Ist lange schon von Sinnen!
Laßt mich mit ihr von hinnen,
Bald schaff' ich Ruhe ihr.

Donna Elvira. Glaubt seinem falschen Worte nicht!

Don Juan. Sie ist von Sinnen! Eilet!

Donna Elvira. O bleibt, o Gott, ach weilet!

Donna Anna. Don Ottavio. Wem traun, wem glauben wir?

Ha, von Zweifel und schmerzlichem Bangen
Fühl' ich tief meine Seele befangen.
Was in mir für die Arme sich reget,
Ach, zu deuten vermag ich es nicht.

Donna Elvira. Ha, von Zorn und verzweifelndem Bangen
Fühl' ich ganz meine Seele befangen;
Welche Schmerzen die Brust mir zerreißen,
Ach, zu sagen vermag ich es nicht!

Don Juan. Ha, von Furcht und von zweifelndem Bangen
Fühl' ich ganz meine Seele befangen.
Nicht zu deuten vermag ich die Stimme,
Die in mir für die Arme noch spricht!

Don Ottavio. Nicht von hinnen werd' ich weichen!
Wissen muß ich, was geschehn!

Donna Anna. Nicht von Wahnsinn ist ein Zeichen
Ihr in Blick und Art zu sehn!

Don Juan. Nimmer darf ich schwach mich zeigen,
Soll ich dem Verdacht entgehn.

Donna Elvira. In dem Blick, dem falschen, feigen,
Könnt das schwarze Herz Ihr sehn!

Don Ottavio. Also jene?
Don Juan. Sie ist von Sinnen!
Donna Anna. Also jener?
Donna Elvira. Ist ein Verräther!
Don Juan. Ach, die Arme!
Donna Elvira. Missethäter!
Donna Anna. Don Ottavio. Wie mir Zweifel schon erst
Don Juan. Leise, leise, sieh die Leute,
Wie sie dort sich schon versammeln!
Nur ein wenig sei gelassen,
Zügle Deinen tollen Wahn!

Donna Elvira. Hoffe nichts von mir, Verwegner;
Mich treibt Wahnsinn in's Verderben!
Dein Verbrechen und mein Unglück,
Sei der Welt jetzt kund gethan!

Donna Anna. Don Ottavio. Wie er schmeichelnd zu ihr
Seine Wangen sich entfärben!

Alles scheint ihn anzuklagen,
Ruft für sie das Mitleid an!
(Donna Elvira ab.)

n Juan. O diese Unglücksel'ge! Ich will ihr folgen, will nach ihr sehn.
Nicht will ich, daß ein Unglück sie treffe!
O vergebt mir, reizende Donna Anna,
Kann ich hilfreich Euch beistehn,
O wie gern soll's, Ihr Freunde, wie gern wird's geschehen!
(Don Juan ab.)

No. 10. Recitativ und Arie.

nna Anna. Ach Ottavio! Ich bebe!
n Ottavio. Sprich, was schreckt Dich?
nna Anna. Mein Geliebter! Ach, rette mich!
n Ottavio. O Theure,
Such' Dich zu fassen.
nna Anna. Entsetzen! Er ist's, er mordete den
den theu'ren Vater!
on Ottavio. Was hör' ich?
onna Anna. O zweifle länger nicht; die letzten Worte,
Die der Vermessne sprach, Ton, Blick und Stimme,
Alles läßt den Verworfnen mich erkennen,
Der es frevelnd gewagt hat —
on Ottavio. O Gott, könnt's mög-
lich sein,
Daß unter treuer Freundschaft heil'gem Mantel, —
Was ist geschehn? Erzähle mir,
Was traurig Dir begegnet.
onna Anna. Schon war der Abend
Dunkelnd niedergesunken, als ich in meine Zimmer,
Wo ich in Träumen ganz allein sinnend weilte,
Eintreten sehe, tief verhüllt in den Mantel,
Einen Mann, — ach, ich wähnte,
Daß Du selbst mir Dich nahest.
Doch wie bald erkannt' ich
Die entsetzliche Täuschung!
on Ottavio. Himmel, Vollende!
onna Anna. Schweigend tritt er mir näher,
Um mich schlingt er den Arm! Ich will ihn fliehn,

Er hält mich fester, ich rufe!
Ach, Niemand kommt! Mit einer Hand versucht er
Mein Rufen zu verhindern,
Mit der Andern ergreift er
Mich so voll Macht, schon glaubt' ich mich verloren —

Don Ottavio. Treuloser! Und dann?

Donna Anna. Endlich im Schmerz,
Im Abscheu vor so schändlichem Frevel
Rafft' ich all' meine Kraft zusammen, und so
Unter ihm mich windend, halb entseelt und voll Beben
Ward ich gerettet!

Don Ottavio. O Gott! Ich athme!

Donna Anna. Befreit
Ruf' ich mit erneuter Stärke, rufe nach Hilfe!
Fort floh er nun. Von Zorn entflammt verfolg' ich
Ihn bis zur Straße, ihn zu halten und blieb ihm,
Kaum noch befreit, rächend zur Seite. — Mein Vater
Ereilt ihn, tritt entgegen ihm; doch der Frevler,
Ueberlegen an Kräften dem schwachen Greise,
Häuft frech das Maaß der Schande, und stößt ihn nieder.

Arie.

Du weißt nun und kennst ihn,
Der Schande ergeben
Entriß der Verräther
Dem Vater das Leben!
Zur Rache ruft Alles, Dein Herz ruft Dich auf!
O denke der Thränen,
Die all' ich vergossen,
O denke des Blutes, das schmachvoll geflossen,
O laß Deinem Zorne den rächenden Lauf.

(Beide ab.)

Dritte Scene.

(Park vor dem Palast des Don Juan.)

lasetto und Berline, Bauern und Bäuerinnen in verschiedene Gruppen vertheilt.

Leporello tritt auf.

:porello. Jetzt soll mich nichts mehr halten!
Mein saub'rer Herr mag nun alleine schalten.
Da ist er schon! Und seht nur,
Wie heiter! Grad' als wäre nichts geschehen!
on Juan. O Leporello, prächtig! So muß es gehen!
:porello. Ha, gnäd'ger Herr, ich sag' Euch, schrecklich geht Alles!
on Juan. Wie so? Was geht denn schrecklich?
eporello. Ihr befahlt mir
Jene Bauern alle in Euer Schloß zu führen.
on Juan. Bravo!
eporello. Mit Schwatzen gelingt es mir,
Mit Späßen und mit Lügen,
Die ich lernte, seit ich bei Euch diene,
Sie gut zu unterhalten.
on Juan. Bravo!
eporello. Masetto blieb ich stets zur Seite. Mit ihm scherzend
Sorg' ich, daß ihn die Eifersucht nicht quäle!
on Juan. Bravo! Ganz mir aus der Seele!
:porello. Trinken und lustig sein hieß ich Männer und Frauen,
Alle sind halb betrunken. Dieser singt, Jener scherzt dort,
Andre trinken noch mehr! So schön im Gange,
Wer wohl meint ihr, daß da ankommt?
on Juan. Zerline.
:porello. Bravo! Und mit ihr wer sonst noch?
on Juan. Donna Elvira.
:porello. Bravo! Und sie sprach von Euch?
on Juan. Das Schlimmste, das man denken kann! Erzähle!
:porello. Bravo! Ganz mir aus der Seele!
on Juan. Und Du? Sprich, was Du thatest?
:porello. Ich schwieg.
on Juan. Und Jene?
:porello. Fuhr fort zu toben.
on Juan. Und Du?
:porello. Als ich mir dachte,
Daß genug sie geschrieen, da ganz höflich
Führt' ich sie aus dem Garten,
Und schnell behende schloß ich die Thüre.
Dann beeilt' ich mich, zu gehen,
Und ließ allein sie auf der Straße stehen.

Don Juan. Bravo, Bravo, Bravissimo! Nicht besser konnt' es gehn!
Du hast begonnen, ich vollende das Werk.
Gar sehr beschäft'gen mich diese verliebten Schönen,
Drum bis zur Nacht soll rings uns Lust umtönen!

Nr. 11. Arie.

Don Juan. Treibt der Champagner
Feurig die Sinne,
Auf denn, beginne festlich den Reih'n.
Wo schöne Frauen
Lächelnd Dir schauen,
Freudig willkommen
Sollen sie sein!

Frei sei der Tanzenden
Fröhliche Weise.
Zum Menuett hier,
Wild dort im Kreise,
Dort auch zum Walzer
Ordne die Reih'n.

Doch aus der Menge
Buntem Gedränge
Will ich die Schönsten
Der Liebe weih'n!

Fort mit den Sorgen!
Ja mit dem Morgen
Soll mein Register,
Stärker noch sein!
(Don Juan und Leporello ab.)

Masetto und Zerlina.

Zerline. Masetto! Höre doch! Liebster Masetto!
Masetto. Rühr' mich nicht an!
Zerline. Warum?
Masetto. Du kannst noch fragen?
Treulose! So meinst Du, ich sollt' es mit ansehn,
Wie Du frech mich betrogen?
Zerline. O schweig, Du bist belogen!
Wahrlich nein, ich verdiene nicht dieses Schelten.
Masetto. Wie denn, Du hast noch die Stirn Dich zu vertheidigen?
Du bleibst mit ihm allein, willst mich verlassen

An dem Tage unsrer Hochzeit; auf die Stirn
Brennst Du mir diese Schande, einem ehrlichen Landmann?
Ha, wäre nur nicht das Aergerniß,
Ich wollte —

erline. Doch wenn schuldlos ich bin?
Sag', was fürchtest Du? Beruhige Dich, mein Leben.
Sieh', nicht die Hand nur wagt er mir zu geben!
Willst Du's nicht glauben, Du Böser?
Komm her! Schlage mich, zermalme mich,
Thu' Alles, was Dir gut scheint hienieden,
Doch dann, ach, mein Masetto, dann mache Frieden!

Nr. 12. Arie.

erline. Schlage, tobe, mein Masetto,
Wie ein Engel will Zerline,
Deinem strengen Zorn zur Sühne —
Fromm und still ergeben sein.
Schelten darfst Du, zürnen, schlagen,
Darfst mich stoßen, darfst mich plagen,
Alles will ich gern ertragen;
Aber dann sollst Du verzeih'n.
Ach, ich sehe, nein, Du zürnst nicht!
Friede, Friede, theures Leben;
Laß uns, froher Lust ergeben,
Nacht und Tag der Freude weih'n!

asetto. Sieh' nur an, wie mit Schmeicheln mich die Hexe verführt hat!
Wir sind wahrlich recht schwachköpf'ge Narren!

on Juan (hinter der Scene). Alles bereitet schleunig zum frohen Feste!

erline. Ach, Masetto, Masetto, hörst Du die Stimme dieses vornehmen Ritters?

asetto. Wie denn? Was giebts?

erline. Er kommt.

asetto. Laß ihn nur kommen!

erline. Ach, wenn ich wüßte, wohin vor ihm entfliehn!

asetto. Was kannst Du fürchten? Warum verlierst die Farbe Du?
Ha, ich sehe, Du fürchtest, Du Verräthrin,
Merken könnt' ich, was geschehen,
Und daß es dann Dir übel könnt' ergehen!

Nr. 13. Finale.

asetto. Eilig, eilig, eh' er herkommt,
Zieh' ich mich dorthin zurücke.

Jene Laube — meinem Blicke
Soll es klar und offen sein.

Zerline. Hör' doch, höre, wohin eilst Du?
Nein, Du darfst nicht von mir gehen!
Nur zu bald, Du wirst es sehen,
Dringt er zornig auf Dich ein.

Masetto. Handl' und red' er, wie er wolle,
Sprich nur laut und hier bleib' stehen!

Zerline. Ach, er hört nicht mehr, der Tolle!
Solchen Trotz mit anzusehen!

Masetto. Was geschehn, ich will es wissen,
Ob sie untreu und was sie that!

Zerline. Dieser Tollkopf, er wird's büßen!
Ach, hier hilft nicht Wort noch Rath!
(Masetto versteckt sich.)

Don Juan, Bauern, Bäuerinnen, Chor von Dienern.

Don Juan. Auf, seid fröhlich, lieben Freunde!
Lacht und scherzt, Ihr guten Leute!
Freud' und Lust umgeb' Euch heute,
Alles strahl' in hellem Glanz.
(Zu den Dienern.)
Fort zum Tanz im prächt'gen Saale,
Labt und stärket sie beim Mahle!
Reicht den Wein in voller Schaale,
Froher Muth erfüll' Euch ganz!

Die Diener. Auf, seid fröhlich, lieben Freunde!
Lacht und scherzt, Ihr guten Leute!
Freud' und Lust umgeb' Euch heute,
Alles strahlt in hellem Glanz!
(Bauern und Diener ab.)

Zerline. Dort in jener Bäume Schatten
Will ich mich vor ihm verbergen.

Don Juan. Ha, Zerlinchen, süße Kleine,
Fliehe nicht, o bleib bei mir!

Zerline. Laßt mich, Herr, o laßt mich eilen!

Don Juan. Theures Mädchen, Du sollst weilen!

Zerline. O habt Mitleid, laßt mich ziehen.

Don Juan. Fühlst Du meine Liebe glühen?

Komm in jene stille Laube,
Seligkeit versprech' ich Dir.

Zerline. Ach, wenn das Masetto sähe,
Welch' ein Schicksal drohte mir!

(Don Juan zieht Zerline gegen die Laube. Masetto tritt heraus.)

Don Juan. Masetto?

Masetto. Ja, Masetto!

Don Juan. Verborgen steckst Du hier?

(Sich fassend und ironisch.)

Zerline, im Verlangen
Dich zärtlich zu umfangen,
Eilt sehnsuchtsvoll zu Dir.

Masetto. O ich versteh' auf's Beste!

Don Juan. Nun vorwärts! Fort zum Feste!

(Von ferne Tanzmusik.)

Hört Ihr die Töne klingen?
Frisch auf, zum Tanze, fort!

Zerline und Masetto. Ja, ja, zu Lust und Freude!
Wo sich die Reihen schlingen,
Zum Tanze eil' ich fort!

(Don Juan, Zerline, Masetto ab)

(Es ist Abend geworden.)

Donna Anna, Donna Elvira, Ottavio in Masken.

Donna Elvira. Laßt nicht Gefahr uns schrecken,
Uns länger nicht hier weilen,
Den Frevler schnell ereilen,
Ihn ganz der Rache weih'n!

Don Ottavio. Wohl gilt es ohne Zagen
Die schwere That zu wagen.
Verbannt aus Eurem Herzen
Der Sorgen bange Pein.

Donna Anna. In Schmerz und düstrem Zagen
Erkenn' ich rings Gefahren;
Wie fühl' ich das Herz mir schlagen,
Es bebt für Dich allein!

Leporello (am Fenster). Herr, habt Ihr schon dort unten
Die Masken wahrgenommen?

Don Juan (am Fenster). Geh' heiße sie willkommen,
Lade sie höflich ein.

Donna Anna, Donna Elvira, Don Ottavio.
Es zeigen Wort und Blicke
Des Frevlers arge Tücke.

Leporello. He! Ihr schönen Masken dort!

Donna Anna, Donna Elvira, zu Ottavio. O gieb
ihm Antwort!

Leporello. He! Ihr schönen Masken dort!

Don Ottavio. Sprecht, was
begehrt Ihr?

Leporello. Zum Ball und heitrem Feste
Ladet mein Herr Euch ein!

Don Ottavio. Gern sind wir seine Gäste!
Kommt, laßt uns näher treten!

Leporello. Auch die, ich möchte wetten,
Wird er der Liebe weih'n.
(Schließt das Fenster.)

Donna Anna, Don Ottavio. Beschütze, Herr, und
leite
Uns treu auf schwerer Bahn!

Donna Elvira. Gieb Rache, Herr, und schreite
Im Kampfe mir voran!
(Sie gehen in das Schloß.)

Vierte Scene.

Festlich erleuchteter Ballsaal.

Don Juan, Zerline, Masetto, Leporello, Bauern, Bäuerinnen, die vom Tanze ausruhen. **Diener.**

Don Juan. Kommt und ruht nun, Ihr reizenden Schönen!

Leporello. Trinkt und stärkt Euch, Ihr lustigen Bursche!

Beide. Bald zurück, bei den lockenden Tönen
Schlingt im Tanze den wirbelnden Reih'n.

Don Juan. He, Kaffee!

Leporello. Chokolade!

Masetto. Ach, Zerlinchen,
behutsam.

Don Juan. Gefrorenes!

Leporello. Bringt Backwerk!
Zerline, Masetto. Wie so fröhlich das Fest auch begonnen,
Bitter könnte das Ende doch sein.
Don Juan. Wie so reizend und lieblich Zerline!
Zerline. Welche Huld!
Masetto. Ha, sie ist wie benommen.
Leporello (Don Juan nachahmend zu den Bäuerinnen). O, wie lieb' ich Dich, theure Christine!
Masetto. Rühr' sie an, übel soll's Dir bekommen!
Zerline. Wie Masetto die Augen verdrehet!
Böse geht's, ach schon seh' ich es klar!
Masetto. Ha, die Falsche! Schon naht die Gefahr!
Don Juan. Leporello. Wie Masetto die Augen verdrehet!
Nehmen schlau unsern Vortheil wir wahr!

Donna Anna, Donna Elvira, Don Ottavio treten ein.

Leporello. Gegrüßt seid uns zum Balle!
Nur vorwärts, schöne Masken!
Don Juan. Willkommen seid mir Alle!
Hoch leb' die Freiheit hier!
Donna Anna. Donna Elvira. Don Ottavio.
So viele Huld und Güte
Erkennen dankbar wir!
Alle. Hoch leb' die Freiheit hier!
Don Juan. Laß die Musik erschallen!
(zu Leporello) Du ordne schnell die Reihen.
(Die Paare ordnen sich. Die Musik im Hauptsaal beginnt die Menuett. Don Ottavio und Donna Anna treten mit ein.)
Don Juan. Mit Dir tanz ich vor Allen!
Zerline, komm zu mir!
(Tanzt mit Zerlinen.)
Leporello. Im Tanz fliegt auf und nieder!
Donna Elvira. Seht dort die Bäu'rin wieder!
Donna Anna. Ich wanke!
Don Ottavio. Nur Verstellung!
Don Juan. Leporello. Wie schön geht Alles hier!
Masetto (spöttisch.) Vortrefflich geht's auch mir.

Don Juan. (zu Leporello). Masetto steht verlassen!
(Ein zweites Orchester beginnt im Hintergrunde einen Bauerntanz)
Leporello (zu Massetto.) Laß Dich zum Tanz umfassen,
Zusammen tanzen wir.
Masetto. Nein, nein, fort laß mich gehen!
Leporello. Ich muß Dich tanzen sehen!
(Zwingt Masetto zu tanzen.)
Don Juan. Bei Dir nur find' ich Freude;
Zerline, komm zu mir.
(Das dritte Orchester stimmt und beginnt einen Walzer.)
Donna Anna. Ich kann mich nicht mehr fassen!
Donna Elvira. Don Ottavio. Verstellung gilt es hier!
Don Juan (Zerline gewaltsam mit sich führend.) O komm mit mir, mein Leben!
Zerline. O Himmel! Wie ich bebe!
Masetto (sich von Leporello losreißend.) Laß mich doch! Ach nein! Zerline!
Leporello. Gleich wird's ein Unglück geben!
(Geht eilig ab.)
Donna Anna. Donna Elvira. Don Ottavio
Ihn reißt in sein Verderben
Des Frevels wilde Gier.
Zerline (von innen.) Ach zu Hülfe, helft ihr Leute!
Donna Anna. Donna Elvira. Don Ottavio.
Laßt sie nicht des Frevlers Beute!
Masetto. Ach Zerline!
Zerline. Laß mich, Frevler!
Donna Anna. Donna Elvira. Don Ottavio.
Ha sie ruft von jener Seite!
Sprengt die Thüre! Laßt uns eilen!
Zerline. Helft, ach rettet ohne Weilen!
Alle. Wir sind hier, Dich zu vertheid'gen.
(Die Thür wird erbrochen, Zerline stürzt heraus. Don Juan mit bloß
Degen, Leporello nach sich ziehend, als ob er ihn erstechen wollte.)
Don Juan. Ha, der Freche! Sie beleid'gen!
Schnell empfang er seinen Lohn!
Stirb Verräther!
Leporello. Ach Herr des Lebens!

n. Sterben sollst Du!
avio. Euer Wüthen ist vergebens!
nna. Donna Elvira. Don Ottavio.
mit frevelndem Beginnen
icht uns der Verräther Hohn!
(Sie nehmen die Masken ab.)
an. Wie, Elvira!
Elvira. Ja, Verruchter!
uan. Don Ottavio!
ttavio. Ja, ich bin es.
uan. Könnt Ihr glauben?
a Anna. Ha, Verräther!
a Anna, Donna Elvira, Zerlina, Don Ottavio,
tto. Alles, Alles weiß man schon!
Bebe, bebe, Missethäter!
Deiner schwarzen Frevelthaten
Wildes Grausen ist verrathen.
Stürzt vernichtend Dich in's Grab!

r Juan, Leporello. Schwindelnd beben {mir / ihm} die Sinnen,
Kaum noch weiß {ich / er} was beginnen!
In des Sturmes wildem Drohen
Oeffnet sich vor {mir / ihm} das Grab!

ie Uebrigen. Horch der Rache Donner brausen,
Ihre Blitze Dich umsausen.
Auf Dein Haupt in dieser Stunde
Schleudert sie den Strahl herab!

on Juan, Leporello. Dennoch {soll / wird} es {mir / ihm} gelingen,
Dieses Sturmes Drohn zu zwingen!
Bräche auch die Welt zusammen,
Dieses Zagen {werf' ich / wirft er} ab.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Straße. — Es wird Nacht.

Don Juan und **Leporello.**

No. 14. Duett.

Don Juan. Geh laß, die Possen,
Alberner Wicht!
Leporello. Ich bin entschlossen,
Ich bleibe nicht.
Don Juan. Mein Freund, so höre —
Leporello. Ich geh', ich schwöre!
Don Juan. Sage, was that ich,
Dich fortzutreiben?
Leporello. Bei Mord und Schlägen,
Kann man da bleiben?
Don Juan. Geh! sei nicht thöricht!
Scherz war's, auf Wort!
Leporello. Ich mag nicht scherzen,
Ich gehe fort.
(Leporello will gehen.)
Don Juan. Leporello!
Leporello. Was wollt Ihr?
Don Juan. Komm' her, wir schließen Frieden.
Nimm hier!
(wirft ihm die Börse zu.)
Leporello. Was denn?
Don Juan. Diese Börse!
Leporello. So hört denn,
Dies einz'ge Mal noch will ich versuchen zu bleiben,
Doch glaubt Euch nicht zu sicher, glaubt ja nicht,
Daß Ihr mich so könnt verführen wie jene Frauen,
Die nach dem Geld nur schauen.
Don Juan. Davon weiter kein Wort! Willst Du nun wiederum
Thun, was ich Dir befehle?
Leporello. Wenn Ihr die Frauen wollt lassen!

›n Juan. Die Frauen lassen? Dummkopf! Die Frauen lassen?
Ich sage Dir, die sind mir
So ganz nothwendig, mehr als das Brod zum Leben,
Als die Luft, die ich athme!
porello Und ihr vermögt es,
Sie so schwer zu betrügen?
›n Juan. Du kennst mein Herz nicht!
Wollt ich eine nur lieben,
Würd' ich alle betrüben!
Dies mein Verlangen,
Sie in Lust zu umfangen,
Ist groß genug für Alle.
Die Frauen freilich, die das nicht verstehen,
Betrachten solche Liebe als Vergehen.
porello. Ha, wie gab die Natur Euch solch' ein Herz,
Weit und offen für so viel Liebe!
Und was soll jetzt geschehen?
›n Juan. Höre, sahst Du
Wohl schon das Kammermädchen der Donna Elvira?
porello. Ich? Nein?
›n Juan. So hast Du niemals eine Schönheit gesehen,
Mein lieber Leporello! Bei dieser will ich
Heut mein Schicksal versuchen; und weil der Abend
Jetzt schon beginnt zu dunkeln,
Und um der Lockung Reize zu erhöhen,
Soll sie in deinen Kleidern hier mich sehen.
porello. Und warum denn nicht lieber in den Euern Euch zeigen?
›n Juan. Es gelten nicht gar viel bei dieser Art von Mädchen
Die Kleider großer Herren.
(Sie tauschen die Kleider.)
Eile Dich! Vorwärts!
porello. O Herr, aus vielen Gründen —
›n Juan. Nichts weiter sprich, Gehorsam will ich finden!

Nr. 15. Terzett.

onna Elvira am Fenster. Mein thöricht Herz, ach schweige!
Woher das bange Zagen?
Dem Falschen, dem Frevler zeige
Dein schmachvoll Leiden nicht.
porello. Hört doch, Elviras Stimme,
O Herr, hab' ich vernommen.
on Juan. Nicht besser konnt es kommen!
Bleib stehn und rühr Dich nicht!
Elvira, Du mein Leben!

Donna Elvira. Ha, ist das der Verräther?
Don Juan. Ich bin's, und ach, voll Beben
Fleh ich Dein Mitleid an!
Donna Elvira. Zitternd in raschen Schlägen
Fühl' ich mein Herz sich regen.
Leporello. Thöricht wird sie vergeben
Was er an ihr gethan!
Don Juan. O steig' zu mir hernieder,
Glaub' meiner Liebe wieder.
Dich bet' ich an, Geliebte!
O nimm meine Reue an!
Donna Elvira. Dir glaub' ich nicht, Unseliger!
Don Juan. O glaube mir! Ach ich sterbe!
Theure, o blick mich an!
Leporello. Das sind mir schöne Sachen,
O schweigt, sonst muß ich lachen!
Donna Elvira. Wie rührt mich, ach, sein Flehen!
Kaum kann ich widerstehen!
Dies arme Herz, schon weicht es
Der Liebe süßem Wahn!
Don Juan. Bald ist sie mir verfallen!
Welch' Meisterstück vor Allen!
Ha, wie mit glattem Worte
Ich sie berücken kann!
Leporello. Ach, wie von ihm bethöret
Sie auf sein Schmeicheln höret!
Beschütze doch, o Himmel,
Sie vor so bösem Wahn!

Don Juan. Mein Freund was sagst Du nun?
Leporello. Ganz, glaub' ich, hab
Gefühl und Herz verloren!
Don Juan. Seht nur den dummen Thoren!
Nun komm' und höre! Wenn jene hier herabkommt,
Eile sie zu umarmen,
Sag' ihr schmeichelnde Worte,
Ahme nach meine Stimme; vor allen Dingen
Suche schnell sie von hier hinweg zu bringen.
Leporello. Doch, Gebieter!
Don Juan (ihm ein Pistol vorhaltend.) Keinen Widerspruch!
Leporello. Doch wenn sie mich erkennte!

n Juan. Sei nur vernünftig; sie erkennt Dich nicht!
Stille — da kommt sie schon, nun Vorsicht!
(Don Juan tritt zurück, Elvira kommt)
nna Elvira. Hier bin ich, Theurer!
n Juan. (Laß sehen, wie er's anfängt.)
orello. (Ha, welche Täuschung!)
nna Elvira. Also darf ich vertrau'n,
Daß mein Klagen Deine Seele erweicht,
Und voll von Reue kehrt endlich mein Geliebter
Zu seinen Pflichten, zu seiner Liebe wieder?
orello. Ja, o Theure!
nna Elvira. Grausamer, wenn Du wüßtest,
Welche Thränenfluth, wie viel Seufzer Du mich gekostet!
orello. Ich, o mein Leben?
nna Elvira. Ja, Du!
orello. Ach, Du Arme!
Wie das mich bekümmert!
nna Elvira. Nimmer fliehst Du mich nun?
orello. Nie, o Geliebte!
nna Elvira. Immer bleibst Du der Meine?
orllo. Ewig!
nna Elvira. O
Theuerster!
orello. O Theuerste! (Der Spaß kann mir gefallen!)
nna Elvira. Mein süßes Herz!
orello. Du Göttliche!
nna Elvira. Wie in Glut ich entbrenne!
orello. Ich ward zu Asche schon!
n Juan. (Nun fängt der Dummkopf Feuer!)
nna Elvira. Nie wirst Du mehr mich täuschen?
orello. Nein, gewiß nicht!
nna Elvira. So schwör' es mir!
orello. Ich schwör's bei diesen Händchen,
Die ich voll Inbrunst drücke!
Bei diesen Augen —
n Juan (indem er thut, als ob er Jemand tödten wolle)
Fort! Ich schlag' Dich in Stücke!
n Elvira. }
orello. } O! Himmel!
(Beide ab.)
n Juan. Ha! Wehe! Wehe! Ha!
Es scheint, das Schicksal ist mir günstig! Laß sehen!
Dies hier sind ihre Fenster, hier soll's geschehen!
(Er nimmt die Mandoline.)

Nr. 16. Ständchen.

O öffne doch das Fenster, Du holde Süße,
Hör' meine Klagen an, sieh' meine Thränen;
Giebst Du mir keinen Trost, dann Theure, wisse,
Vor Deinen Augen hier sterb' ich vor Sehnen.
Dein Antlitz, mild und leuchtend, gleich der Sonne,
Füllt die sehnende Brust mit heißglühendem Triebe!
O, sei nicht grausam mir, Du meine Wonne;
Laß mich dein Antlitz seh'n im Strahl der Liebe!

Don Juan. Sieh', dort ist Licht am Fenster! Vielleicht ist sie's!
He! He!
(Masetto mit Bauern tritt auf. Alle bewaffnet.)
Masetto. Laßt uns nicht zögern! Alles läßt hoffen,
Daß es glückt, ihn zu fahn!
Don Juan. Ha, dort sind Leute!
Masetto. Still! Haltet doch! Ich glaube, daß dort sich etwas regt.
Don Juan. Irr' ich nicht, ist's Masetto.
Masetto. Wer da! Steh! Keine Antwort!
Macht euch fertig zum Schießen! Wer da? He!
Don Juan. Dort sind Viele, das fordert Vorsicht.
(Leporello's Stimme annehmend.)
Ihr Freunde! (Kennen darf man mich nicht!)
Bist Du's, Masetto?
Masetto. Gewiß, ich bin es. Und Du?
Don Juan. Wie? Du kennst mich nicht? der Diener
Bin ich ja des Don Juan!
Masetto. Leporello,
Diener von diesem ganz unwürd'gen Manne?
Don Juan. Freilich! dieses Banditen!
Masetto. Ja, des Mannes ohne Ehre! Wo nur ihn finden?
Kannst Du uns das nicht sagen?
Wir suchen ihn, und wollen todt ihn schlagen.
Don Juan. (Schöne Absicht!) Bravissimo; Masetto,
Sehr gern will ich euch helfen.
Der saub're Herr! Vergehn soll ihm das Lachen!
Doch jetzt hört an, wie wir's am Besten machen.

Nr. 17. Arie.

Don Juan. Die Hälfte gehe da hinaus!
Ihr Anderen, bleibet dort!

Nur still und leise suchet ihn,
Nicht weit ist er vom Ort!

Zeigt sich auf jenem Platze
Ein Mann mit seinem Schatze,
Hört bei der Laute Klingen
Ihr Liebeslieder singen,
Dann trefft ihn und dann schlagt ihn,
Es ist mein Herr, auf's Wort!
Stolz trägt er, laßt Euch sagen,
Den Hut mit weißer Feder;
Den Mantel umgeschlagen,
Das Schwert, bereit zum Mord.
So geht, denn Ihr müßt eilen!
(Die Bauern ab.)
Nur Du, Du bleibst bei mir!
Wir können ruhig weilen,
Das Beste thun wir hier!

(Er geht mit Masetto Arm in Arm auf und ab.)

Juan. Stille! Halt, laß mich lauschen! Alles in Ordnung!
Also er soll getödtet sein?
tto. Versteht sich!
Juan. Sprich, wär's denn nicht genug, ihn zu zerbläuen?
Ihm die Beine zu brechen?
tto. Nein, ich will ihn morden,
In tausend Stücke reißen.
Juan. Hast Du Waffen?
tto. Wahrhaftig! Hier erstens die Muskete,
Und dann dieses Pistol da!

(Giebt dem Don Juan die Muskete und das Pistol.)

Juan. Und weiter?
tto. Genügt's nicht?
Juan (Masetto niederschlagend):
Gewiß genügt es! So nimm denn das hier
Für das Pistol da, dies hier für die Muskete!
tto. Ach, ach, o, weh mir!
Juan (ihm mit dem Waffen drohend):
Kerl, willst Du schweigen?
Das nimm hier für das Morden,
Dies hier für das Zerbläuen!
Du Bauer! Frecher Hund! Jetzt wirst Du still sein.

(Don Juan ab.)

Masetto. Ach, ach! Oh weh mir Armen!
Oh, Oh! die Glieder! der Rücken!
(Zerline kommt.)
Zerline. Ach, ich glaube die Stimme Masetto's zu vernehmen.
Masetto. O Gott! Zerlina, liebe Zerline! Zu Hilfe!
Zerline. Sprich, was giebt's denn?
Masetto. Der Schurke, der Verbrecher, wie hat er mich zerschlagen!
Zerline. Wehe mir armen Frau! Wer?
Masetto. Leporello,
Oder ein Teufel, der so aussah wie er.
Zerline. Du siehst! Sagt' ich's nicht immer?
Daß Dich thöricht die eifersücht'ge Narrheit
In arge Händel gar bald verwickeln werde?
Wo hast Du Schmerzen?
Masetto. Hier!
Zerline. Und weiter?
Masetto. Da, und dort auch!
Zerline. Und weiter fehlt Dir nichts?
Masetto. Mich schmerzt's auch noch hier im Fuß, in dem Arm hier und in den Händen.
Zerline. Nun, nun, so schlimm ist's nicht. Das kann man wenden.
Komm' nur mit mir nach Hause,
Und läßt Du Dich von Eifersucht nicht mehr übereilen,
Dann will ich, theurer Freund, gar bald Dich heilen.

Nr. 18. Arie.

Zerline. Wenn Du fein fromm bist,
Dann sollst Du sehen,
Welch' köstlich' Mittel
Ich Dir gebracht.

Aecht ist sein Zauber,
Süß ist's und labend,
Kein Apotheker
Hat es erdacht.

Es ist ein Wundertrank,
Reich an Entzücken;
Dich zu beglücken
Ist er gemacht.

Willst Du ihn kennen?
Räthst Du so schwer?

Fühlst Du, wie's klopfet hier?
Hier fühle her!
(Beide ab.)

Zweite Scene.

Dunkle Halle in dem Palast des Komthur, mit drei Thüren.

Donna Elvira. Leporello.

›rello. Dort seh' ich Fackeln leuchten. Näher kommen sie schon!
Laß uns hier weilen, bis das Licht sich entfernt hat.
na Elvira. Wovor bangt Dir, mein Geliebter, mein Gatte?
›rello. Ach, vor gar nichts!
Ich nehme Rücksicht, — ich will doch seh'n, ob jenes Licht schon fern ist.
Ach, wie werd' ich von ihr mich endlich befreien?
Bleib' hier, mein theueres Leben!
na Elvira. Ach, geh' nicht von mir!
(Leporello schleicht sich fort.)
(Donna Anna und Don Ottavio in Trauerkleidern treten ein. Diener mit Fackeln.)

Nr. 19. Sextett.

Donna Elvira.

Einsam hier an dunkler Stätte,
Wie beginnt mein Herz zu schlagen.
Mich durchbebt ein banges Zagen,
Todesangst ergreift mich schon!

Leporello (umhertappend):

Wie ich umschau', nimmer finde
Ich die Thüre, die verruchte!
(An die Thür stoßend.)
Halt, da ist sie, die ich suchte!
Leise schleich' ich mich davon.

ı Ottavio. Gönne Ruhe Deinen Klagen;
Heit'rer laß den Blick mich sehen.
Möchte doch von dort aus lichten Höhen
Dir sein Schatten Trost verleih'n.

ına Anna. Laß, o laß mir diese Thränen,
Diesen Balsam meinen Leiden.

Ach, der Tod nur kann mich scheiden
Von so schmerzensreicher Pein.
Donna Elvira. Nirgends ist er zu erspähen.
Leporello. Trifft sie mich, wird's schlecht mir gehen!
Beide. Ha, dort seh' ich eine Thüre:
Leise, leise dort hinein!
(Im Fortgehen treten dem Leporello Masetto und Zerlina in der Thür entgegen.)
Masetto und Zerline. Halt, Missethäter!
Nimmer entrinnst Du!
(Leporello verbirgt sein Gesicht.)
Donna Anna und Don Ottavio.
Frevler, die Strafe
Schon harrt sie Dein!
Donna Anna, Zerlina, Don Ottavio, Masetto.
Tod und Verderben ihm,
Der uns betrogen!
Donna Elvira. Er ist mein Gatte!
Ach schonet sein!
Die Andern. Ist das Elvira? Was muß ich sehen!
Kaum kann ich's verstehen!
Donna Elvira. Erbarmt Euch sein!
Die Andern. Nein! Nein!
Er stirbt!

Leporello (zeigt sein Gesicht und fällt auf die Knie):
Ach, habt Erbarmen!
O schont mich Armen!
Alles ist Täuschung,
Sie ward betrogen!
O laßt das Leben mir,
Erbarmt Euch mein!

Alle Andern. Himmel! Leporello!
Ha, welch' Verbrechen!
Kaum kann ich sprechen!
Welch' neue Pein!

Leporello. Tausend schreckliche Gedanken
Jagen wild durch meine Sinne,

Wenn ich diesem Sturm entrinne,
Nur ein Wunder kann es sein.

rn. Tausend schreckliche Gedanken
Jagen wild durch meine Sinne;
Was ich thue, was ich beginne,
Neues Leiden bricht herein.

(Donna Anna mit den Dienern ab.)

Also Du hast gewagt, meinen Masetto
chtswürdig und grausam zu mißhandeln?
lvira. Also Du durftest wagen, Niederträcht'ger,
schrecklichen Betrug an mir zu üben?
tavio. Also verkleidet kommst Du,
einen neuen Bubenstreich zu spielen?
Elvira. An mir ist's, Dich zu strafen!
Nein, an mir!
ttavio. Nein, mir gebührt's!
o. Schlagen wir ihn zu Boden
alle vier!

Nr. 20. Arie.

rello. Ach, vergebt, o hört mein Flehen,
Euer Mitleid ruf' ich an.
Wohl habt Recht Ihr, wie sollt' ich's läugnen!
Doch ich hab' es nicht gethan!

Meines Herrn erzürntes Drohen
Raubte, ach, die Freiheit mir!
Donna Elvira, o Ihr wißt ja,
Keine Schuld trag' ich dafür.

Dich Masetto, schlug ich nimmer;
Dieses schöne Frauenzimmer,
Ach, sie weiß es, seit einer Stunde
Weilt' ich kosend still bei ihr.

Was, edler Ritter,
Soll ich Euch sagen?
Schrecken, Gewitter,
Angst, Furcht und Zagen;
Dort draußen Helle,
Dunkel zur Stelle,

Kein Loch zu spüren,
Die Mauern, die Thüren,
Ich schlich davon. —
Dort die Ecke,
Ganz im Verstecke,
Ihr wißt es schon.
Hätt' ich gekonnt nur,
Wär ich entflohn.
(Läuft davon.)

Donna Elvira. Bleibe! Nichtswürd'ger bleibe!
Masetto. Er läuft, als hätt' er Flügel!
Zerline. Ha, wie listig wußte er uns zu entschlüpfen.
Donna Ottavia. Ihr lieben Freunde, nach so viel Missethaten
Zweifl' ich länger nicht mehr, daß nur Don Juan
Der verworfne Mörder des Vaters war der Donna.
In diesem Hause weilt nur wenige Stunden noch;
Schnell verfolg' ich den schuldigen Verbrecher!
Bald soll der Frevler meiner Rache erliegen.
Liebe soll ihn und Pflicht vernichtend besiegen.

Nr. 21. Arie.

Don Ottavio. Wenn ihre Thränen fließen,
Dann eilt zum Trost herbei;
Ihr Leiden zu versüßen
Zeigt Liebe stets ihr neu.
Nah ist der Rache Stunde!
Bald unter meinen Händen
Soll der Verräther enden.
So zeig' ich ihr mich treu.
(Alle ab.)

Dritte Scene.

(Geschlossener Begräbnißplatz mit Grabmälern und der Statue des Kom
Don Juan springt lachend von der Mauer herab.)

Don Juan. Haha! Haha! Das ging herrlich! und nun sucht immer f
Wie schön die Nacht ist! Wie der Mond glanzvoll strahlet!
Ganz gemacht scheint sie mir zur Jagd
Auf Abentheu'r und Frauen. — Wie spät ist's?
(Es schlägt zwölf Uhr.)

Ha, kaum Mitternacht noch vorüber!
Wohl wüßt' ich gern wie die Sache sich gewendet
Zwischen Donna Elvira und Leporello.
Wenn er klug sich benommen —

(Leporello kommt gleichfalls über die Mauer.)

Leporello. Wahrlich schlecht wär' mir das fast bekommen!
Don Juan. Da ist er; he, Leporello!
Leporello. Nun, wer ruft da?
Don Juan. Kennst Du nicht Deinen Herrn?
Leporello. Wenn ich ihn doch nicht kennte!
Don Juan. Wie, Du Schurke!
Leporello. Ach, Ihr seid es! Verzeih't, Herr!
Don Juan. Nun wie ging's Dir?
Leporello. Um Euretwillen droht man mit Mord und Tod mir!
Don Juan. Das wär doch wahrhaftig eine Ehre für Dich!
Leporello. Nein, Herr, ich danke!
Don Juan. Wohlan, komm' her! so komm'!
Gar schöne Dinge erzähl' ich Dir!
Leporello. Doch wie kommt Ihr hierher?
Don Juan. Komm nur; Du sollst alles hören.
Die schönsten Abentheuer, die mir begegnet
Seit Du fort warst, sollst Du später erfahren,
Doch das Vortrefflichste erzähl' ich Dir gleich.
Leporello. Mädchen-Geschichten?
Don Juan. Natürlich! Ein junges Mädchen,
Lieblich, schön, voller Grazie
Kommt die Straße gegangen. Ich folg' ihr eilig,
Ich fasse ihre Hand, sie will entfliehn;
Wenige Worte nur sag' ich und für wen glaubst Du
Hält sie mich?
Leporello. Ich weiß nicht:
Don Juan. Für Leporello!
Leporello. Für mich?
Don Juan. Für Dich!
Leporello. Vortrefflich!
Don Juan. Meine Hand
Ergreift sie mit Inbrunst —
Leporello. Ha, immer besser!
Don Juan. Drückt mich schmeichelnd, umarmt mich! Mein theurer Leporello!
Leporello, mein Liebster! — Nun erst bemerkt' ich
Daß sie Deine Geliebte!
Leporello. O! niederträchtig!
Don Juan. Ich benutze die Täuschung. Nicht weiß ich wie sie mich erkannt hat.
Sie schreit, die Leute nah'n sich, ich entflieh' ohne Weile,
Und von der Mauer

Spring' ich in Eile
An diesen Ort der Trauer.

Leporello. Und das sagt Ihr mir Alles mit so gleichgült'ger Miene?

Don Juan. Warum nicht?

Leporello. Aber wenn's nun meine Frau gewesen wär'?

Don Juan. Desto besser!

Er lacht laut.

Der Komthur. Verstummen wirst Du, Frevler, eh' es tagt.

Don Juan. Ha, wer sprach da?

Leporello. Ach ein Geist war's, gewiß einer von jenen,
Die gründlich Euch schon kennen!

Don Juan. Schweig', Du Dummkopf! Wer ist da? Wer ist da?
(Er schlägt mit dem Degen, indem er umhersucht, an die Grabmäler.)

Komthur. Verweg'ner! Erbleiche!
Vor den Todten entweiche!

Leporello. Nun, ich sagt's ja!

Don Juan. Ein Tollkopf von dort außen
Will hier Spott mit uns treiben!
Wie, ist das nicht das Denkmal,
Das dem Komthur gesetzt ist?
Geh' und lies mir die Inschrift vor!

Leporello. Verzeiht, Herr, zu lesen hab' ich nicht gelernt
Beim blassen Schein des Mondes!

Don Juan. Wirst Du lesen?

Leporello (liest.) „Von Mörderhand gefallen, harr' ich auf Rache!
Hier treffe sie den Frevler."
Ach, hört Ihr's? Ich bebe!

Don Juan. Ha, Alter, wie so lächerlich! Sag' ihm, daß diesen Abend
Ich ihn als Gast erwarte!

Leporello. O Wahnsinn! Ach, mir scheint, o wollt doch schauen,
Wie das Auge voll Grauen
Er drohend rollt,
Als lebt' er und als ob er reden wollt'!

Don Juan. Wohlan, mach' fort, oder Du stirbst,
Und ich laß' Dich hier begraben!

Leporello. Nun, so laßt mich, Ihr sollt den Willen haben.

No. 22. Duett.

Leporello. O Bild von Marmorsteine,
Gar herrlich anzuschauen —

O Herr, schon faßt mich Grauen, —
Ich kann nicht weiter fort!
on Juan. Nun wird es bald? Mach' ein Ende,
Eh' Dich mein Stahl durchbohrt!
(Welch' köstliches Vergnügen!
Ihn quält mein drohend Wort.)
porello. (Wie boshaft, wie voll Tücke!
Entsetzen treibt mich fort!)
O Bildniß, herrlich anzusehn,
In kalten Stein gehauen!
O Herr, o wollt doch schauen,
Wie wild blickt er von dort!
on Juan. Stirb denn!
porello. Nein, ach wartet!
Mein Herr, den Ihr dort sehet,
Nicht ich, daß Ihr's verstehet,
Lädt Euch zur Tafel ein!
Ach, ach, mich faßt's beim Schopfe!
Er nickte mit dem Kopfe!
on Juan. Welch' albernes Betragen!
porello. O seht doch, Ihr könnt noch fragen!
on Juan. So sprich, was ist gescheh'n?
porello und Don Juan. So mit dem Kopf von Steine
Nickt er, { o wollt doch seh'n! / selbst will ich's seh'n!
on Juan. So sprich denn, kannst Du reden —
Zur Tafel kommst Du?
mthur. Ja!
on Juan. Ha, seltsam anzuschauen!
Fast fühl' ich selber Grauen!
Ihn würdig zu empfangen
Laß uns von dannen gehn!
porello. Kaum kann ich aufrecht stehen,
Die Luft will mir vergehen;
Aus Mitleid, ach, entfernt Euch!
Laßt uns von dannen gehn!
(Beide ab.)

Vierte Scene.

(Trauer-Gemach der Donna Anna.)

Donna Anna und Don Ottavio.

Don Ottavio. O fasse Dich, Geliebte, bald trifft die Strafe
Diesen frechen Verräther; die Rache,
Schon umschwebt sie sein Haupt.
Donna Anna. Mein Vater, o Himmel!
Don Ottavio. In Demuth laß uns ehren die Gebote des Herrn.
O trockne die Thränen.
Meinem liebenden Sehnen,
Möchtest bald Du Erfüllung ihm gewähren.
Diese Hand, dieses Leben, dieses zärtliche Herz. —
Donna Anna. O Gott, was sagst Du? in so trauriger Stunde —
Don Ottavio. Weh' mir! Vermöchtest Du mit neuem Verzögern
Mein Leiden zu vermehren! Wie grausam!

No. 23. Recitativ und Arie.

Donna Anna. Ich grausam? O nein, Geliebter!
Schmerzlich empfind' ich, wie fern uns jenes Glück,
Das uns're Liebe einst so lächelnd ersehnte!
Doch glaube — o Himmel!
Ach im Streit mit meiner Treue,
Daß das Herz nicht mich triebe!
O wie laut sprach für Dich einst meine Liebe!

Arie.

Wähne nicht, Du mein Geliebter,
Daß ich Arme Dir grausam sei!
Ach, wohl weißt Du
Wie ich Dich liebte,
Zweifle nicht an meiner Treu.
Gönne Ruhe Deinem Leiden
Soll in Schmerz ich nicht vergehen!
Bald vielleicht zu bess'ren Höhen
Schwingt mein Geist sich leicht und frei.
(Sie geht ab.)

Don Ottavio. Ha, wie schmerzvoll sie leidet,
Will ich mit ihr alles Kummers Schwere tragen.
Minder traurig vereint sind dann uns're Klagen.
(ab.)

Fünfte Scene.

(Speisesaal bei Don Juan. Eine gedeckte Tafel. Musikanten.)

Don Juan. Leporello.

No. 24. Finale.

an. Ha, schon winkt die volle Tafel!
f! und spielt, Ihr lieben Leute!
ie ein Fürst bezahl' ich heute,
äßt die Freude bei mir ein.
eporello! Hurtig, eile Dich!
llo. Trefflich soll't bedient Ihr sein!
(Diener treten an die Tafel. Die Musiker beginnen zu spielen.)
Bravo! Cosa rara!
Juan. Horch, wie schön man musiciret!
ello. Wie vor Ihnen sich's gebühret!
Juan. Diese Schüssel, wie so prächtig!
ello. Ha, sein Appetit ist mächtig!
Wie ein Riese kann er essen,
Aber ich verschmachte schier.
Juan. Ha, mit Neid sieht er mich essen
O wie gern speis't er mit mir!
Teller!
orello. Hier Herr!
(Die Musik beginnt ein anderes Stück.)
Im Trüben ist gut fischen!
n Juan. Gieb zu trinken!
(Leporello schenkt ein.)
Goldenen Schaum seh hell ich blinken!
(Leporello wechselt die Teller.)
porello. Vom Fasanen diese Keule
Stopf' in Eile
Ich hinein.
on Juan. Heimlich naschend steht der Dummkopf,
Und glaubt nicht bemerkt zu sein.
(Die Musik spielt eine Arie aus Figaro.)
porello. Dieses Stück ist wahrhaftig bekannt mir!
on Juan. Leporello!

Leporello. (Mit vollem Munde.) Herr, zu Diensten!
Don Juan. Sprich doch deutlich, dummer Teufel!
Leporello. Ein Katarrh ganz ohne Zweifel
Schnürt mir just die Kehle ein.
Don Juan. Weil ich speise sollst Du pfeifen!
Leporello. Ich kann nicht!
Don Juan. Wie so?
Leporello. Verzeiht mir!
Euer Koch kocht so vortrefflich!
Widerstehen konnt' ich nicht.
Don Juan. Ja mein Koch, er kocht vortrefflich,
Widerstehen kann er nicht!

Donna Elvira tritt auf.

Donna Elvira. O könnt' ich Arme
Dein Herz erweichen!
Könnt' ich Dir beugen
Den sünd'gen Wahn!
Nicht mehr gedenk' ich
All' Deiner Frevel!
Ach, Mitleid erfüllt mich!
Don Juan. Leporello. Was giebts? Wohlan!
Donna Elvira. Nichts mehr an Freuden
Wag' ich zu hoffen
In meiner Leiden
Endloser Bahn!
(Sie kniet vor ihm.)
Don Juan. Du siehst mich staunen,
Vor Neugier glühen.
Sieh, auf den Knien,
Hör' ich Dich an.
(Er kniet zu ihr. Elvira erhebt sich.)
Donna Elvira. Ach, warum spottest Du
All' meiner Schmerzen?
Leporello. Wahrlich, ihr Leiden dringt
Tief mir zum Herzen.
Don Juan. Ich sollte spotten Dein!
Mein Gott, warum?
Was willst Du, Theure?

nna Elvira. Dein Leben änd're!
n Juan. Niemals!
onna Elvira.
eporello.
Ha, Schändlicher!
on Juan. Jetzt laßt mich speisen.

(Setzt sich wieder an den Tisch.)

Ist's Dir gefällig
Theile mein Mahl!

onna Elvira. Folge denn, Elender,
Deinem Verderben!
Schon naht in Schrecken Dir
Gottes Gericht!

eporello. Wen solche Leiden
Nicht mehr bewegen,
Deß Herz ist steinern,
Menschlich nicht!

on Juan. Dies Hoch den Weibern all',
Dies Hoch dem Weine,
Hoch, was das Leben mit
Freud' uns durchflicht!

ira, im Abgehen, stürzt zurück und flieht nach der anderen Seite fort)

nna Elvira. Ah!
n Juan. Leporello. Welch' fürchterliches Schreien?
n Juan. Geh und sieh was sich begeben!
orello (geht hinaus und stürzt sogleich wieder herein.) Ah!
n Juan. Welch' Schrei'n, welch' graun'voll Beben!
Leporello! Sprich, was giebts?
orello. Weh, mein Herr, o welch ein Graus!
Waget Euch nicht dort hinaus!
Ach, das Steinbild ist gekommen,
Herr, ich zittre! Wie ist mir beklommen!
Könntet Ihr sein Antlitz sehen!
Hörtet Ihr nur seinen Gang!
n Juan. Nimmer kann ich das verstehen!
Deine Narrheit macht Dir bang.

(Es klopft.)

Leporello. O sie [illegible] doch!

Don Juan.

Oeffne! Horch, man klopfet!

Leporello. Ich [illegible]!

Don Juan.

Leporello. Oeffne, sag' ich!

Don Juan. Ach!

Dummkopf!

Das [illegible] zu [illegible],

Will ich selbst zu öffnen gehen!

(Er geht, den [illegible] in der Hand, hinaus.)

Leporello. Mit dem Geist mag ich nichts hören!

Kann noch kaum ich aufrecht stehn!

(Er verkriecht sich unter den Tisch.)

Der Comthur. Don Juan.

Comthur. Dir zum Gastmahl [illegible] ich geladen

[illegible]

Don Juan. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Leporello. [illegible]

Don Juan. [illegible]

Comthur. [illegible]

n Juan. Nicht feig' sollst Du mich sehen!
Wohl kenn' ich meine Pflicht!
nthur. Erkläre!
n Juan. Ich bin entschlossen!
nthur. Erscheinst Du?
orello. O sagt' doch nein, o gehet nicht!
n Juan. Mein Herz fühlt kein Erbangen!
Ich fürchte nichts! Wohlan!
nthur. Reich mir die Hand zum Pfande!
n Juan. Nimm sie hin!
(Giebt sie ihm.)
O weh!
nthur. Was ist?
n Juan. Der Tod faßt kalt mich an!
nthur. Oeffne Dein Herz der Reue,
Dir naht die letzte Stunde!
n Juan. Nicht schreckt mich diese Kunde!
Fort mit dem blöden Wahn!
nthur. Bess're Dich, Missethäter!
n Juan. Laß ab, wahnsinn'ger Alter!
nthur. Ach, sieh Dein Ende nah'n!
(Feuer von allen Seiten. Sturm und Erdbeben.)
(Der Komthur verschwindet.)
n Juan. Ha, welche Schrecken! Fürchterlich!
All' meine Sinne schwinden mir!
Weh! schon ereilt die Flamme mich,
Ergreift mich grause Pein!
or der Furien. Fluch Deinen Frevelthaten;
Folg' uns zur ew'gen Pein!
n Juan. Wie mir's im Herzen zuckt und brennt!
Wild wühlt's im Eingeweide mir!
Im Wahnsinn dringt und Schrecken
Die Hölle auf mich ein!
orello. Wie er im Kampf sich windet,
Verdammt ist und verzweifelt.
Sein Jammern, seine Klagen,
Nichts kann so schrecklich sein.
(Die Flamme nimmt überhand. Don Juan verschwindet.)

Donna Anna. Donna Elvira. Zerline. Don Octavio. Masetto mit Gerichtsdienern.

Donna Elvira. Zerline. Don Octavio. Masetto.
Wo ist der Schändliche?
Wo ist der Frevler?
Drohend ereilet
Mein Zorn ihn schon.

Donna Anna. Laßt mich den Rächer sein!
Aus schweren Ketten
Soll nichts ihn retten!
Der That ihr Lohn!

Leporello. O hoffet nimmer
Ihn noch zu finden,
Weithin auf immer
Floh er davon.

Alle. Was giebt's? so rede!

Leporello. Ein Mann von Steine —

Alle. Schnell! Rede deutlicher!

Leporello. Ich zittr', ich weine! —
Im Flammenscheine: —
O, laßt mir Zeit nur —
Schrecklich zu schauen —
Noch fühl' ich Grauen, —
Seht dort — die Stelle —
Dort in die Hölle,
Riß ihn des Teufels Arm
Zum Abgrund mit!

Die Andern. Himmel! Was hör' ich?

Leporello. Die Wahrheit red' ich.

Don Elvira und die Andern. Ha, jener Schatten,
Der vor { mir / ihr } schritt.

Don Ottavio. Lieh der Himmel, mein theures Leben,
Strafend uns den Arm zur Rache,
End' auch Du nun dies Widerstreben,
Laß, o laß mich glücklich sein.

Donna Anna. Gönn', o Theurer, mir noch dies Weilen,
Laß dem Schmerz dies Jahr mich weih'n.

Don Ottavio. Mag mich Sehnsucht auch durchglühen,
Treu ergeben bleib' ich Dein.

Donna Anna. Mag Dich Sehnsucht auch durchglühen,
Ewig, Theurer, bleibst Du mein!

onna Elvira. In ein Kloster laßt mich ziehen,
Dort mein Leben still zu schließen.

erline und Masetto. Wir, { Masetto, / Zerline, } geh'n nach Hause!
Unsers Glück's laß uns genießen.

porello. Einen bess'ren Herrn zu finden,
Mag der Himmel mir verleih'n.

erline, Masetto, Leporello. In der Hölle schmacht er fort!
Seine Thaten büß' er dort!
Wir, in glücklicherm Beginnen,
Prägen uns, indem wir sinnen,
Jenes alte Sprüchwort ein:

lle. So wird stets das Loos erfüllt,
Und der Ungetreuen Ende
Zeigt nur ihres Lebens Bild.



Anhang.*)

Don Ottavio. Ha, wärs möglich! Nein nimmer vermag ich es zu glauben;
Er wäre selbst der Mörder!
Mag denn das Werk beginnen, schnell die Wahrheit zu finden.
Ich heg' im Herzen meiner Liebe
Und der Freundschaft ernst geheiligte Sache!
Klar will ich Alles sehen, und dann zur Rache!

Arie.

An ihrem Frieden
Hängt all' mein Leben;
Nur ihre Freude
Kann Lust mir geben,
Aus ihrem Leiden
Blickt mir der Tod!
Ach, ihre Thränen
Sind auch die meinen,
Und mein ihr Zürnen,
Und mein ihr Weinen;
Wie fühlt' ich Ruhe,
Wenn Leid ihr droht!

*) Das Recitativ mit dem Duett zwischen Zerline und Leporello im 2. Act: „Bei diesem kleinen Händchen" wird hier fortgelassen, da es für die Uebersetzung ohne wesentliche Bedeutung ist und nirgends auf der Bühne gesungen wird.

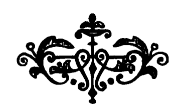
Nr. 2.

Recitativ und Arie.

onna Elvira. Wie voll von Freveln, o Himmel,
Wie voll von wilden, grauenvollen Verbrechen
Ist des Unsel'gen Leben!
Nein, nein, nicht zögern kann noch der Zorn des Himmels,
Die Gerechtigkeit wacht!
Schon zuckt, ich seh' es, auf ihn tödtend der Blitzstrahl,
Der das Haupt ihm zerschmettert!
Offen schon seh' ich vor ihm der Hölle Schlund!
Arme Elvira,
Wie ringt schmerzvoll die Brust Dir in Leid und Sehnen!
Warum noch diese Klagen und diese Thränen?

Arie.

Mich verräth der Undankbare,
Meinem Jammer giebt er mich hin.
Doch verrathen, von ihm verlassen,
Fühlt dies Herz noch Mitleid glüh'n.
Denk' ich meiner Seele Qualen,
Dann ergreifen Haß und Zorn mich;
Doch, seh' drohend den Schlag ich fallen
Ach, dann beb' ich still für ihn.
(geht ab.)



Auch über die von Gluck's Iphigenie in Tauris vorhandenen Uebersetzungen habe ich, sowohl in dem vorhergehenden Aufsatz, als in meinem Buche: Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenie in Tauris mich wiederholt ausgesprochen.

Außer der meinigen ist, so viel mir bekannt geworden, eine neue Uebersetzung dieser Oper nicht veröffentlicht worden, man müßte denn diejenige dafür halten wollen, welche in Breitkopf's Textbibliothek Nr. 86 abgedruckt ist.

Diese Uebersetzung, welche hie und da neue Worte und Verse zu Gluck's Musik bringt, ist aber der Hauptsache nach nur eine Umarbeitung meiner Uebersetzung, ohne daß diese dadurch verbessert worden wäre.

Wenn die Introduction u. A. lautet:

bei mir:	bei Breitkopf:
Diesem Strand voll Wildheit und Grauen	Diesem Strand voll Wildheit und Grauen
Ist ihm Euer Zürnen entbrannt?	Ist ihm Euer Zürnen entbrannt?
O wollet gnädig uns schauen,	O laßt Eure Schützlinge schauen
Führt uns in ein glücklicher Land!	Ein schön'res gesegnetes Land,

so wird eine Familien-Aehnlichkeit eben so klar erkennbar sein, als wenn es ebendort heißt:

O bewahrt unsre reinen Hände,	Lasse unsre geweihten Hände
Daß sie nicht die Tempel entweihn,	Die Altäre nicht mehr entweihn,
Daß dieses Volkes Wildheit ende,	Daß dieses Volkes Wildheit sich ende,
Von Blut und Mordgier macht es rein.	Von Blut und Mordgier macht es rein.

Ich brauche nicht auf die Traumerzählung, nicht auf die erste
cie der Iphigenia, nicht auf die Arie des Orest (Nr. 18) im
eiten Act und den folgenden Chor der Furien, nicht auf fast die
nze Folge der Uebersetzung hinzuweisen, welche theils wörtlich, theils
nicht zu verkennender Umschreibung sich an meinen Text anlehnt;
füge nur noch die Hymne (Nr. 12) vergleichungsweise bei, welche
es bezeugen und zugleich andeuten wird, daß die Aenderungen
ne Verbesserungen sind.

uſche Tochter der Latone,	Keuſche Tochter der Latone,
eig' unſ'rem Rufe dein Ohr,	Leih unſerm Flehn dein Ohr.
ehend ſchwing' er ſich empor	Lied und Weihrauch ſteig empor
deinem ſtrahlenden Throne.	Zu deinem ſtrahlenden Throne.
d und Himmel, glanzumfloſſen,	Himmelskreiſe, Erdenreiche
les gehorcht deinem Wort,	Beugen ſich deiner Gewalt.
d in düſtre Nacht ergoſſen,	Selbſt des Orcus Schaar, die bleiche,
bt des Orkus Schreckensort.	Bebt, ſo bald dein Nam' erſchallt.
ler Zeiten Rath und Stütze,	Aller Zeiten Rath und Stütze,
ied' und Zwielracht ruh'n in dir!	Fried und Zwietracht ruhn in dir;
s der Tempel Götterſitze	Wilde Horden, deinem Sitze
gt dein Bild als heil'ge Zier.	Nah'n in ſcheuer Ehrfurcht dir.

Es würde zu weit führen, dieſen Vergleichungen zu folgen.

Aus einer Vorbemerkung des Wiener Textbuchs von 1807,
lches mit dem Textbuche des k. k. National-Hoftheaters von 1783
ereinſtimmt, war die damalige Ueberſetzung von Herrn von Al-
nger, „in Gemeinſchaft mit dem unſterblichen Compo-
ſten verfertigt.“

Es wird hinzugefügt, daß bei der erneuerten Aufführung auf
n k. k. Hoftheatern man eine nochmalige Durchſicht nöthig ge-
ubt hatte, und ſich bei Veränderungen meiſtens der Lesarten
dient habe, die das Berliner und Weimariſche Theater gewählt
tten.

Inzwiſchen ſind dieſe Aenderungen nicht von erheblicher Bedeutung
weſen und haben ſich meiſt auf einzelne Worte beſchränkt. Manches,
s aus der Ueberſetzung von Sander bekannt iſt, findet ſich aus
r Alzinger'ſchen Ueberſetzung entnommen, ſo die bekannte Arie
s Pylades: „Nur einen Wunſch, nur ein Verlangen.“

Merkwürdig genug enthält das alte Wiener Textbuch von 1783
e Ueberſetzung in die italieniſche Sprache, ſo daß man annehmen
uß, das damalige Wiener Opernpublikum habe, um die Oper zu
rſtehen, einer italieniſchen Ueberſetzung bedurft.

Nicht weniger auffallend ist, daß in diesem ersten, mir bekannt gewordenen Textbuch, wie auch in dem von 1807 der 2. Akt mit der Arie der Iphigenia, deren deutscher Text schon damals lautete: „O laßt mich Tiefgebeugte weinen“, ohne den folgenden Opferchor: „O mein Bruder“ schloß.

Es scheint, daß Sander die alte Wiener Uebersetzung gekannt und so weit benutzt habe, als dies bei den sehr wenig poetischen Worten derselben möglich war.

Die Worte Sander's sind an sich sehr schön und des französischen Urtexts durchaus würdig. Nur passen sie sich der Musik nicht genau an und erfordern viele und durchgreifende Veränderungen. Ich verweise auf Sander's eigne Aeußerungen zu seiner Uebersetzung der Iphigenia in Aulis.

Um so mehr habe ich geglaubt, bei der im Jahre 1850 veröffentlichten und von mir jetzt noch einmal sorgfältig durchgearbeiteten Uebersetzung stehen bleiben zu sollen; wenn ich auch jetzt nicht die Hoffnung hege, daß dieselbe jemals zur Aufführung auf der Bühne gelangen werde, so will ich doch durch deren Vorhandensein wiederholt Zeugniß ablegen gegen diejenigen, die dem deutschen Volke die Meisterwerke Gluck's als berechtigte Träger Deutscher Musik vorenthalten wissen wollen mit der Begründung, daß dafür gute Uebersetzungen nicht zu beschaffen seien.

Auch die großen Bühnen, auf deren Repertoir diese Oper noch steht, werden dem berechtigten öffentlichen Andrängen gegenüber mit der Zeit dahin gelangen, der Darstellung derartiger Meisterwerke die höchste Vollendung sichern zu müssen. Bei der Leitung solcher Institute wird man nach und nach gewahr werden, daß die Pflege der Kunst in ihrer höchsten Bedeutung Hand in Hand geht mit der Anerkennung, welche die Gesammtstellung der Deutschen Bühne erfordert und daß die höchsten Güter unseres nationalen Besitzthums es nicht verdient haben, nur als Lückenbüßer oder sonst mit schlechten Kräften und unzureichenden Mitteln dargestellt zu werden.

Man wird endlich anfangen einsehen, daß man dieselbe Sorgfalt, welche man den Aufführungen Wagner'scher Opern zu Theil werden läßt, derselbe Aufwand, den man auf diese verwendet, in erhöhtem Maaße den bewährten Kunstwerken unserer Klassiker schuldig ist, deren Genuß sich nun einmal das Publikum nicht will rauben lassen und das von einer vollendeten scenischen und musikalischen Darstellung der

Gebrauch dichterisch vollendeter und musikalisch treuer Uebersetzungen nicht getrennt werden kann.

Mag es sein, daß bis zu einer derartigen Erkenntniß noch Jahre vergehen werden. Denn zur Zeit ist es noch nicht das Interesse der Kunst, das die Bühnen regiert. Diese Kunst aber ist ewig. Sie kann und wird abwarten, bis ihre Zeit gekommen ist. Je mehr wir zu wünschen haben, daß dies bald geschehen möge, um so sorgfältiger haben wir die Keime zu sammeln und zu pflegen, welche dazu führen können, wirklich nationale Kunstbühnen im edelsten Sinne wieder zu erlangen.

Zu der Uebersetzung der Iphigenie selbst übergehend habe ich hinzuzufügen, daß die in dem Drama vorkommenden Namen:

Agamemnon,
Iphigenie,
Pylades,
Thoas

in der französischen Sprache nicht dieselbe Betonung haben, welche die deutsche Sprache ihnen giebt.

Es folgt daraus, daß hier die Noten der Gluck'schen Partitur der deutschen Betonung gemäß verändert werden mußten.

Man wird dies in gewissen Kreisen für undeutsch halten. Meinerseits erachte ich derartige nothwendige Aenderungen für gleichgiltig.

„Es ist freilich ein anderes, ob man an Stelle der französischen Worte:

Grands Dieux soyez nous secourables!

zu singen haben würde:

Weh' uns, ihr allmächtigen Götter!

oder Sanders:

Allmächtige, des Frevels Rächer!

Aber es macht, musikalisch genommen keinen Unterschied ob es an Stelle des:

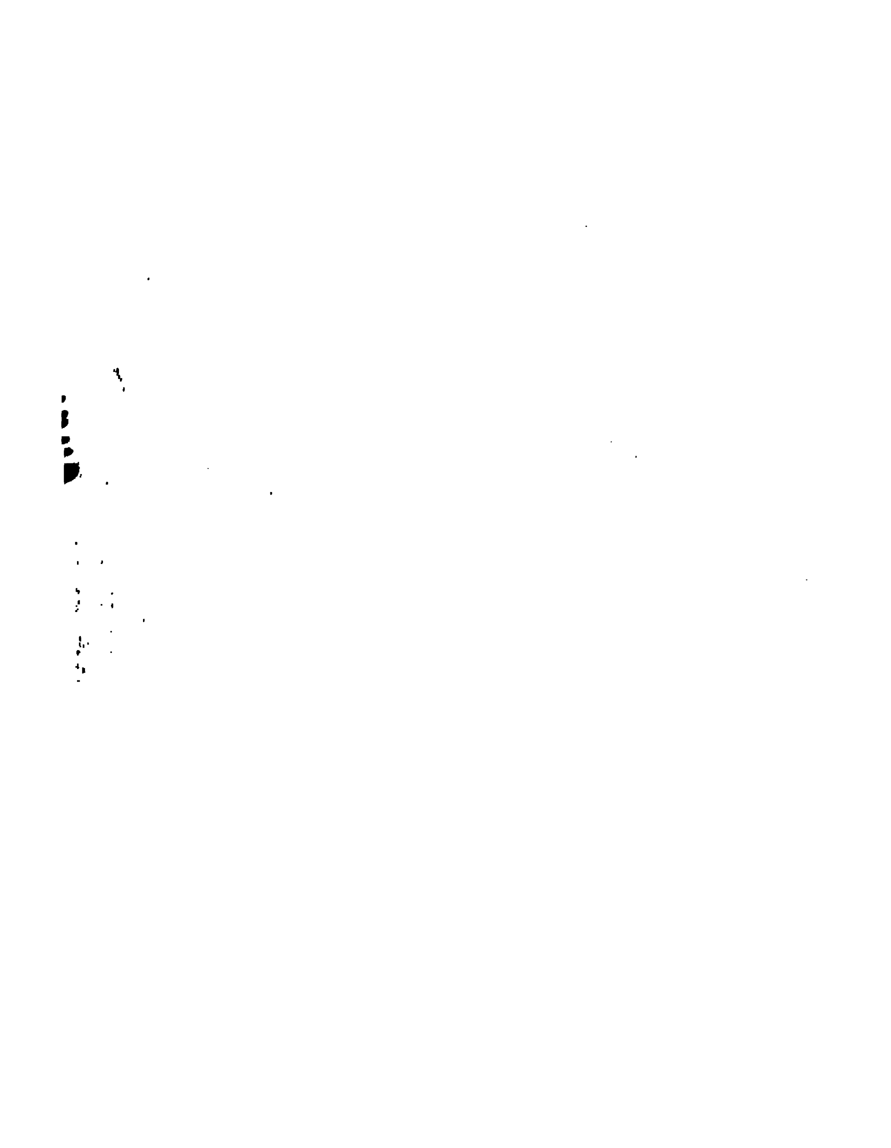
Ne suis je plus Pylade?

heißt:

Bin ich nicht Pylades?

Man muß hier eben der unabweisbaren Nothwendigkeit der veränderten Namen-Betonung weichen.

Ich lasse die Uebersetzung selbst folgen.



phigenia in Tauris.

Große Oper in vier Acten

von

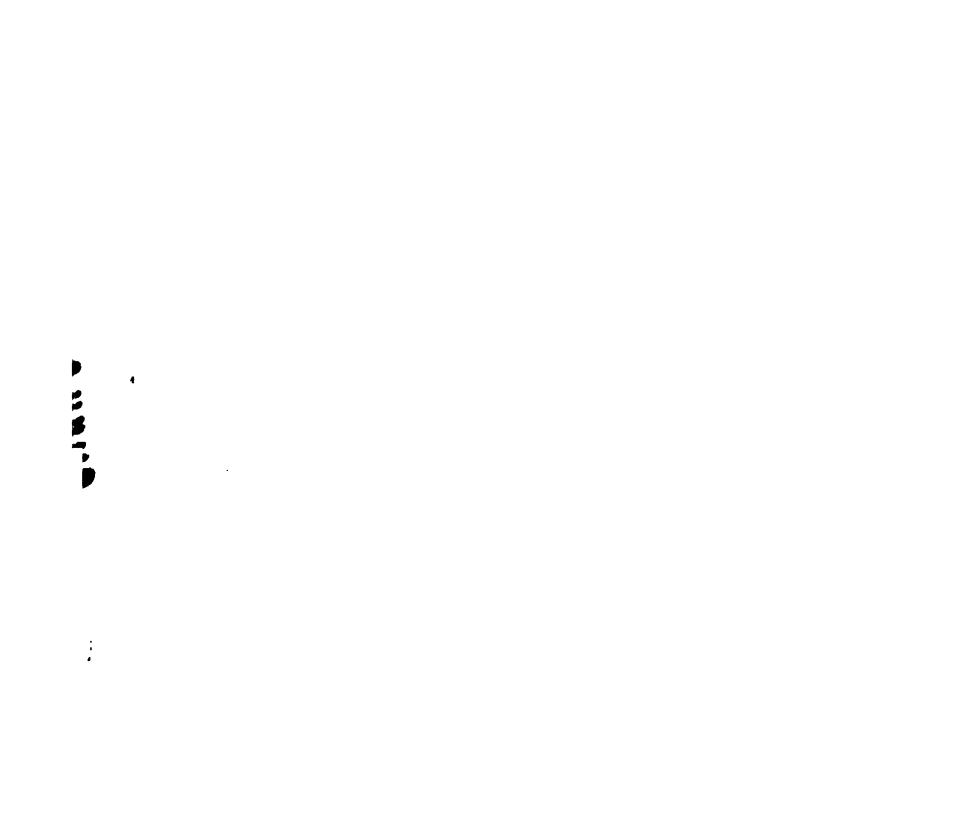
M. Guillard.

Musik von Gluck.

Personen:

Thoas, König der Scythen.
Iphigenia, Priesterin der Diana.
Orestes.
Pylades.
Diana.
Priesterinnen.
Scythen.
Griechen.

Die Handlung spielt in Tauris.



Erster Act.

:halle des Tempels der Diana zu Tauris am Strande des Meeres.
Nacht. Sturm.

1. Auftritt.

Iphigenia, Priesterinnen.

No. 1. Introduction.

Iphigenia.
Weh uns, Ihr allmächtigen Götter!
Wendet ab dies Schreckens-Gericht;
Die Strafbaren tödt' Euer Wetter,
Doch die Unschuld treffe es nicht.

Chor der Priesterinnen.
Weh uns, Ihr allmächtigen Götter! ꝛc.

Iphigenia.
Diesem Strand voll Wildheit und Grauen,
Ist ihm Euer Zürnen entbrannt?
O wollet gnädig uns schauen,
Führt uns in ein glücklicher Land!

Priesterinnen.
Weh uns, Ihr allmächtigen Götter! ꝛc.

Iphigenia.

O bewahrt unsre reinen Hände,
Daß sie nicht die Tempel entweihn,
Daß dieses Volkes Wildheit ende,
Von Blut und Mordgier macht es rein!

Priesterinnen.

Weh uns, Ihr allmächtigen Götter! 2c.
(Der Sturm legt sich.)

Iphigenia.

Die Götter hörten unsre Stimme,
Besänftigt sinkt des Sturmes Wuth,
O seht, ihr Zürnen ruht.

No. 2. Recitativ.

Doch in tobender Gluth
Wühlt hier der Sturm in wildem Grimme!

1. Priesterin.

Iphigenia, sprich, welch Geschick fürchtest Du?

2. Priesterin.

Woher die bange Furcht, die Dein Antlitz uns zeiget?

Iphigenia.

Wehe mir!

1. Priesterin.

Zaud're nicht, sag' an, was tief Dich beuget.
Unsrer Heimath so fern, der still das Herz sich neiget,
Verschlagen so wie Du in dieses rauhe Land,
Vereint uns nicht mit Dir des Unglücks traurig Band?

Iphigenia.

Diese Nacht zeigt ein Traum mir die Burg meiner Ahnen,
Voll Freude lag ich an des Vaters Brust;
Ich vergaß im Gefühl der Lust
Seines Zorns wildes Drohn, so langer Jahre Mahnen.
Da plötzlich bebt der Erde Grund,
Und die Sonne, entsetzt, hüllt in Nacht ihre Schimmer;
In Flammen glüht die Luft, aus dem feurigen Schlund

t es auf den Pallast, entflammt ihn, stürzt ihn in Trümmer!
h hervor aus der Flamme Drohn
' ich es angstvoll klagend tönen,
dringt tief in mein Herz, ruft mir wie unter Thränen.
g folg' ich dem traurigen Ton,
lich seh' ich der Gluth meinen Vater entsteigen,
Blut, die Brust durchbohrt seh' bebend ich ihn fliehn,
ein entsetzlich Weib ihn zeigen!
dieses Weib war meine Mutter.
ohend reicht sie ein Schwert mir und fließt in Luft dahin;
will flieh'n, horch, man ruft: „Verweile!"
Orest ist's, des tiefsten Jammers Bild! Umarmen will ich ihn,
t meiner Hilf' ihm nahn, da treibt mich wilde Eile,
ingt meinen Arm, durchbohrt sinkt er dahin!
(sie sinkt auf dem Altare nieder.)

No. 3. Chor der Priesterinnen.

welch ein Traum, Nacht voller Schrecken!
elch ein Schmerz, welch ein tödtlich Graun!
aß im Zorn Dein Mitleid uns wecken,
ör' uns, o Göttin, laß uns Rettung schaun!

No. 4. Recitativ.

Iphigenia.

ch, Pelops alt Geschlecht, zum Unglück ausersehen!
och auf der Enkel fernstem ruht
er strengen Götter Rache für Tantalus Vergehen.
er Fürsten Fürst, der Götter Blut,
gamemnon, weh mir, um Dich auch ist's geschehn!
ein Sohn blieb meiner Hoffnung Stern.
r allein konnte mich aus tiefer Noth erretten.
mein theurer Bruder, diese Ketten
immer bricht sie Dein Arm, der Schwester bleibst Du fern!

2. Priesterin.

esänft'ge diesen Schmerz, dieses trostlose Bangen;
er Götter heilger Spruch wird ihn schützend umfangen.
ieb der Hoffnung doch Raum!

Iphigenia.

Nein, nimmer hoff' ich mehr
Wild häufte Götterzorn auf mein Haupt der Leiden Fülle.
Wann ward von Schmach und Noth dieses Dasein wohl leer.
Nun erfüllt sich im Tode meines Bruders ihr Wille!

No. 5. Arie.

O Du, von der mir Hilfe kam,
Nimm hin dies Leben bang und trübe;
Diana, zu Dir fleh' ich, o ende meinen Gram,
Vereine, Göttin, mich mit meines Bruders Liebe!

Weh mir, grausend wächst, meine Pein!
Der Tod allein ist mein Erretter!
In Schrecken stürmten auf mich ein
Mein Volk, ach mein Vater und die Götter!

No. 6. Chor der Priesterinnen.

Wo ist ein Ziel für unser Leid?
Der Schmerz, wird er nimmer uns enden?
Ach, wie im Kreis der Ewigkeit
Kann unsres Lebens Bann kein Gott mehr wenden.

2. Auftritt.

Die Vorigen.
Thoas tritt auf und bleibt bestürzt stehen, da er den Schmerzensruf der Priesterinnen vernimmt.

No. 7. Recitativ.

Thoas.

Weh! überall folgt Verderben mir nach!
Vom Angstruf schallen, rings die weiten Hallen wieder.
O Priesterin, verscheuche den Schrecken, die Schmach,
Von den Göttern erfleh' ihr Erbarmen hernieder!

Iphigenia.

Ach, hörten sie wohl je, wenn ich zu ihnen sprach?

Thoas.

Sie wollen Thränen nicht, doch ist Blut ihr Begehren!

Iphigenia.

sollten sie uns hören!
: Götterhuld man ja durch feige Mordgier wach?

Thoas.

Himmel wies durch Zeichen
: der Zukunft bedrohte Bahn!
Tod schwebt über mir, wie die Seher bezeugen,
:n aus der Fremden Zahl, die dem Land frevelnd nahn,
Einz'ger nur entrinnen kann.

No. 8. Arie.

ahnungsvoller Schmerz erfüllt die Brust mit Bangen,
end bebt mir das Herz, von tiefem Graun umfangen;
Tag glänzt meinem Blick, rings um mich her ist Nacht.
leide der Hölle Qualen!
schon gähnt unter mir entsetzenvoll das Grab,
m reißt der Sturm wild mich herab,
bin dem Abgrund verfallen!
h, wie tönt mir der Ruf tief in die Seele hinein:
be vor den strafenden Göttern!"
Nächte bange Qual verdoppelt meine Pein,
) zucken Blitze auf mich ein,
n unselig Haupt zu zerschmettern!

3. Auftritt.

Die Vorigen. Chor der Scythen.

No. 9. Chor der Scythen.

nftigt ist der Götter Wuth,
sie uns selbst die Opfer senden!
n rächenden Zorn zu wenden,
e schnell der Gefangnen Blut!

No. 10. Recitativ.

Iphigenia.

mir Armen!

Thoas.

Laßt mich diese Opfer Euch weihe

Nicht hofft ich, solcher Gunst, Ihr Götter, mich zu freuen.

Ein Scythe.

Der nächt'ge Sturm warf zwei Griechen an's Land;
Sie bekämpften uns kühn, vertheidigten ihr Leben.
Sie schworen, sich nicht zu ergeben,
Nur schwer ward der Sieg unsrer Hand!
Des Einen Seele scheint furchtbarem Weh verfallen,
Verwirrte Worte sprach er scheu
Von Fluch und entsetzlichen Qualen!
Er verwünschte sein Loos und rief den Tod herbei.

Chor der Scythen.

Besänftigt ist der Götter Wuth, zc.

Iphigenia.

Weh, es ersterb' in mir des Mitleids sanfte Stimme,
Heilig ist Götterdienst, doch grausam auch und hart!

Thoas.

Wohlan, führt sie dahin, wo der Tod ihrer harrt,
Doch ich, der vor dem wilden Grimme
Der Ew'gen zittert scheu und bang,
Zagend bleib' ich zurück, die Feier nicht zu stören.

(zu den Scythen.)

Doch ihr, an der Götter Altären
Erhebt Euren Siegesgesang,
Dessen Ruf schon so oft bis zu den Wolken drang!

No. 11. Chor.

Blut sühnet unsre Schuld,
Führt uns zurück den Segen,
Seht die Gefangnen dort,
Seht den Altar bereit!
Brachten die Götter selbst uns die Opfer entgegen,
Wohl, so erhebt voll Dank ihr gnädig Walten heut!
Laßt jener Fremden Blut
Purpurn der Brust entquellen,
Daß ihr verfallen Haupt

:s Land nicht mehr entweih'!
s Opfer lasset uns bestellen,
ß Götterhuld uns gnädig sei.

4. Auftritt.

: Vorigen. Orest und Pylades in Ketten. Orest hat die Augen auf den Boden geheftet und scheint niedergeschlagen.

Nr. 12. Recitativ.

Thoas.

he Euch! Welch Geschick, in verderblichem Verblenden,
)rt in mein Land Euch beide ein?

Pylades.

r Götter Spruch wird es vollenden!
: kennen unser Ziel, Dir wird's verborgen sein!

Thoas.

: dies verwegene Beginnen
rrt Tod und Elend Dein!
ıchen, führt sie von hinnen!

Orestes.

theurer Freund, muß ich auch Dich dem Tode weihn!
(sie werden fortgeführt.)

Chor der Scythen.

ıt sühnet unsere Schuld ꝛc.

Zweiter Act.

s Innere eines Tempels, zum Aufenthalt der Opfer bestimmt In der Mitte ein Altar.

1. Auftritt.

estes, Pylades in Ketten. Orestes hat die Augen zur Erde gesenkt und scheint vom Schmerz überwältigt.

No. 13. Recitativ.

Pylades.

lche Stille ringsum! Wie ist so bang dies Schweigen!
e? keine Antwort mehr, nur thränenvoller Schmerz?

Aengstet der Tod des Helden großes Herz?
Bin ich nicht Pylades, ist nicht Orest mein eigen?

Orestes.

Weh! Zu welchem Geschick spart die Gottheit mich auf!
Blind ergreift mich der Fluch, er vergiftet mein Leben:
Ich irr' umher in verzweifelndem Lauf,
Dem Verbrechen allein ist mein Dasein gegeben.

Pylades.

Welch ein Wort! welch ängstend Unheil hier?
Welch neue Schuld, o sprich!

Orestes.

Ich gab den Tod auch Di
War's nicht genug für mich, daß mein mörd'risch Begehren
Auf meiner Mutter Brust diese Hand mußte kehren?
Die Götter wollten mich durch neue Schuld entweihn,
Ich hatte einen Freund um sein Henker zu sein!

No. 14. Arie.

Götter, die Ihr mich haßt, Ihr nur schafft mein Verbrechen
Stürzt herab auf mein Haupt euren Blitz, euch zu rächen!
Keine Hölle voll Qual kommt meiner Marter gleich!
Ich verrieth einen Freund, ich verrieth Lieb und Treue,
Schwarzer That blut'gen Frevel beging ich auf's Neue,
Götter, Euch ist mein Blut verfallen, kommt und sättiget Euch!

No. 15. Recitativ.

Pylades.

Wie so kränkend dies Wort für deines Freundes Lieben,
Ermanne Dich, laß uns den Tod nicht scheun!
Laß bittre Wuth Dein Herz nicht trüben,
Schmäh' die Götter nicht mehr, laß uns Heldenmuth üben.
Sollen dem Tod wir beide denn erbleichen,
Wie so muthlos und schwach verzagt Dein Herz vor mir?
Welch ein Schicksal kann meinem gleichen!
Sterben darf, o Freund, ich mit Dir.

No. 16. Arie.

Seit früher Kindheit zarten Tagen
Haben Freud' und Hoffnung wir getheilt.

O wie froh wird das Herz mir schlagen,
Wenn uns vereint der Tod ereilt.
Mag uns das Schicksal grausam scheinen,
Laß den Göttern froh uns vertraun;
Gnädig seh' ich sie auf uns schaun,
Denn es soll ein Grab uns vereinen.

2. Auftritt.

Orest. Pylades. Ein Tempeldiener, Tempel-Wachen

No. 17. Recitativ.

Tempeldiener.

Ihr, dem Unglück geweiht, getrennt seid Ihr fortan!
(zu Pylades.)
Du folge mir!

Orestes, Pylades.

Weh uns! Willst Du den Tod uns geben?

Orestes.

Nein, o verlaß mich nicht, Du einziger Freund im Leben!

Beide.

Barbar! Sieh dies Leiden an!
Nicht will dem Tod ich widerstreben,
Doch laß gemeinsam in's Aug' uns ihm schaun!
Nicht Holzstoß und Schwert erwecken uns Graun,
Doch diese Trennung macht uns beben!

Tempeldiener.

Ich folge dem Gesetz und der Götter Gebot.
(zu der Wache.)
Führt ihn von dannen!

Orestes.

O bleibe!

Pylades (indem er sich losreißt).

Weh' mir!

Orestes.

Unmenschen haltet!
(Pylades wird fortgeführt.)
Weh, man entreißt ihn mir.
Der Freund ist für mich todt!

3. Auftritt.

Orestes (allein).

Götter, die Ihr dies wilde Land beschützt,
Ihr, verlangend nach Blut, schaut her!
Schaut her, zerschmettert mich!
Wo bin ich? Auf dies graunvolle Bangen,
Fühl' ich von Frieden mich umfangen?

No. 18. Arie.

In Ruhe löst sich sanft mein Leid!
Konnt' endlich mein Geschick Euer Zürnen ermüden?
So athm' ich denn von Qual befreit;
Der Muttermörder fühlt, Orestes, Ruh und Frieden.
Ihr Rächer, Ihr verzeiht!
Welch Glück, in Ruhe löst sich sanft mein Leid!
(er schläft vor Ermattung ein.)

4. Auftritt.

Orest, die Eumeniden erscheinen aus dem Hintergrunde der Bühne un umringen ihn.

No. 19. Chor.

Erbebe unsrer Rache und der Götter Gericht!
Auf und naht ihm voll Drohn, dem Mörder seiner Mutter!

Orestes.

Weh! Weh! Weh!

Chor.

Marter ihm, dem Mörder seiner Mutter!

Orestes.

Weh! Welche Qual!

Chor.

Den Frevler schont nicht, den Mörder seiner Mutter!

Orestes.

Welch Schreckbild! Weh! Weh! Erbarmen mir!

Chor.

Erbarmen Dir, Verbrecher, der Mutterblut vergossen?
Laßt in Schrecken uns nahn, in nächt'ges Graun ihn stoßen!
Dich treffe Fluch, nimmer werd' Erbarmen Dir!

Orestes.

Erbarmen mir! Weh! Weh!
Die Mutter! Weh!

5. Auftritt.

Die Pforte des Gemachs öffnet sich. Iphigenia mit den Priesterinnen erscheint. Die Eumeniden verschwinden.

Iphigenia, Priesterinnen.

No. 20. Recitativ.

Ich erkenne dies Graun,
Das Dir mein Anblick muß erwecken.
Aber könntest Du schaun,
Unglückseliger Mann, wie mein Herz so voll Schrecken,
So sehr Du mitleidswerth, Du schenktest Mitleid mir.

Orestes.

Welch Bild! Ha, wie so ähnlich ihr!

Iphigenia (zu den Priesterinnen).

Nehmt ihm die Fesseln ab!

(Orestes wird entfesselt.)

Welch Land gab Dir das Leben?
Was brachte Dich hierher an diesen Schreckensort?

Orestes.

Kannst thöricht Du mein Loos zu wissen streben?

Iphigenia.

O sprich!

Orestes.

Ha, wie entgeh' ich dem Wort?

Iphigenia.

Woher der Schmerz in Deinen Zügen?
Wer bist Du?

Orestes.

Ich bin elend! Dies mag Dir genügen!

Iphigenia.

Ich flehe, sprich, welch Land, welch ein Ort
Hat dereinst das Dasein Dir gegeben?

Orestes.

Wohl denn, Du willst's! Mykén gab mir das Leben!

Iphigenia.

Was vernehm' ich? Schweige nicht, rede, o sprich ein Wort
Von Agamemnon's Loos und der griechischen Lande.

Orestes.

Agamemnon —

Iphigenia.

Ha, wie dieses Wort Dich übermannte!

Orestes.

Agamemnon —

Iphigenia.

Wie, Thränen fließen Dir?

Orestes.

Fiel von frevelnder Mörderhand!

Iphigenia.

Wehe mir!

Orestes.

Ha, wer ist diese Priest'rin?

Iphigenia.

Und welches Frevlers Streichen
Erlag des Königs Haupt, sein Leben, groß und hehr?

Orestes.

Bei allen Göttern, frage mich nicht mehr!

Iphigenia.

Bei allen Göttern, rede!

Orestes.

Dies Scheusal ohne Gleichen
War —

Iphigenia.

Rede fort! Wie mein Innerstes bebt!

Orestes.

Seine Gattin!

Iphigenia.

Weh mir! Klytemnestra?

Orestes.

Ja, sie selber!

Chor.

Weh!

Iphigenia.

Und der Götter Zorn, aller Unthat Vergelter,
Ließ straflos dies Verbrechen?

Orestes.

Die Vergeltung, sie lebt!
Der Sohn —

Iphigenia.

Haltet ein! —

Orestes.

Er übte blut'ge Rache!

Chor.

Weh, es folgt Schlag auf Schlag
Ein Gräu'l dem andern nach!

Orestes.

Ha, meiner Schmach,
Wie folgt die Qual ihr nach!

Iphigenia.

Dieser Sohn, dem die Götter vertraut ihre Sache,
Der der Ewigen Spruch so entsetzenvoll sprach? —

Orest.

Der Tod, den er gesucht, hat endlich ihn ereilet.
Elektra ist's allein, die in den Myken noch weilet.

(Lange Pause.

Iphigenia (sich nach einer Seite zurückziehend)
Welch ein Schmerz! All der Deinen Geschick ist erfüllt!
Nicht hast Du mich getäuscht, nächtiges Traumgebild!

(Zu Orest.)

Entferne Dich, genug hab ich vernommen.

(Orest ab.)

6. Auftritt.

Iphigenie. Priesterinnen.

Iphigenia.

Du, Göttin, schufst für mich dies Leid, so bang und schwer,
Weide Dich an dem Fluch, der über mich gekommen;
Nicht höher steigen kann er mehr!

No. 21. Chor der Priesterinnen.

Du Land, das uns geboren,
Dich, theures Vaterland,
Dich haben wir verloren;
Ach wie all unser Hoffen schwand!

No. 22. Arie.

Iphigenia.

Ich unglückseligste der Frauen,
Dich, o Heimath, nicht mehr zu schauen!
(Zu den Priesterinnen.)
Euch lebt kein König mehr, all die Meinen dahin!
Laßt unsrer Klagen Ruf laut durch die Lüfte ziehn!

Chor.

Laßt unsrer Klagen Ruf laut durch die Lüfte ziehn!
Ach, auf Orestes Heldenkraft ruht' unser Sehnen!
Alles verloren wir, fließet still, bittre Thränen!

No. 23. Recitativ.

Iphigenia.

Ehrt des Helden Gedächtniß mit mir im Verein!
Es soll des Bruders Angedenken
Der letzte Dienst versagt nicht sein.
Laßt auf den Altar uns Gebete senken,
Den Blick zu den Schatten uns lenken.
Der Opfer letztes still ihm weihn.

No. 24. Opferhymne.

Chor der Priesterinnen.

Schau herab, dies Opfer zu sehn,
Klagender Geist, Schatten voll Trauer!
Unsre Thränen, dies bange Flehn,
Drängen sie in das Reich der Schauer!

Iphigenia.

O mein Bruder, blicke hernieder,
Sieh dies Thun schmerzvoller Pflicht;

mein Gebet zu Dir spricht,
' es Dir heiligend wieder!

Chor.

ıu herab, dies Opfer zu sehn ꝛc.

Dritter Act.

Im Innern des Tempels.

1. Auftritt.

Iphigenia. Priesterinnen.

No. 25. Recitativ.

Iphigenia.

folge Eurem Wunsch; es wisse unsre Leiden
ıe Schwester, und unsern Schmerz.
befreie vom Tod Einen von Beiden,
befried'ge zugleich dieses traurende Herz.
mir, welch ein schmerzliches Beben!
eins der Opfer, die noch heut
des Gesetzes Wuth blut'gem Tode geweiht,
fühl' ich mein Mitleid sich heben!
;ieht zu ihm mich hin wie mit geheimem Band,
tes Züge müßt' er tragen;
sein Blick läßt's in mir gleich Erinnrungen tagen;
edel ist's und stolz, mir so heimathbekannt!

No. 26. Arie.

res Bild, zu Dir mit Entzücken
: ein tiefes Sehnen mich hin!
fühl' ich die Hoffnung mir glühn,
ıd hebt sich's vor meinen Blicken!

so leer dieser Träume Wahn!
t hin in das Nachtdunkel wieder!
auf des Todes düstrer Bahn
ich einst, mein Orest, Dich wieder.

2. Auftritt.

Die Vorigen. Orestes und Pylades, von Priesterinnen geführt.

No. 27. Recitativ.

Eine Priesterin.
Dort führt die Gefang'nen man ein!

Iphigenia.
So laßt auf kurze Zeit mich mit ihnen allein!

Orestes (Pylades umarmend).
O Freude ohne Gleichen!
So halt' ich einmal noch in meinem Arm Dich fest.

Pylades.
O glücklich Loos, das mich Dich wiedersehen läßt!

Iphigenia.
Wie mich der Schmerz ergreift, wie mir die Wangen bleichen!
Ihr seht in Thränen mich, o wie schwer diese Stunde;
Weh mir, wer vergösse sie nicht bei so furchtbarer Botschaft Kunde?
Uns stieß in dieses Land der Götter Strafgericht,
Doch sahn auch wir einst milderer Tage Licht;
Uns gab Hellas dies arme Leben!

Pylades.
Wie? so wird denn den Tod eine Griechin uns geben?

Iphigenia.
Ach, wie so gern schützt' ich mit meinem Dasein Euch.
Doch Thoas fordert Blut; seines Zorns Begehren
Vermöchte Euer Leid noch zu vermehren,
Bräch' ich den Bann für Euch Beide zugleich.

No. 28. Terzett.

Iphigenia.
Ich kann vor seiner Wuth Euch Beide nicht erretten,
Doch Eines Leben schütz' ich mit täuschendem Wort.

Orestes, Pylades.
Wohl, so lebe, o Freund, zur Freiheit eile fort!

Iphigenia.
Wird der, den rettend ich löse von seinen Ketten,
Des Dankes Pflicht treu mir weihen?

Orestes, Pylades.

Rede fort!

ıt, ich schwör's, sein Leben ist das Deine!

Iphigenia.

3 Stadt blickt' auch mir einst in flammendem Scheine.
ıde leben dort mir noch heut,
e Sendung führ' ihn hin, dies schwört mit heil'gem Eid!

Orestes, Pylades.

ıen Göttern, ich schwör's, zum Dienst ist er bereit!

Iphigenia.

nuß ich unter Euch das Opfer denn ersehen!
werd' ich den Schmerz überstehen,
Beide nicht mein Arm vom Tode kann befrein!
Einen Leben bleibt verfallen;
elche bittren Qualen!
weil der schweren Wahl ich mein Wort denn muß leihn —

(Zu Orestes.)

ehe Du, sei frei!

Orestes.

Ich soll frei sein, er sterben?

nein!

Iphigenia.

Hör' mein angstvolles Flehn, fliehe schleunig von hier,
eg, hier droht Verderben!

(Sie geht ab.)

3. Auftritt.

Orestes. Pylades.

No. 29. Recitativ.

Pylades.

ein seltenes Glück! Mein Tod errettet Dir,
reund, das theure Leben!

Orestes.

st Du, ich sehe Dich ruhig das Deine geben?
Du mich? Rede?

Pylades.

O sprich, die Frage stellst Du mir?

Orestes.

Liebst Du mich?

Pylades.

Welch ein Wort! Welch wilder Ton der Kl

Orestes.

Der Wahl der Priesterin entsage!

Pylades.

Diese Wahl, theuer mir, nimmer entsag ich ihr!

No. 30. Duett.

Orestes.

Das ist die Liebe, die Du mir geschworen?
Weiche der Götter Zorn, die meine Frevel sahn!

Pylades.

Sie wachen über Dir, nehmen mein Opfer an,
Mich nur haben sie erkoren!

Orestes.

Dieser Götter Verrath willst Du theilhaftig sein,
Die Qual der Brust, meine Leiden vermehren?

Pylades.

Was ist Dein Wille, sprich!

Orestes.

Ich fordre Tod für mich!

Pylades.

Nein, das erwarte nicht!

Orestes.

Laß Dich, o Freund beschwören!

Beide.

Götter, erweichet ihn!
Gebt den Freund mir zurück, laßt sein Herz mir erhalten,
Und nehmt in Eures Zornes Walten
All mein Blut als Sühnopfer hin!

No. 31. Recitativ.

Orestes.

Wie, ich besiege nicht dieses stolze Verlangen?
Wie, Dein Wille versagt, was ich bebend erbat?
So weißt Du nicht, daß mir nur Bangen,

ır Schmach und Graun das Leben hat?
eißt Du denn nicht, daß mit mördrischem Wüthen
h diese Hand getaucht in Mutterblut?
iehst Du nicht dort, wie aus höllischer Gluth
e voll Schrecken mir nahn, die schwarzen Eumeniden?
, schon umschlingt ihr Kreis mich hier!
eh sie dort rings umher, wild drohen ihre Schlangen!
fliehn! Weh mir! Auch Pylades flieht voller Bangen!
he! er stößt mich hinab! Haltet ein! Wehe mir!

Pylades.

Freund, wie verkennst Du mein Herz und sein Verlangen?

Orestes.

hlan, Pylades, wem gebührt wohl der Tod?

Pylades.

Götter, schweigt denn nie eurer Rache Gebot?

Orestes.

Grab nur find' ich Ruh für dies qualvolle Leiden,
h war ich ihm, Du willst mich von ihm scheiden!

Nr. 32. Arie.

Pylades.

theurer Freund, Dein Mitleid fleh ich an!
est, kannst Du mein zärtlich Herz verkennen?
mich in Thränen der Liebe still Dir nah'n,
ınst Du, Orest, von Deinem Freund Dich trennen?
ser Freund, der so lieb Dir war, er fleht hier auf den Knien!
h ihn bitten, Dich beschwören,
Deinem Wahn ihn, dem düstren, Dich entziehn,
folg' der Priestrin Wahl, laß sie gewähren.

Orestes.

Pylades! Weh mir!

4. Auftritt.

Iphigenia. Priesterinnen. Die Vorigen.

Nr. 33. Recitativ.

Orestes.

nnoch werd' ich, o Freund, Dich dem Tode entziehn.

Iphigenia (zu Pylades).
Mich schmerzt Dein Loos!
(Zu den Priesterinnen.)
Führt ihn zum Tempel hin!
Orestes.
Nein, verweilet, haltet ein, Mitleid ist hier Verbrechen!
Iphigenia.
Sag an, was giebt's?
Orestes.
Mich nur treffe der Tod!
Gern vollziehet er Dein Gebot,
Nur er vermag allein Deinem Wunsch zu entsprechen.
Pylades.
O höre nicht, was der Rasende spricht!
Iphigenia.
Nein, leb' und diene mir!
Orestes.
Könnt' ich es ohne Reue!
Pylades.
Halt ein! Was quält Dich so auf's neue?
Iphigenia.
Meine Wahl, ach ich fühl's, war mir heilige Pflicht!
Orestes.
Nun wohlan, so vernimm, was ich, Priestrin, Dir sage!
Pylades.
O schweige!
Orestes.
So wisse denn —
Pylades.
O schweige, rede nicht!
Iphigenia.
Welch unerklärlich Grau'n, wie so wild diese Klage?
Orestes.
So gebeut, daß mein Tod —
Iphigenia.
Nein, nein! wie könnt's gescheh'n?
Dies Gefühl, das mein Herz mit neuer Gluth durchzittert,
Lähmte selbst am Altar den Arm mit mächt'gem Flehn!

Nr. 34. Arie.

Orestes.

ie, so hat Dich denn nicht mein bittend Wort erschüttert?
ennoch, ich schwör's, wird getäuscht Dein Vertrau'n!
nd wenn mein Freund dem Tod verfällt, dem man ihn weihte,
o wirst mit Entsetzen Du schaun,
en Göttern bring ich selbst dies mein Haupt dar als Beute!

Nr. 35. Recitativ.

Iphigenia.

eh mir, Du willst's, es sei, Dein Begehr sei erfüllt!

Orestes.

be, o Freund, und erfüll' ihr Verlangen,
ag' der Schwester mein Schicksal, bring in tröstendem Bangen
r den Seufzer, der mir entquillt!
b wohl!

(Orestes ab.)

5. Auftritt.

Iphigenia. Pylades.

Iphigenia.

Weil denn ein Gott Dich in Schutz hat genommen,
o erfülle Dein Wort, gelobt hast Du es mir.
irst glücklich nach Hellas Du kommen,
g' in Elektra's Hand Du selbst dies Schreiben hier.

Pylades.

as hör ich, welch ein Band kann an jene Dich binden?

Iphigenia.

h hab' Dein Schweigen geehrt,
icht frage weiter mich. —

Pylades.

Du wirst folgsam mich finden,
rfüllt wird Dein Befehl, wenn's ein Gott nicht verwehrt.

(Iphigenia ab.)

6. Auftritt.

Nr. 36. Arie.

Pylades (allein).

O Himmelsgabe, hehr und theuer,
Freundschaft, komm, Dir mich ganz zu weihn!
Entflamme mich mit Deinem heilgen Feuer,
Den Freund vom Tod zu retten, auf, laß siegreich mich sein!

Vierter Act.

1. Auftritt.

Das Innere des Dianen-Tempels am Ufer des Meeres. Die Statue der Göttin erhebt sich in der Mitte auf einer Estrade. Auf einer Seite der Sa befindet sich ein Altar.

Nr. 37. Recitativ.

Iphigenia (allein).

Nein, diesem furchtbaren Brauch, folgen kann ich ihm nicht!
Wie so laut spricht für ihn in mir der Götter Stimme:
Gerettet soll er sein von der Wüthenden Grimme,
Weigern will ich mich dieser Pflicht!

Nr. 38. Arie.

Sieh mich flehen, o Göttin, sieh mich zittern Deiner Rache,
Pflanze tief in mein Herz blutige Grausamkeit!
Ersticke gnädig in mir heut
Des Mitleids thränenvolle Klage!
Weh mir, o wie so hart trifft das Schicksal mein Herz!
Eurem blutigen Willen
Das Opfer zu erfüllen,
Folg ich euch, und erliege den Qualen, dem Schmerz!

2. Auftritt.

Orest wird von Priesterinnen hereingeführt.

Nr. 39. Chor.

O Diana, blick' huldvoll nieder,
Sieh im Schmuck Dein Opfer nahn,
O schau es gnädig an!
Brächte dies Blut in dunkler Bahn
Deine Huld, Deine Gnade uns wieder!

Nr. 40. Recitativ.

Iphigenia (auf einen Sessel sinkend).
mir die Kräfte schwinden! Tag voll Schauer und Qual!

Orestes.
rüßt sei tausendmal,
nes Seins letzte Stunde!
mit der Götter Zorn schließt sich in mir die Wunde.

Iphigenia.
mir!

Orestes.
Gebeut dem Schmerz, Dein Auge weine nicht!
age nicht mein Loos, o laß das Schicksal walten!
lan!

Iphigenia.
Weh, dieser Muth, wie vor ihm mir erbangt!
wollten die Götter erhalten,
wird Dein Loos erfüllt, Du selbst hast es verlangt!

Orestes.
Götter Wille ist's, und mein Tod ihr Begehren,
le nicht ihren strengen Schluß,
el nur wär's mir das Ende zu wehren!

Iphigenia.
Frevel? Ach, Frevel ist's, wenn ich Dich tödten muß!

Nr. 41. Arioso.

Orestes.
diese Klage sanft in das Herz sich mir senket,
sie das Ende mir versüßt!

Seit jenem Unglückstag, ach seit so langer Frist
Hat Niemand meinem Schmerz der Thränen Trost geschenket!

Iphigenia.

Weh mir!

No. 42. Hymne der Priesterinnen.

Keusche Tochter der Latone,
Neig' unserm Rufe Dein Ohr.
Flehend schwing' er sich empor,
Zu Deinem strahlenden Throne.
Erd und Himmel, glanzumflossen,
Alles gehorcht Deinem Wort,
Und in düstre Nacht ergossen,
Bebt des Orcus Schreckensort.
Aller Zeiten Rath und Stütze,
Fried und Zwietracht ruhn in Dir!
Aus der Tempel Göttersitze
Ragt Dein Bild als heil'ge Zier!

Während des Chors wird Orestes mit Kränzen geschmückt. Man führt ihn zu dem Altar hin, verbrennt um ihn herum Weihrauch und gießt die Opfer-Schalen über seinem Haupte aus, um ihn zu reinigen.

Nr. 43. Recitativ.

Iphigenia (auf dem Sessel sitzend).

Welch Geschick! Götter helft, stärkt meinen Muth!

Vier Priesterinnen (kommen, um Iphigenia zum Altar zu geleiten).

Tritt herbei zum Altar ohne Zagen,
Sieh, schon lodert die heilige Gluth!

Iphigenia.

Grausame, haltet ein, o wie werd ich's ertragen!
(sie nimmt das Opfermesser).
Weh! all mein Blut wird Eis in meiner Brust,
Ich zittre, starr sind mir diese Hände. —

Chor der Priesterinnen.

Wohlan!

Orestes.

So fandst Du in Aulis dein Ende,
Iphigenia, o meine Schwester!

Iphigenia.

:es! Mein Bruder!

Chor.

Orestes! welch ein Glück!

Orestes.

bin ich? Ist's möglich —

Iphigenia.

Ja, er ist's, o mein Bruder!

Orestes.

)ist's, Iphigenia? Du hier vor meinem Blick?

Iphigenia.

h bin es! Der Göttin Erbarmen
ße mich vor des Volks, des Vaters blut'gen Armen.

Chor.

s ist Iphigenia.

Iphigenia.

O mein Bruder!

Orestes.

ester, ja, ja, Du bist's! Mein Herz, wie fühl' ich's
Dir offen!

Iphigenia.

ein Bruder! Meines Lebens Hoffen!

Orestes.

Du, Du liebtest mich? Du fühlst vor mir kein Graun?

No. 44. Arioso.

Iphigenia.

)eise ab, was schrecklich dort geschehen,
m Glück jubelnd mich der Freude Gipfel schaun!
ch Dich erkannt zog zu Dir mich Vertraun!
)eiten Weltenraum glaubt ich Dich stets zu sehen,
ist da, Du bist mein, von Lust ganz erfüllt —
was seh ich?

3. Auftritt.

Die Vorigen. Eine griechische Frau.

No. 45. Arie.

Griechin.

Erbebt! Laßt um Rettung uns flehen!
Der Tyrann naht in wildem Zorn!
Daß von den Fremden einer dem Opfer entgangen,
Durch Dich befreit, man entdeckt es ihm schon.
Seht ihn dort voller Drohn,
Weh, er dürstet nach Blut, das Opfer zu verlangen.

Chor der Priesterinnen

Ihr Götter, steht uns bei!

No. 46. Recitativ.

Iphigenia.

Nein, nimmer sei's vollbracht, dies blutge Opfer, ihm laßt uns widerstreben!
Auf und deckt Euren König als rettender Schild!
Er ist vom Götterstamm, heilig sei uns sein Leben!
(sie stellt Orest unter den Schutz des Götterbildes.)

4. Auftritt.

Thoas mit seiner Leibwache. Die Vorigen.

No. 47. Finale.

Thoas.

Es ist entdeckt, Dein frevelndes Beginnen,
Dein schmählicher Verrath; kaum konnt ich ihm entrinnen!
Drohend braust schon heran der Rachegötter Wüthen
Zeit ist's nun, daß sie endlich Befriedigung sehn!
Das Opfer sei gebracht! Der Ew'gen Gunst zu hüten,
Sollst Du der Strafe nicht entgehn!

Iphigenia.

Sprich, was ist denn, Barbar, Dein Willen?

Chor der Priesterinnen.

was wird nun geschehn?
er, wollt dieses schreckenvolle Wüthen stillen!

Thoas.

rcht der Götter Spruch! Ihr Gebot soll geschehn!
ien, folgt dem Befehl! Führt zum Altar ihn!
dem Tod mich ihn weihn!

Iphigenia.

wagst ihn zu ergreifen? Halt ein!
st mein Bruder!

Thoas.

Dein Bruder!

Orestes.

Ja, ich, ich bin's!

Iphigenia.

nein Bruder, mein Herr, des Agamemnon Sohn!

Thoas.

gt ein! Kein Widerstreben!

Iphigenia.

t nicht, und Ihr schützt sein heiliges Leben!

Thoas.

, lähmt die Furcht Euch schon?
bring' ich selber denn der strafenden Göttin
s Opfer und die Priesterin!

Orestes.

rn sie! Wie, Barbar?

Thoas.

Ja, ich straf' ihren Wahn,
oll ihr Blut —

5. Auftritt.

Pylades und bewaffnete Griechen stürmen herein.

Pylades (Thoas tödtend).

Stirb Du selber, Tyrann!

Chor der Scythen.

rächen unsres Königs Blut!
ei!

Iphigenia. Chor der Priesterinnen.
Beschützt ihn, ew'ge Götter!
Pylades.
Ihr Freunde, folgt mir, kämpft mit festem Muth!
Orestes.
O Pylades, Freund und Erretter!
Iphigenia und die Priesterinnen.
Ihr Götter, steht uns bei!
Chor der Griechen.
Dieses Volk, rauh und wild,
Kämpfen laßt uns gegen sein Erfrechen!
Bestrafen wir seine Verbrechen!
Es sei sein Loos erfüllt,
Die Götter, die ew'gen, zu rächen!
Chor der Scythen.
O seht, wie die Götter sich rächen!
Eilig fort! Weh, uns deckt kein Schild,
Sie strafen schrecklich das Verbrechen!

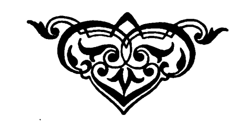
6. Auftritt.

Diana erscheint. Der Kampf hört auf.

Diana.
Haltet ein! Nehmt mit Scheu meinen Willensschluß wahr!
Scythen, Ihr sollt den Griechen mein Bild übergeben.
Schon zu lange habt Ihr mit wildem Widerstreben
Blutig es mir entheiligt und den Altar!
Du, Orest, hast vermocht den Fluch zu besiegen,
Es erlischt vor Deiner Reu' die That.
Mykene wartet Dein, dort herrsch' in weisem Rath,
Und führe Iphigenien zu den staunenden Griechen!
(sie verschwindet.)
Pylades.
O sprich! So ist es wahr?
Orestes.
Ja, theile Freund mein Glück!
Dies Weib, deß muth'ge Hand mir Tod und Unheil wehrte,
Die mir mit festem Muth das Leben gab zurück,
Die Schwester ist's, die lang entbehrte!

Chor.

der Götter zürnendem Rath
ie Rache geschwunden,
ihrem Fluche entbunden
zt neu das Licht uns zur That!
des Meeres dunkle Wellen,
t vom Wind gehoben schwellen,
: uns des Himmels gnäd'ge Hand
Huld in's heimische Land.





Die katholische Todtenmesse.



Das Requiem

in deutscher Uebersetzung und in besonderem Anschluß an Mozarts Requiem.*)

Nr. 1 (Chor.)

Requiem aeternam, Dona eis, Domine! Et lux perpetua luceat eis!	Ruhe gieb und Frieden Ihnen, Herr, in Ewigkeit; Und hell umleuchte sie strahlender Lichtglanz.
Te decet hymnus, Deus in Sion,	Dir schallt ein Danklied, König in Zion,
Et tibi reddetur votum in Jerusalem.	Dich preisen ringsumher Stimmen der Gläubigen.
Exaudi orationem meam Ad te omnis caro veniet.	Erhöre, was ich erflehe, Zu Dir gehe uns're Seele ein!
Dona eis, Domine, requiem aeternam, Et lux perpetua luceat eis.	Ruhe gieb und Frieden Ihnen, Herr, in Ewigkeit, Und hell umleuchte sie strahlender Lichtglanz.
Kyrie eleison! Christe eleison!	Herr, mein Gott, erbarme Dich, Christe, erbarme Dich!

---

*) Es bedarf keiner besonderen Hinweisung darauf, daß die Anwendung dieser Uebersetzung auf andere Compositionen des Requiem die Durcharbeitung derselben nach den besonderen Bedingungen der Musik erfordern würde.

Nr. 2. (Chor.)

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla,
Teste David cum Sibylla.

Tag des Schreckens, Tag voll Beben,
In Vernichtung sinkt das Leben
Wie die Schrift es angegeben!

Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus.

Welch ein Bangen, welch ein Zittern,
Wenn der Richter in Gewittern
Welt und Dasein wird zersplittern.

Nr. 3. (Quartett.)

Tuba, mirum spargens sonum,
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante tronum.

Ehern wird der Ruf erschallen,
Durch die Gräber wird er hallen,
Alles zu dem Throne wallen.

Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura,
Judicauti responsura.

Tod nnd Leben wird sich beugen
Vor der Auferstehung Zeugen,
Die dem Richter sich muß neigen.

Liber scriptus proferetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.

Sieh das Buch dort aufgeschlagen,
Drinnen alles eingetragen,
Strenges Urtheil draus zu sagen.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquit latet apparebit,
Nil inultum remanebit.

Sieh den Richter aller Schaaren,
Was geheim ist offenbaren,
Jeder Schuld die Strafe wahren.

Quid sum, mises, tuuc dicturus?
Quem patronum rogaturus.
Cum vix jostus sit securus?

Was dann, Armer, werd' ich sagen,
Wo den Retter mir erfragen,
Wenn die Reinen selbst verzagen.

Nr. 4. (Chor.)

Rex tremendae majestatis,
Qui salvaudos salvus gratis,
Salva me, fons pietatis.

Herr, Gewalt'ger, dem wir beben,
Du kannst retten, kannst vergeben,
Rette mich, du Quell vom Leben!

Nr. 5. (Quartett.)

Recordare, Jesu pie,
Quod sim causa tuae viae,
Ne me perdas illa die!

Treuer Heiland, komm und wende
Meiner Schuld ein gnädig Ende,
Mein Verderben nicht vollende!

Quaereus me sidisti lassus,
Redemisti crucem passus,
Tantus labor non sit cassus.

Suchend mich auf rauhem Pfade,
Ward durchs Kreuz mir deine Gnade,
Solcher Arbeit nicht entrathe!

Juste judex ultionis,
Donum fac remissionis,
Aente diem rationis.

Richter über Tod und Sünden,
Laß mich Dein Erbarmen finden,
Vor des letzten Tags Verkünden.

Ingemisco tanquam reus,
Culpa nubet vultus meus,
Suplicanti parce, Deus.

Welch ein Seufzen schuld getragen,
Ach im Antlitz Graun und Zagen,
Herr, erbarm Dich meiner Klagen.

Qui Mariam absolvisti,
Et latronem exaudisti,
Mihi quoque spem dedisti.

Der Marien Trost gewähret,
Und den Mörder einst erhöret,
Mich auch Hoffen hast gelehret.

Preces meae non sunt dignae,
Sed, tu bovas, fac benigne,
Non perenni cremer igne!

Deiner unwerth ist mein Flehen,
Dennoch laß mich Gnade sehen,
Nicht in Flammen mich vergehen.

Inter oves locum praesta,
Et ab hoedis me sequestra,
Statuens in parte dextra.

Daß verloren ich nicht scheide,
Der Verdammten Spruch vermeide,
Nimm mich auf an Deine Seite.

Nr 6. (Chor.)

Confutatis maledictis,
Flammis acribus addictis,
Voca me cum benedictis.

Weh euch allen Fluch gebornen,
In der Hölle Gluth verlornen!
Rette mich zu den Erkornen!

Oro supplex et acclinis,
Car contritum quasi cinis,
Gege ouram mei finis.

Sieh in Demuth Dir mich beugen,
Mein gebrochen Herz Dir neigen,
Laß mein Ende für Dich zeugen.

Nr. 7. (Chor.)

Lacrimosa dies illa,
Qua nesurget ex favilla,
Judicandus Homo reus,
Huic ergo, parce Deus.

Tag der Thränen, Tag der Klage,
Aus dem Staub zum letzten Tage
Steigt der Mensch, von Schuld beladen,
Schone seiner, Herr, in Gnaden.

Pie Jesu Domine,
Dona eis Requiem!
Amen!

Treuer Jesu, schone seiner,
Schenke ihnen ewige Ruh,
Amen!

Nr. 8. (Chor.)

Domine Jesu Christe!
Rex gloriae, Libera
Animas omnium fidelium defuncto-
rum
De poenis inferni;
Et de profundo lacu!

Gott und Erbarmer, Christe,
Der Ehren Herr, Frei laß die
Seelen fein Aller, die in Treue zu
Dir dahin sind,
Von Tod und Verderben,
Und aus der Nacht der Hölle.

Libera eus de ore Leonis,
Ne absorbeat eas tartarus,
Ne cadant in obscurum.

Rette sie alle vom Rachen des Löwen,
Daß der Abgrund sie nicht verschlinge,
Daß sie nicht in Elend fallen!

Sed, signifer, sanctus, Michael,
Repraesentet eas in lucem sanctam.

Dein heilges Banner leite sie,
Herr, durch Deinen Engel zum ewigen
Lichte!

Quam olius Abrahae promisissi;	**Wie einst Du Abraham hast verheißen**
Et semini ejus.	**Und seinem Geschlechte.**

Nr. 9 (Chor.)

Hostias ac preces tibi	**Opfer und flehende Bitten tönen Dir,**
Domine, laudis offerimus;	**Herr, wir lobpreisen Dich;**
Tu suscipe pro animabus illis,	**Du neige Dich gnädig den Seelen allen,**
	Deren heut wir fromm gedenken vor Deinem Thron!
Quarum Hodie memoriam facimus.	**Laß sie, Herr, zu Dir erstehen,**
Fac eas de morte transire ad vitam.	**Vom Tode zum Leben!**
Quam olius Abrahae promisisti,	**Wie einst Du Abraham hast verheißen**
Et semini ejus!	**Und seinem Geschlechte!**

Nr. 10. (Chor.)

Sanctus, Sanctus, Sanctus!	**Heilig! Heilig! Heilig!**
Dominus, Deus, Sabaoth!	**Herr, unser Herrscher Zebaoth!**
Pleni sunt coeli et terra gloria tua!	**Laut tönt durch Himmel und Erde herrlicher Lobgesang!**
Osanna in excelsis!	**Hosianna in der Höhe!**

Nr. 11. (Quartett.)

Benedictus, qui venit in nomine Domini.	Sei gesegnet, Du kamest im Namen des Ewigen!

Nr. 12. (Chor.)

Osanna in excelsis!	Hosianna in der Höhe!

Nr. 13. (Chor.)

Agnus Dei, qui touis peccata mundi,	Du Lamm Gottes, wie trägst Du der Menschheit Sünden!
Dona eis requiem aeternam,	Schenke ihnen Ruhe, Herr, ewgen Frieden!
Lux aeterna luceat eis, Domine,	Strahlend leuchte ihnen ewiges Licht, o Herr,
Cum sanctis tuis in aeternum,	Mit Deinen Heil'gen dort in Ewigkeit,
Quia pius es.	Herr, Du frommer Gott!
Requiem aeternam	Ruhe gieb und Frieden Ihnen
Dona eis Domine.	Herr in Ewigkeit.

Uwe Lornsen,

eine Erinnerung aus Schleswig-Holstein

1873.



Wenn man mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit die Standbilder betrachtet, die das dankbare Vaterland seinen großen Männern errichtet hat, wenn man den Standbildern Friedrich des Großen und der Generale des siebenjährigen Krieges, den Denkmälern Friedrich Wilhelm III, des Feldmarschalls Blücher, der Generale Gneisenau, York, Scharnhorst und Bülow, wenn man den Statuen Luther's, denen von Göthe, Schiller, Lessing, Schinkel, Bach, Mozart, Beethoven, Weber und Rauch, den Standbildern eines Freiherrn von Stein, eines Fürsten Bismarck und so vieler andrer großer Männer im Deutschen Vaterlande gegenüber steht, dann fühlt man sich von dem Athemzuge der Geschichte angeweht, der in erhebender Gewalt die großen Thaten Aller derer uns in Erinnerung bringt, durch die das Vaterland in blutiger Hebung frei und groß geworden während des Friedens, in Kunst und Wissenschaft vorwärts bewegt worden ist.

Es war im Jahre 1873, als in der Provinz Schleswig-Holstein einem Manne, der Uwe Lornsen hieß, ein Denkmal errichtet und am 24. März feierlich eingeweiht wurde.

Fragt man nun diejenigen, die den Verhältnissen dort näher standen, als die große Mehrzahl unsrer Landsleute aus den deutschen Gauen, die Uwe Lornsen's Lebensgang kannten und wußten, was er für das Vaterland gethan und nicht gethan, was dieser Mann denn eigentlich gewesen, so ist die Antwort, daß er Kanzleirath des damaligen Königs von Dänemark, Friedrich VI., und von diesem im Jahre 1830 zum Landvogt von

Sylt ernannt war, und daß er auf dem Wege von Kopenhagen, nach den Westinseln, wohin ihn sein König gnädig entlassen hatte, statt sich an den Ort seiner Bestimmung zu begeben, nach seiner Ankunft in Kiel angefangen hat, für Verfassungsveränderungen in den damaligen Herzogthümern Schleswig und Holstein zu agitiren. In diesem Sinne hat er damals eine kurze Schrift drucken und vertheilen lassen. Man weiß, daß er hierin Neues nicht erdacht, doch den Moment glücklich getroffen und dadurch unter manchen inneren Schwankungen die verwickelte Verfassungsfrage seines Geburtslandes für einige Zeit in Fluß gebracht, daß er diese aber nicht im Deutschen, sondern, den damaligen Verhältnissen gemäß, im eng Schleswig-Holsteinischen Sinne behandelt hat. Man weiß aber auch, daß die damalige kurze Bewegung im Sande verlaufen ist.

Der Erfolg war überhaupt bei der großen Verehrung, deren König Friedrich VI. von Dänemark sich im Lande erfreute, ein nicht unbestrittener. Hiermit ist seine politische Rolle zu Ende gewesen. Man hörte seiner Zeit selbst von seinen Verehrern und Freunden, daß er von der geschichtlichen Entwickelung seines Vaterlandes keine hinreichenden Kenntnisse gehabt, über die eigentliche Verfassung und die Rechte seines Volks zur Zeit, als er seine Agitation begann, sehr wenig unterrichtet gewesen sei und daß es ihm an der wissenschaftlichen Grundlage, die man von dem Staatsmann und Politiker hätte fordern können, gefehlt habe.

Der König, gegen den er persönlich schwer gefehlt, dem er die Beamtentreue gebrochen hatte, ließ ihn verhaften, und das Gericht erkannte auf einjährige Festungsstrafe und Dienstentlassung.

Schon während der Untersuchung hatte er angefangen, sich schwach zu zeigen. Als er wieder frei war und nun, ohne durch Eid und Pflicht gebunden zu sein, für seine Ideen, für seine freie Ueberzeugung hätte wirken können, war von einer politischen Thätigkeit für die damaligen Herzogthümer nicht weiter die Rede. Seine Rolle war zu Ende.

Man hat ihn als Märtyrer der Freiheit seines Landes bezeichnet. Es scheint, daß er für das gelitten habe, was er verschuldet hatte.

Aus Gesundheitsrücksichten hat er späterhin Europa verlassen,

ist nach Verlauf einiger Jahre tiefsinnig dorthin zurückgekehrt und hat sein Leben im Genfer See beendet.

Diejenigen, die sich im Jahre 1873 um seinen Namen schaarten und ihm in Rendsburg einen Standbild errichtet haben (ein Graf Eduard Baudissin, ein Lehrer Namens Sönksen und andere Particularisten), werden nicht sagen können, daß die vorstehende Scizze des Laufs, den das Leben Uwe Lornson's genommen, eine unrichtige sei, daß sie diesen nicht in voller Objectivität darstelle.

Fragt man aber, warum in aller Welt diesem Manne ein Denkmal habe gesetzt werden müssen, so hören wir, daß er das politische Leben in Schleswig-Holstein in Gang gebracht, den ersten Anstoß zur freiheitlichen Entwickelung des Landes gegeben haben solle. Die erwähnte kurze Schrift wird als der Anfang des Verfassungslebens in den Herzogthümern, als die bahnbrechende That Uwe Lornson's betrachtet.

Es gab in diesem Lande sehr Viele, die darüber die Achseln gezuckt haben, Viele, die sich dessen sehr wohl erinnerten, wie resultatlos die damalige kurze Bewegung verronnen war, Viele, die sie dem damaligen Könige gegenüber entschieden gemißbilligt haben, Keinen, der sie mit der späteren Deutschen Bewegung in den Elbherzogthümern in Verbindung zu setzen vermocht hätte. Dahlmann hatte seiner Zeit vergeblich versucht, den deutschen Geist zu wecken. Dieser schlief noch, auch in Lornsen.

Die Männer, die diesen im Jahre 1873 auf ihren Schild zu heben versucht haben, haben sich von denen, die in dieser Zeit das bekannte: Los von Dänemark, im deutschen Sinn gesprochen hatten, getrennt. Denn sie betonten die sogenannten Landesrechte und nicht die deutsch-nationale Seite der Erhebung des Jahres 1848.

Ihnen war die preußische Herrschaft in ihrem Vaterlande verhaßt; die Jahre 1866 und 1870/71 waren ihnen nur historische Zahlen geblieben.

Sie konnten sich nicht entschließen, ihre Blicke über die engen Grenzen ihres kleinen Landes hinaus auf das Ganze des Vaterlandes zu richten.

Der angestammte Fürst, dessen Herrschaft gleichbedeutend gewesen sein würde mit der Wiederkehr des dänischen Regiments,

galt ihnen mehr, als die werthvolle Stellung des Landes im preußisch-deutschen Staatsverbande.

Es gab wohl hervorragende Männer in den Herzogthümern (Reventlow, Beseler), die gerade während der Erhebung von 1848 im Vordergrunde standen. Aber sie waren des Deutschthums in dem späteren Sinne verdächtig. Ihnen durften keine Denkmale gesetzt werden. Man mußte einen Mann finden, der nur allein für die Landesrechte als solche gewirkt hatte. Man fand nur Lornsen, von dem es bekannt ist, daß er Preußen jeder Zeit gehaßt hat.

Es handelte sich in dieser Sache um eine Demonstration, durch welche der Regierung Kaiser Wilhelm's ein Stoß versetzt werden sollte. Denn „Recht muß ja doch Recht bleiben,“ auch wenn über des Herzogs von Augustenburg Ansprüche längst zur Tagesordnung übergegangen worden war. Ob dadurch Preußen wohl aus seinen Fugen gehoben werden sollte?

Es ist so fatal, daß die Majoritätsbeschlüsse des Landes und der Volksvertretung bindend sind und respectirt werden. Das übrige Deutschland zuckte über das unverständige, unverständliche und für Viele lächerliche Schauspiel, das in dieser schönen Provinz des deutschen Reichs und Preußens aufgeführt wurde, die Achseln. Die so stark betonten Landesrechte aber werden durch die gesetzgebenden Körper in Preußen geordnet, ohne daß es im Belieben einer verschwindenden Minorität liegen könnte, ob sie dieselben anerkennen will oder nicht.

Wird man nun noch fragen können, in welcher Absicht das Denkmal für Uwe Lornsen errichtet worden ist?

Man hat dasselbe dem Particularismus errichtet. Es wird ein Parteidenkmal sein, das den kommenden Geschlechtern nicht verständlich, der lebenden Generation ein Zeugniß von der Localfarbe eines kleinen Bruchtheils der Bevölkerung ablegen wird, der so gerne gegen die politische Einigung mit Preußen und dem deutschen Reiche protestiren möchte, in welcher Schleswig-Holstein in festgestählter Sicherheit und Kraft als deutsches Land gegen die Vergewaltigungen fremder Mächte für alle Zeiten geschützt ist.

Wohl versteht man noch jetzt in Deutschland die Feier eines Tages (24. März), an dem einst das Wort: Los von Däne-

mark gesprochen werden konnte. Unverständlich bleibt das Denkmal eines Mannes, der hierfür nichts gethan und der die Zeichen der Zeit nicht verstanden hat, deren gewaltiger Gang sein Vaterland von kleinen und kleinlichen Sonderinteressen trennen und dasselbe zu einem kräftig wirkenden Bestandtheil des großen und mächtigen deutschen Reichs zu erheben berufen gewesen ist.



Druck von W. Schuwardt & Co. (H. Hallberg), Leipzig.



